

Alex Spohr (Hrsg.)



FESSELN DER LUST



Herausgeber

Alex Spohr

Autorinnen, Autoren & Andere

Prof. Heinz Featherly

Serina Hänichen

Lance Hard

Hexaplex

Hinz Kunzson

Rose Lipsdick

Lieschen Müller

Amelia Portlock

Alex Spohr

Axel Spor

Mháire Stritter

Nathander Weise

Alex Spohr (Hrsg.)

Fesseln der Lust

Elf erotische *Das Schwarze Auge*®
Kurzgeschichten

Originalausgabe

*Mit Dank an Eevie Demirtel, Nicolas Mendrek, Philipp Neitzel,
Sebastian und Louisa Würden
(für ihre Expertise zum Thema Pornographie)*

*Liebe, wie es dir gefällt
-Kushiel-Trilogie von Jacqueline Carey*

Impressum

Ulisses Spiele
Band US257114
Titelbild: Nadine Schäkel
Aventurien-Karte: Daniel Jödemann
Lektorat: Frauke Forster
Korrektorat: Julian Härtl
Umschlaggestaltung und Illustrationen: Nadine Schäkel,
Patrick Soeder
Layout und Satz: Michael Mingers

Copyright © 2018 by Ulisses Spiele GmbH, Waldems. DAS SCHWARZE AUG, AVENTURIEN und DERE, MYRANOR, RIESLAND, THARUN und UTHURIA sind eingetragene Marken der Significant GbR. Alle Rechte von Ulisses Spiele GmbH vorbehalten.

Titel und Inhalte dieses Werkes sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck, auch auszugsweise, die Bearbeitung, Verarbeitung, Verbreitung und Vervielfältigung des Werkes in jedweder Form, insbesondere die Vervielfältigung auf photomechanischem, elektronischem oder ähnlichem Weg, sind nur mit schriftlicher Genehmigung der Ulisses Spiele GmbH, Waldems, gestattet.

Printed in the EU.

Print-ISBN 9783963310140
Ebook-ISBN 9783963310591

Inhaltsverzeichnis

Fesseln der Lust

Alex Spohr und Nathander Weise

8

Der Levthansweg

Die Chroniken von Zirbel und Lutti 1
von Hexaplex und Rose Lipsdick

19

Ein Hund

Lieschen Müller

66

Rahjanisches Ränkespiel

Lance Hard

110

Der rote Ritter

Alex Spohr und Axel Spor

151

Das Glück der Feen

Serina Hänichen

203

Rakorium Muntagonus und der Fluch der Sss'Varr

Prof. Heinz Featherly

235

Amir und die Piraten

Hinz Kunzson

262

Schloss Rohajaslust

Amelia Portlock

311

Die Rache des Erzmagus

Die Chroniken von Zirbel und Lutti 2
Hexaplex und Rose Lipsdick

332

Blick in den Spiegel

Mháire Stritter

380



Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser und Andere!

Das ich jemals als Herausgeber für eine Anthologie mit dem Thema Erotik fungiere, hätte ich früher stets mit einem Lachen verneint. Mein Gebiet ist die Phantastik, da kenne ich mich aus, da bin ich Zuhause. Dennoch muss ich gestehen, dass ich zusammen mit der Idee von Wege der Vereinigungen insgeheim die Hoffnung hatte, zusätzlich eine Kurzgeschichten-Anthologie mit erotischen Inhalten herauszubringen. Meine geschätzte Kollegin Eevie hatte sich hingebungsvoll um die Kurzgeschichten aus dem Band Sternenleere gekümmert. Das war ein Projekt, was ihr sehr am Herzen lag und wofür sie alles gegeben hatte, damit es ein großartiges Buch wurde. Und so war es für mich selbstverständlich, dass ich mich auch um die erotischen Geschichten des in Fesseln der Lust kümmern würde, schließlich war ich zu Teilen auch Initiator des Bandes.

Phantastisch-erotische Geschichten waren Neuland, nicht nur für mich, sondern auch für einige der Autoren und Autorinnen. Es sind dennoch exzellente, spannende und erotische Geschichten bei den Arbeiten entstanden.

Wir hatten uns dazu entschlossen, vor allem Geschichten rund um bekannte aventurische Prominente zu verfassen. So werdet ihr beispielsweise erfahren, wie es um die Liebe zwischen Kaiserin Rohaja und ihrem Gemahl Rondrigan bestellt ist, oder was hinter einem Geschenk an die machtvolle Hochelfe Pardona, die Zunge des Namenlosen, steckt.

Wir haben uns bemüht, die ganze Vielfalt der aventurischen Erotik und Sexualität abzubilden. Deshalb werdet ihr Geschichten zu allen möglichen Spielarten der Liebe und in unterschiedlichen „Härtegraden“ wiederfinden. Bei einigen Geschichten möchte ich im Vorfeld darauf hinweisen, dass sie Themen beinhalten, die man nur lesen sollte, wenn man damit umgehen kann.

Amir und die Piraten beinhaltet einige sehr explizite und gewalttätige Beschreibungen bis hin zu sexueller Gewalt. Die Chroniken von Zirbel und Lutti sind weniger explizit, dafür spielen hier, wie in der Geschichte Fesseln der Lust, die Themen Dominanz und Unterwerfung eine größere Rolle. Der Rote Ritter und Schloss Rohajaslust sind teilweise sehr explizit in der Darstellung erotischer Inhalte. Blick in den Spiegel beschreibt einige gewalttätige Szenen. Unabhängig davon, sind die dortigen Erotikszenen ebenfalls sehr explizit.

Aber genug der Warnung: Viel Spaß bei der erotischen Reise durch Aventurien.

Waldems-Steinfischbach, an einem schwül-erotischen Sommertag 2018

Alex Spohr



Fesseln der Lust

von Alex Spohr und Nathander Weise

Niemand, außer uns Geweihten der Schönen Göttin, ahnt, wie wichtig Disziplin und Beharrlichkeit für eine Dienerin der Leidenschaft sind und welche exotischen Kenntnisse des Liebesspiels eine Priesterin beherrschen muss. Die meisten Menschen stellen sich vor, dass eine Rahjageweihte den lieben langen Tag dem Müßiggang, den weltlichen Genüssen und der körperlichen Liebe frönt. Gewiss, dies ist auch Teil unseres Lebens, aber wer uns darauf reduziert, hat den Willen der Göttin nicht verstanden und beurteilt unsere Ausbildung falsch. Es sind genau die gleichen Vorurteile wie die Behauptung, dass eine Rondrageweihte nur Duelle im Namen von Göttin und Ehre ausficht und eine Phexgeweihte einzig den Diebstahl begehrenswerter Kleinodien im Sinn hat. Eine Rahjageweihte ist viel mehr als eine Liebesdienerin.

Ich möchte euch deshalb eine Geschichte erzählen. Eine Geschichte, die euch zeigen soll, dass die Aufgabe einer Dienerin der Leidenschaft mannigfaltige Herausforderungen bereithält, gleich ob körperlicher oder seelischer Natur. Doch zunächst gehört es sich, dass ich mich kurz vorstelle: Mein Name ist Yasmina saba-es-Sulef und ich bin eine Geweihte der Rahja. Geboren wurde ich in der mondsilbernen Stadt Zorgan, der immer noch mein Herz und meine Seele gehören, doch die sich beides mit der Serenissima teilen muss. Schon länger wohne ich in Belhanka, um der Göttin in ihrem wichtigsten Tempel zu dienen. Von Zeit zu Zeit reise ich aber durch halb Aventurien, denn anders als

viele meiner Glaubensbrüder und -schwestern bin in gerne unterwegs und scheue auch nicht die Strapazen einer langen Reise. Ich konnte schon die Kaiserstadt Gareth bewundern (und habe ebenso ihre Schattenseiten kennengelernt), aber auch die Region Almada (deren Wein meiner Meinung nach der beste ganz Aventuriens ist) und die Stadt Auen (wo ein guter Freund von mir herkommt, Bruder Hilbert).

Das Leben und Rahja meinten es bislang gut mit mir. Weder kann ich mich über Hunger beklagen, noch über zu wenige oder die falschen Freunde. Als Jugendliche war ich weniger verantwortungsvoll als heute und man sagte mir wohl zu Recht nach, einen Hang zu Ilmenblatt, Zithabar und anderen Rauschkräutern zu haben, und dass ich den Gläubigen nicht richtig zuhörte. Heute sind zumindest meine Ohren immer dort, wo jemand eine Bitte an die Göttin richtet. Obwohl man es nicht erwarten würde, bin ich doch schon in so manches Abenteuer gestolpert. Ob auf der Suche nach dem legendären Schwertkönig an der Seite meines Freundes Djidhe oder als Blutopfer für einen finsternen oronischen Kult – meine Erfahrungen würden manchem Avesgeweihten Ehre machen! Doch auch ich bin hin und wieder in einer verzweifelten Lage. So wie vor einer Woche, als ich einen Brief meiner guten Freundin Elyria erhielt.

Elyria ist eine der angesehensten Lyceum-Kurtisanen der ganzen Serenissima. Ihre Kundschaft reicht weit bis über die Stadtgrenzen hinaus und ihr Ruhm hat dazu geführt, dass sie sich ihre Gunst in Dukaten aufwiegen lässt. Sie ist eine ganz besondere Frau, der Rahja eine Gabe geschenkt hat, die sie nur wenigen zuteilwerden lässt. Selbst unter uns Geweihten ist sie selten. Elyria ist eine Meisterin darin, Schmerzen während des Liebesspiels in heilige Ekstase zu verwandeln.

Wo Elyria darin eine Meisterschaft entwickelt hatte und auf ihre göttergewollten Gaben vertrauen konnte, war ich eine blutige Anfängerin auf dem Gebiet der al'anfanischen Spielarten der Liebe. Meine Stärken waren andere. Meine Lehrmeisterin meinte einst zu mir, dass ich sehr einführend sei und zärtlich zu jedem und jeder. Ich verstehe mich darauf, jedem durch die Berührung

meiner Hände und meiner Zunge Freude zu bereiten. Die Kunst mit Peitsche und Fessel zu arbeiten war mir nur beiläufig beigebracht worden.

Dennoch traf ich mich mit meiner Freundin, schließlich wäre ich eine schlechte Ratgeberin, wenn ich mir bei jemandem, der mir so nahe steht wie sie, erlauben würde fernzubleiben. Als Dienerin der Leidenschaft ist es meine Pflicht und Berufung zu helfen.

So empfing mich Elyria im Lyceum Tulipan, einem der Höfe der Abendröte, der berühmtesten Kurtisanenschulen des ganzen Horasreiches. Obwohl sie sich eine eigene Villa leisten konnte, arbeitete Elyria von Zeit zu Zeit im Lyceum, da sie innerhalb der Stadt das republikanische Gesetz achtete, welches die Kombination von rahjanischen mit phexgefälligen Geschäften verbot. Sie liebte das meridianische Ambiente des Hauses und nirgendwo sonst konnte sie ihrer Berufung besser nachkommen, als hier.

Als ich sie in einem der Zimmer traf, bemerkte ich sofort, dass es ihr nicht gut ging. Elyrias sonst so strahlendes Gesicht war aschfahl. Sie lag auf dem Himmelbett und sah mich mit glasigen Augen an. Ich näherte mich ihr zwar, doch hielt Anstand, falls sie ansteckend war.

»Meine Liebe, danke, dass du gekommen bist«, sagte sie mühevoll und fing an zu husten. »Wie du siehst, hat es mich erwischt. Der Medicus sagt, dass ich einige Tage lang noch das Bett hüten muss.«

»Was hast du denn? Ich hoffe, es ist nichts Schlimmes!«, wollte ich wissen, denn ich machte mir ernsthafte Sorgen.

»Efferdsbrennen.«

Eine unangenehme Krankheit, sehr schmerzhaft, aber nicht gefährlich. Nur ihrer Berufung durfte Elyria einige Zeit nicht nachkommen. Es war zu gefährlich, dass sie einen ihrer Kunden anstecken würde.

Sie erklärte mir, dass sie selbstverständlich vorsichtig gewesen war, aber einer ihrer Freier, dem man die Krankheit nicht angesehen hatte, hatte sie offenbar angesteckt. Das war für Elyria aus mehreren Gründen unangenehm. Sie war krank und hatte

Schmerzen, würde den Heiler bezahlen müssen und hatte Verdienstausschlag für eine gute Woche. Am schlimmsten war aber der Grund, warum sie mich hergebeten hatte.

»Morgen sollte ich einen besonderen Gast im Lyceum empfangen. Den Sohn eines mhanadischen Emirs. Ein echter Prinz.«

»Du machst Scherze, Elyria.«

»Nein, meine Liebe. Es ist die Wahrheit. Sein Vater hat das Treffen arrangiert. Du wirst dich sicherlich fragen, warum er diese weite Reise auf sich genommen hat. Vor allem wegen einiger Geschäfte, aber eben auch, um mir einen Besuch abzustatten. Jadir, so heißt der Prinz, ist wohl sehr begeisterungsfähig für meine Kunst.«

Ich hätte nicht fragen sollen, aber so etwas weiß man vorher nie. »Und was gedenkst du nun zu tun? Kann kein Perainegeweihter dir schnell helfen?«

»Da ich krank bin, wird das Treffen nicht stattfinden können. Ich darf nicht riskieren, ihn anzustecken. Das würde schreckliche Konsequenzen für uns beide haben. Ich brauche aber seinen Vater als zuverlässigen Geschäftspartner. Ich brauche seine Stoffe für meine Kollektion. Und deswegen dachte ich mir, du könntest mir helfen und für mich einspringen. An die Perainegeweihten ist nicht zu denken. Ich hatte letzts mit Bruder Zintaro einen Streit. Du weißt doch, wegen seines Sohnes ...«

Die Verführung von Zintaros Sohn war das Thema einer ganzen Woche in den Kneipen und Tavernen Belhankas gewesen. Elyria hatte den jungen Mann kostenlos in die Geheimnisse der Liebe eingewiesen, da sie ihn mochte. Der Junge hatte sich Hals über Kopf in sie verliebt und sein Vater kochte vor Zorn – nicht, weil er die Lyceum-Kurtisanen für unschicklich hielt, sondern weil Elyria den Geweihten selbst vor einigen Wochen abgewiesen hatte.

»Ich soll dir helfen? Aber es verlangt ihm nach dir? Das wäre eine Täuschung!«

»Das wäre es, aber eine in Rahjas und Phexens Sinne. Jadir wäre nicht enttäuscht, ich kann mit seinem Vater über weitere

Geschäfte korrespondieren und würde dir einen Gefallen schulden. Für alle ein Gewinn.«

Ich hätte ablehnen können. Weder hätte Elyria etwas dagegen tun können, noch hätte ich meine kirchlichen Pflichten verletzt. Aber ich sagte aus einem mir unerfindlichen Grund zu. Vielleicht war es meine Neugier auf den Prinzen, vielleicht auch das Gefühl, dass ich meiner Freundin helfen sollte. Möglicherweise auch die Herausforderung, mich einer Spielart der Liebe zu stellen, von der ich noch weniger Ahnung als von der Pferdezucht hatte (ja, ich gestehe, Pferde und ich kommen nicht gut miteinander aus; mir waren Ponys schon immer lieber als große Shadifhengste). Zwar machte ich mir Sorgen, dass der Schwindel aufflog, aber Elyria hatte keine Bedenken. Meine Tätowierung am Knöchel wies mich nicht zwangsläufig als Rahjageweihte aus. Ich hatte damals bei der Weihe auf ein Rosenmotiv verzichtet und stattdessen das Symbol der Göttin gewählt. Insofern war meine Wahl durch Elyria eine gute. Fast jede andere Geweihte hätte der Prinz wohl durch die Rosentätowierung durchschaut. Und es ehrte mich, dass Elyria mich und keine andere Lyceum-Kurtisane ausgewählt hatte. Auch meine Zweifel, ob ich Jadir bei einem nächsten Treffen wieder zur Verfügung stehen müsste, zerschlug Elyria. Der Prinz hatte nur einen Termin mit ihr vereinbart und würde dann wieder nach Hause zurückkehren. Elyria würde die nächsten Jahre keinem weitere Treffen zustimmen und Jadir war wohl fast nie im Horasreich unterwegs, sondern für seinen Vater üblicherweise in Aranien, Maraskan und Meridiana. Es bestand also kein großes Risiko.

Am gleichen Tag traf ich mich mit Amaziella Bosvani im Weinlokal ‚Aves Netz‘. Man kann wohl behaupten, dass Amaziella und ich ebenfalls Freunde sind. Gelegentlich würde ich aber das Gegenteil behaupten. Wir waren wie eine Münze, nur jeweils die andere Seite. Wir waren das Gegenteil in Körper und Geist. Während ich klein war und schwarze Haare hatte, war sie über eins achtzig Schritt und ihr Haar leuchtete so hell wie die Strahlen der Praiosscheibe. Ich war eine gute Tänzerin, sie eine schlechte. Sie mochte Pferde, ich nicht. Meine Brüste waren von angeneh-

mer Größe, ihre gigantisch (und wohl eine dauerhafte Modifikation durch einen Verwandlungsauber – so erzählte man es sich im Tempel). Aber wir liebten beide die Menschen und die Göttin. Und unser gemeinsames Vergnügen erfüllte uns beide trotz unserer Unterschiede mit freudiger Erinnerung.

Ich glaubte, dass sich Amaziella mit al'anfanischen Praktiken besser auskannte als ich, also wollte ich mir bei ihr Rat einholen. Trotz aller Unterschiede schätzen wir uns gegenseitig und Amaziella würde helfen, schließlich würde ich dafür in ihrer Schuld stehen. Vermutlich würde sie den nächsten Besuch bei ihrer Lieblingschneiderin Ninara oder bei der Konfiserieabteilung der Schokoladenmanufaktur auf meine Rechnung setzen. Das war es mir wert.

»Ein tulamidischer Prinz, der auf al'anfanische Spielchen steht? Bei Rahja, du meinst aber nicht Jadir ibn Khorim?«, fragte Amaziella wenig begeistert und nippte an ihrem Raschtulswaller Wein.

»Das ist sein Name.«

»Meine Liebste, ich muss dir gestehen, ich würde mich von ihm fernhalten.« Amaziella, die ich nur selten nicht lächeln sah, machte ein besorgtes Gesicht.

»Gibt es etwas, das ich über ihn wissen sollte? «

Sie machte eine längere Pause, kippte den restlichen Wein hinunter und fing an mit ihren Fingern einige ihrer Haarsträhnen zu wirbeln.

»Mir ist zu Ohren gekommen, dass er während des Liebesspiels die Grenze zwischen Rahjas Freude und finsternen Gesinnungen nicht allzu ernst nimmt. Zahlreiche Frauen sollen nach einer Nacht mit ihm die Hilfe eines Medicus benötigt haben.«

»Rahja bewahre! Hat er sie körperlich schwer verletzt?«

»Keine körperlichen Wunden, die ein wenig Wirselsalbe nicht heilen könnte. Der Schaden an der Seele war schwerwiegender.«

Amaziella wirkte bedrückt, ein Zustand, den ich so von ihr nicht kannte.

»Wie viel Erfahrung hast mit der al'anfanischen Praxis?«, wollte Amaziella wissen.

»Nicht viel. Sieht man von sanften Hieben mit der Hand auf den Po ab. Und die Sache mit dem Levthansband ...«

»Ah, die Sache mit dem Levthansband. Und dem Zwerg, richtig? Dem Zwerg!« Plötzlich war sie wieder zu Scherzen aufgelegt und wirkte fröhlich.

»Vielleicht wird dir das helfen. Du kennst das Gefühl, wenn etwas Göttliches über dich hereinbricht, und du dich nicht wehren kannst. Aber sei gewarnt: Jadir wird dich fordern, so wie noch nie jemand dich gefordert hat. Es wird dir alles abverlangen.«

Mit einem mulmigen Gefühl traf ich meine Vorbereitungen. Ich übte im Tempel mit Amaziellas Hilfe noch einmal den Umgang mit der Lustpeitsche, dem Paddel und dem Brabaker Rohr. Im Rahjasutra ging ich noch einmal alle Positionen durch, die sich näher mit den levthanischen Praktiken beschäftigten. Und ich betete inbrünstig zu Rahja.

Jadir ibn Khorim hatte ein Treffen nach Sonnenuntergang im Lyceum Tulipan vereinbart. Ich hatte mich deshalb am Morgen noch einmal intensiv meiner körperlichen Ertüchtigung und Reinigung gewidmet. Nach den morgendlichen Rahjasutra-Übungen ging ich in das Tulamidische Bad, das mich bei jedem Besuch an meine alte Heimat erinnerte. Ich schwamm, ließ mich massieren und hatte einen besonderen Spezialisten unter den Frisören der Stadt bezahlt, um mich von jedem lästigen Haar unterhalb meines Kopfes zu befreien. Mit meiner neuen aranischen Frisur fühlte ich mich bereit, dem Schicksal entgegenzugehen, dass Rahja für diese Nacht für mich vorgesehen hatte.

Jadir sollte mich nicht als Rahjageweihte erkennen, also trug ich einen schwarzen Mantel aus Elyrias Garderobe und darunter aufregende schwarze Seidenstrümpfe und einen Halter. Die Unterkleidung war angeblich von dem Schneider Tuti dy Line-ra hergestellt worden und man sagte dem Stoff eine legendäre Beständigkeit nach (nur Fingernägel konnten ihm schaden, wo sogar Flammen versagten). Der Raum, in dem wir uns trafen, war ein luxuriöses Schlafzimmer, allerdings mit einem Arsenal von

Liebesspielzeug der exotischeren Art. Neben erotischen Motiven der Künstlerin Ravene di Sarto und dem einen oder anderen Roman der Schriftstellerin Lutisana da Marazin hingen dort Lederfesseln, Haken und eine Neunschwänzige. Meine ganze Aufmerksamkeit galt aber dem purpurnen Band aus Seide.

Jadir war ein gutaussehender Mann. Zumindest in meinen Augen. Er war für einen Tulamiden groß, zumindest größer als ich, (wobei ich in dieser Kategorie eher als durchschnittlich zählen muss). Er hatte sein Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und an einigen Stellen kürzer geschnitten als den Rest des Haupthaars. Er erinnerte mich an einen Rosenritter, den ich vor einiger Zeit im Rahjatempel von Elburum kennengelernt hatte und der so manches Geheimnis hütete. Sein Lächeln zeigte deutlich, dass er für mich Ähnliches empfand. Das würde es leichter machen. Zumindest dachte ich das zu diesem Zeitpunkt.

Bei den meisten Männern und Frauen gelingt es mir schnell, sie zu erregen. Bei Jadir war das anders. Ich musste mein ganzes Können abrufen und einsetzen. Zu Beginn unseres Spiels entledigte ich mich des Mantels, sodass er bewundern konnte, wonach er begehrte. Er wirkte ungerührt. Ich drückte ihn sanft und lächelnd auf das Bett, setzte mich kniend neben ihn und fing an, seine Lust mit jenen Techniken zu erwecken, die man in meiner Heimat den Biss der Schlange nennt. Nicht, dass ich mich rühmen will, aber jene, die schon in den Genuss meiner Kunstfertigkeit im horasischen Liebesspiel gekommen sind, behaupten, dass selbst Rahja es nicht besser machen würden. In mancher Hinsicht eine ketzerische Behauptung, aber ich nehme dieses Kompliment gerne entgegen. Nur beim Verschlingen des Python muss ich noch ein wenig üben und die Reflexe meines Körpers beherrschen lernen.

Von all dem zeigte sich Jadir aber unbeeindruckt. Ich war keineswegs verzagt, sondern vielmehr angespornt, dem Prinzen zu seinem Glück zu verhelfen. Ich strich mit meinen Haaren über seinen Körper, verwöhnte ihn mit meinen Händen, meinen Lippen, meinen Brüsten und meiner Zunge, doch seine Männlichkeit ließ sich nicht überzeugen. Erst dachte ich, dass er vielleicht kei-

nen Reiz an einem Frauenkörper empfand, aber nach allem, was ich über ihn wusste, konnte dies nicht der Grund sein. Ich fühlte mich schon halb wie eine Versagerin, wie ein Magier, der nicht mehr zaubern konnte, oder eine Kriegerin ohne ihr Schwert.

Doch aufgeben wollte ich nicht. Vielleicht hatte Jadir einfachere Bedürfnisse, also wendete ich eine Handtechnik an, die wenig ausgeklügelt, dafür aber effektiv war. Im Tempel wird sie zwar besprochen und sie ist in einigen Ausgaben des Rahjasutras illustriert, aber da sie vor allem von Huren und Lustknaben angewandt wird, wird sie nur selten von Rahjageweiheten benutzt, da sie nicht als kunstfertig gilt. Zwischendurch wählte ich noch das Aussaugen der Mango als zusätzliche Technik an, um Abwechslung zu bieten.

Es gelang mir endlich, sein Glied soweit zu erregen, dass ich nun anders weitermachen konnte. Hastig setzte ich mich auf ihn und wollte meinen ersten Erfolg durch die rhythmischen Bewegungen meines Körpers weiter wachsen sehen – oder spüren –, doch offenbar beging ich einen Fehler. Sein Glied erschlaffte und schlüpfte aus mir heraus. Ich war aufgelöst und verzweifelt. Noch nie hatte ich derart versagt. Schwierigkeiten treten gelegentlich auf, aber diese Herausforderungen gilt es zu überwinden. Bei Jadir jedoch fühlte ich mich wie eine Jugendliche, die die schlimmsten Fehler bei ihrem ersten Mal erlebte.

»Ich bin ein wenig überrascht. Wollten wir beide uns so vergnügen? Auf die herkömmliche Art? Ich dachte, du bietest mir mehr das, wonach mir der Sinn steht«, sagte er ein wenig enttäuscht.

»Bitte, sag mir, wonach dir verlangt.« Ich war verzweifelt ob meiner Unfähigkeit, also überlies ich ihm die Wahl unseres weiteren Vorgehens. Jadir sah sich um und ergriff die purpurnen Seidenfesseln auf dem Nachttisch. Er band meine Hände und Füße an die Bettpfosten, geschickt wie jemand, der dies schon hundertfach getan hatte. Ich hatte Angst. Ich wusste nicht, was auf mich zukam und Amaziellas Worte kamen mir wieder in den Sinn.

Anfangs begnügte sich Jadir mit der Lustpeitsche. Ich sah, wie seine Männlichkeit ganz ohne meine Berührungen wieder wuchs, prachtvoller als bei all meinen halbgelungenen Versuchen. Die Schläge wurden immer fester und ich musste mehrfach aufstöhnen. Zum einen war es der ziehende Schmerz jener Stellen, an denen er mich traf, zum anderen eine überraschende Wonne der Lust, die meinen Körper durchfuhr. Als er mich knebelte, wollte ich für einen kurzen Moment rebellieren, aber als er mich nach dem Lösungssignal fragte, sagte ich ihm, dass ich ihm vertraute und keines brauchte. Dieses Vertrauen erregte ihn noch mehr und so wie die Steifheit seines Gliedes zunahm, nahmen auch Pain und Qualen zu, die ich erlitt. Er wechselte während der Tortur seine Instrumente wie ein Ingerimmgeweihter seine Werkzeuge. Das Brabaker Rohr war schrecklich, die Neunschwänzige noch furchtbarer, aber als er kleine Klemmen fand und damit meine Rahjasknopsen einklemmte, durchfuhr mich ein nie gekannter Schmerz. Und doch verstand ich nun ein wenig besser, welche Lust Elyria empfand.

Jadirs Gesichtsausdruck wechselte zwischen Anspannung, Zorn und Freude. Körperlich berührte er mich nie, nur seine Spielzeuge machten sich an meinem Körper zu schaffen. Ich hatte das Gefühl, dass er mich mindestens eine Stunde bearbeitet hatte, als er aufhörte.

»Du bist dein Geld wert. Würdest du nun das gleiche für mich tun, was ich für dich getan habe?«, fragte er voller ausgelassener Freude.

Ich verstand erst nicht, aber als ich begriff, was Jadir wollte, nickte ich. Er entfesselte mich, nahm mir den Knebel ab und sah mich erwartungsvoll an. Ich war nicht schwer verletzt, aber durch die al'anfanischen Spielchen so mitgenommen, dass ich kaum Kraft hatte, seinem Wunsch Folge zu leisten. Ich betete kurz und leise vor mich hin, flehte Peraine und Rahja an, und spürte, wie meine Lebensgeister zurückkehrten.

Derart gestärkt ergriff ich die Fessel und band Jadir die Hände auf den Rücken. Obwohl sich dies grausam anhört, ich freute mich darauf, ihn zu bearbeiten. Von nun an war er der Aus-

gelieferte meiner Phantasien. Zwar muss ich zugeben, dass die al'anfanischen Spielarten der Liebe nie zu meinen Favoriten gehört haben, doch in dieser Nacht empfand ich dabei großes Vergnügen. Jeder Schlag mit der Neunschwänzigen war mir eine Freude und das heiße Wachs der Kerze, dass ich über seine Brust bis hinab zu seinem Glied vergoss und das ihn aufzucken ließ, waren mir ein Hochgenuss. Wir verbrachten drei gemeinsame Stunden, bis weder er noch ich mehr konnten.

»War dein Besuch zu deiner Zufriedenheit?«, fragte ich ihn, erschöpft neben ihm auf dem Bett liegend.

»Er war besser als ich es erwartet habe.« Sein Lächeln verriet allerdings seine Zufriedenheit.

Es gibt Menschen wie Jadir, deren Liebesleben auf eine einzige Spielart fixiert ist. Ich wusste, dass er darunter litt, aber ich wusste zugleich auch, dass ich nicht nur Elyria einen Gefallen getan hatte, sondern Rahjas Willen erfüllt hatte. Er wirkte glücklich und ich hatte einen Rausch erlebt, den ich noch nicht kannte. Jeden Tag würde ich dies nicht durchstehen, aber es konnte nichts schaden, seine Grenzen besser zu kennen.



Der Levthansweg

Die Chroniken von Zirbel und Lutti 1

von Hexaplex und Rose Lipsdick

Zirbel saß in seiner Kammer. Zwischen Büchern und Kerzen hatte er seinen Kopf in stiller Andacht zur Tischplatte sinken lassen. War es schon an der Zeit, seiner seelischen Unschuld zum letzten Geleit zu winken? Er wollte nicht sentimental werden, doch etwas an diesem kreisrunden Turmkämmerchen war ihm bereits so vertraut geworden, dass es ihn ängstigte.

Durch die schopfgroßen Löcher in den Wänden, die wohl für Fenster herhalten sollten, war kaum auszumachen, ob der Morgen bereits herangebrochen war. Dunkle Holzdielen bedeckten den Boden und verschluckten das meiste vom spärlichen Schein einer Reihe von Kerzen, die direkt auf dem Tisch gepflastert worden waren. Alles knarrte bei der leichtesten Berührung. Kaum hatte man den großen Zeh vom quietschenden Bett auf den Boden gesetzt, wurde eine Kettenreaktion bedrohlichen Ächzens und Keuchens ausgelöst, das vom dunklen Grund die Streben hinaufzitterte, welche das ebenfalls hölzerne Firmament auf ihren Schultern trugen. Schweren Herzens versuchte Zirbel seinen verkrampften Rücken zu strecken ohne dabei den Kopf vom Tisch zu nehmen. Als er sich schließlich sein Versagen in selbst diesem Belang eingestehen musste, tropften die Kerzen bereits in großen Lachen vom Schreibtisch zu Boden. Honigsüßer Wachsduft stieg empor und kitzelte Zirbels Nase.

Heftig schnaubend versuchte er das aufdringliche Aroma zu vertreiben. Es half nicht. Er ließ sich langsam vom Stuhl zu Boden gleiten, bis seine Knie unter dem Tisch zu Rande des Wachsteichs niedersanken. Während er abwesend das warme Wachs mit seinen sorgfältig abgekauten Fingernägeln bearbeitete, bemerkte er den glatt-matten Schimmer, den die Dielen angenommen hatten. Nicht weniger als ein Zeugnis unzähliger Generationen, die sich zu ihrer Zeit in seiner Situation befunden haben mussten. Hatten sie, wie er, nächtelang den schmalen Pfad zwischen Bett und Schreibtisch abgeschritten? Sich fragend, ob ihre Eltern sie noch lieben könnten, nach allem was sie hier gesehen und getan hatten?

Erzmagus Thomeg Atherion, Spektabilität der Akademie der Geistigen Kraft und Erhabener Fasars, hielt ihn wie eine Stubenkatze. Ein furchtbarer Gedanke, besonders wenn Zirbel bedachte, wie viele streunende Tiere er während seiner Jugend in Engsal aufgelesen und in sein Heim gesperrt hatte.

Seine sogenannten besten Absichten hatte er sich stets in Form der Ausdrücke ›Fürsorge‹ und ›Sicherheit‹ vorgebetet. Wie sollten die armen Kreaturen ohne ihn überleben, verlassen, in der Wildnis? Im Gegenzug verlangte er nur ein gewisses Maß an Gehorsamkeit und Liebe.

Erst jetzt wurde Zirbel klar, wie anders man jene Bedingungen verstehen konnte. Wie falsch. Absonderlich. Verdreht. Selbst wenn Atherion eine ganz andere Art von Liebe im Sinn hatte. Für einen Moment konnte Zirbel sein Hirn nicht davon abhalten, die losen Enden seines unglücklichen Vergleichs zu verbinden. Am schlimmsten war, dass Zirbel in seinem geistigen Auge Meister Atherions zufrieden edatisches Lächeln bis ins kleinste Fältchen um dessen Mundwinkel abbilden konnte, während er schnurrend seine Stiefel leckte.

Ein Zucken erschütterte Zirbels Brust und sein Rückgrat versuchte instinktiv die Belastung mit einer Gegenbewegung auszugleichen. Bevor er es verhindern konnte, krachte sein Kopf gegen die Tischplatte über ihm. Noch während seine Hände die Beule weg zu massieren versuchten, bevor sie spross, und kleine

Tränchen aus seinen Augen vertrieben, sah er einen brennenden Kerzenstummel vom erschütterten Tisch zu Boden fallen.

Nun vollends panisch pustete und wedelte er mit seinen Roben-ärmeln dem Flämmchen entgegen. Durch die Aufmerksamkeit erst recht ermutigt, wuchs es auf die doppelte Größe an. In einer Bewegung griff Zirbel nach seinem Spitzhut auf der Stuhllehne und schlug ihn wiederholt heftig auf die sprießenden Flammen, bis sie endlich aufgaben. Mit dem Schwinden des rhythmischen Pochens in Zirbels Ohren, wurde er der lautstarken Nachwehen des Turmzimmers gewahr, das, geschlagen und gebrandmarkt, bis ins Fundament röchelte.

Scheinbar zufrieden mit ihrem Kommentar, verfiel die Kammer wieder ins Schweigen.

Was für ein Zauberer du bist ... kannst nicht mal Feuer löschen. Was sieht Meister Atherion nur in mir ...?

Wenn Schlaf inmitten dieser Symphonie des Grauens unmöglich zu finden war, sollten ein paar Stunden Meditation wenigstens Zirbels Nerven beruhigen. Er glaubte sich selbst nicht, als er sich im Lotossitz aufs Bett setzte. Was sollte es schon helfen? Atherion war ein herausragender Lehrmeister. Seit Zirbel sich nach Fasar begeben hatte, um vom Pionier der Sexualmagie höchst selbst zu lernen, hatten sich seine Fähigkeiten enorm weiterentwickelt.

Seine Heimat Engasal rühmte sich zwar damit, die einzige Spezialausbildung für sexualmagische Künste in ganz Aventurien anzubieten, doch Zirbel wusste mittlerweile, dass das Engasaler Völkchen nicht nur mit Gebäck den Mund regelmäßig zu voll nahm. Die Liebesspielzeugmanufaktur Engasals war für ihren Erfindungsreichtum tatsächlich bis in die Freudenhäuser Al'Anfas bekannt. Niemand hatte jedoch je etwas von einer Engasaler Zauberschule gehört, geschweige denn, dass jemand Qualität erwarten würde.

Zirbels zauberhaftes Zauberlädchen in Grangor, beziehungsweise die Tatsache, dass niemandem auffiel, dass er es abgestoßen hatte, zeugte davon. Sein alter Lehrmeister Halbert in Engasal hatte über sechzig Götterläufe hinter sich, betrieb außerdem

eine Brauerei und war Teilzeitgardist der örtlichen Konditorei. Der bekam sie alle. Auch ohne Magie. Trotz allem. Zirbel musste schmollen. *Es liegt daran, dass dem Ollen immer ein Bier locker sitzt ... Gewiss, genau, jawohl.*

Nirgends, da war Zirbel sich sicher, waren eintausend Dukaten schlechter angelegt als in einer sexualmagischen Ausbildung Engasaler Schule. Das lag auch daran, dass Meister Halbert seinen Magierstab schon vor einigen Jahrzehnten verloren hatte. Im Grunde war er nichts als ein aventurischer Aufreißer, der von Zirbel Goldmünzen kassierte, ohne tatsächlich praktische Magie zu lehren. Trotz allem so weit gekommen zu sein, erfüllte Zirbel mit Stolz. Er hatte gelernt, sich selbst zu lehren. Er war kreativ geworden, hatte eigene Artefakte erschaffen und so manche interessante Reaktion erzeugt. Doch was hier in Fasar gelehrt wurde, überstieg seine kühnsten Hoffnungen.

Spektabilität Atherion war der erste Mensch, mit dem Zirbel jemals über die Künste der Fleischeslust gesprochen hatte. Zumindest in einem akademischen Sinne. Der alte Halbert in Engasal verstand Magietheorie und konnte sie vermitteln, würzte sie mit seinen Lebensweisheiten über die Lenden der jungen Leute und schob sie Zirbel als Sexualmagie unter. Meister Atherion war anders.

Ein Frösteln überkam Zirbel. Morgen schon sollte er sich beweisen.

Seit seinem ersten Zusammentreffen mit dem Magier hatte er viele Stunden in sein Studium investiert und einige Male einen Zauber unter den Augen seiner Mitschüler und der vielen Lehrer vorgeführt, deren Gunst er gewinnen musste, um schließlich bei Atherion vorsprechen zu dürfen. Es war ihm gelungen, Kraft seiner Gedanken seine Kleidung abzulegen. Ebenso konnte er mittlerweile zuverlässig Erregung anderer erspüren.

Dies war nichts im Vergleich zu der Macht, die in Atherion zu ruhen schien. Zirbel konnte fast körperlich spüren, wie lange der Weg von seinem Fertigungsstand zu dem seines Meisters war, wann immer er sich im selben Raum befand. Zu verstehen, warum er – von allen Leuten – hier in diesem Zimmer saß, um mor-

gen den Levthansweg zum Feuerkloster zu beschreiten, überstieg sein Fassungsvermögen. Sein Talent war begrenzt, seine Ausbildung lückenhaft. Es fehlte schlicht am Fundament für ein magisches Meisterwerk, selbst wenn Spektabilität Atherion Zirbels Durchschnittlichkeit als Herausforderung begriff.

Vielleicht stellte Zirbel sich die falsche Frage. Sein Privileg musste ein Unfall sein. Trotz all der astralen Gewalt im Arsenal des Meisters mangelte es ihm möglicherweise an der Urteilkraft, einen verlorenen Fall aufzugeben. Und Stolz stand einem Mann wie ihm. Es gehörte zum Bild. Dennoch: Wenn Schüler versagten, war es doch wirklich des Meisters Misserfolg. Warum also das Risiko?

Zirbel entwand seine Beine aus dem Lotossitz, um seinen Rücken auf das Bett zu legen. Quietschen erfüllte den Raum. Wie gestorben und liegengeblieben lag er dort, im Blickduell mit wabernden Weben am Holzfirmament. Einen Moment lang lenkte der Gedanke ihn ab, was er täte, wenn eine Fluse zu ihm herabgleite, entgegen seines Gesichts, unausweichlich immer näher. Doch es spielte keine Rolle.

Er wollte nur schlafen, den Grübelfluss trockenlegen, sich mit allem belasten, wenn es unmittelbar bevorstand, nur nicht mehr heute. Aber die Erinnerung kam näher. Flusen ließen sich wegpusten. Atherions Einfluss war kein so leichter Stoff.

Zirbel erinnerte sich. An ihr erstes Treffen.

Es war in Grangor.



Muffige Nebelschwaden stiegen an diesem Morgen über den Waaten auf, als Zirbel die Stadt gen Norden durchquerte. Von seinem Zauberhaften Zauberlädchen am Rande Süd-Grangors bis in die illustreren Gegenden Alt-Grangors war es stets eine amüsante kleine Abenteuerreise. Für die Grangorer Leute gab es hier nichts Spannendes zu sehen. Ein Leben in Engasal, zwischen fünf Häusern pendelnd, die er betreten konnte, ohne als Eindringling

betrachtet zu werden, brachte in einem jedoch die Fähigkeit für endloses Staunen hervor.

Man konnte hier auf einer Strecke von wenigen hundert Schritt den gesamten Querschnitt der Grangorer Gesellschaft in aufsteigender Ordnung beobachten. Wacklige Bruchbuden, die halb im Dreck ertranken, wandelten sich in Etappen zu einfachen Bürgershäusern, bis man schließlich jenseits des Schinderwaats die ersten Paläste der alteingesessenen Händlerfamilien erspähen konnte. Ebenso spien die Portale der Häuser grundverschiedene Leute auf die Straße, wie Zirbel gelernt hatte. Zwar wurden hier, im krassen Kontrast zu seiner Heimat Engasal, fast ausschließlich gedeckte Grau-, Schwarz- und Blautöne getragen, doch konnte sich an den Materialien der hochgeschlossenen Gewänder zuverlässig bestimmen lassen, wie gut das Leben es mit jedem einzelnen Bewohner der Stadt meinte.

Für Zirbel verlor selbst nach den vielen Monaten, die er mittlerweile in Grangor lebte, dieser eigentümliche Wandel von schäbig zu schön, von nichts zu alles nicht seine Poesie. Auch weil er noch immer, während er so schritt, träumte, an dieser Skala einmal nach oben zu klettern. Mit seinem spitzen Hut und Magierstab vermittelte Zirbel einen Eindruck von Gelehrtheit, der mit Wohlstand verbunden wurde. Bald hatte auch der letzte Bettler auf Zirbels morgendlicher Route gelernt, dass der Schein tög. Eine Lektion, die erstaunlich gelassen aufgenommen wurde, vielleicht deshalb, weil die örtliche Magierakademie vor allem die Kunst der Illusion lehrte. Von plötzlichem Unwohlsein übermannt, blieb Zirbel einen Moment stehen und stützte sich auf seinen Stab.

Die Erinnerung an seine erste Woche in der Stadt lag noch immer wach in seinem Herzen und regte sich schmerzhaft, wenn sie Aufmerksamkeit bekam. Unbewusst ballte er seine rechte Hand zur Faust, sodass sich das Siegel seiner Zunft auf seinem Handrücken spannte. Der grausame Spott seiner Grangorer Kollegen hatte ihn schließlich sogar dazu getrieben, stets mit Handschuhen das Haus zu verlassen. Bis er sich wieder gefangen und die Selbstleugnung aufgegeben hatte, waren einige Tage Medi-

tation und nicht weniger Mitleidskäufe seiner Artefakte durch seine beste Freundin Lutisana notwendig gewesen.

Er wollte besser sein als diese Schnösel, nicht nur mächtiger, sondern besser. Und warum nicht gleich beginnen, fragte er sich, als er eine Gruppe mitleiderregend aussehender Bettler erspähte. Für einen Augenblick verweilte Zirbels Hand bei seiner Geldkatze, doch die Erfahrung hatte ihn eines Besseren belehrt. Wenn er nur einen Heller ans Licht brächte, würden bald Scharen an Bettlern aus ihren Löchern wuseln wie Mäuse und ihn verfolgen, bis er sich zur Flucht in einen Kanal warf. Oder fiel. Aber daran wollte er sich nicht erinnern. Stattdessen begann er gerade, seinen Blick wieder auf die Pracht der Szenerie zu lenken, als etwas sehr schicksalhafter geschah.

»Was wagt Ihr es, euren Knöchel zu entblößen! Im Angesicht der Mutter Gans! Ich esse hier, verdammich! Hört ihr mich!«, krächzte es durch die Morgenluft.

Ein furchtbar angespannt dreinblickender Mann mit scharlachrot geäderten Wangen stampfte wiederholt mit einer kleinen hölzernen Kanzel, die verdächtig selbstgebaut aussah, in den Staub. Man sah, dass er sich soeben auf einem Schemel zur Pause niedergelassen hatte und schon ein angebissenes Stück Brot in den Händen hielt, als er doch wieder aufsprang, um halb hustend den Städtern nachzubrüllen, die nichtsahnend die Schinderwaatbrücke überqueren wollten.

Zirbel wünschte sich, er könnte in seinem Hut verschwinden und zog die Krempe so tief in sein Gesicht, wie der Umfang seines Kopfes es erlaubte. Denn er kannte diesen da besser als er wollte. Vollkommen unnötig, angesichts der ausufernden Prüderie der Grangorer, hatte Bruder Trajan vom Tempel der Heiligen Zuflucht eine »traviagefällige« Hetze gegen seinen Laden vorangetrieben, der auch die letzten zwei der fünf Kunden vertrieben hatte, die nicht zu seinen Freunden zählten.

»Wen haben wir denn da? Der Magus der Sünde! Wie ich sehe habt Ihr diesen unsäglich widerwärtigen Stab abgedeckt ... vielleicht kann Euch doch noch geholfen werden.« Trajan verzog angewidert und zugleich zufrieden das Gesicht, sodass Zirbel

dessen viel zu kleine Zähne deutlich sehen konnte, als er seine Hutkrempe wieder hob.

Ein weiches Lachen wehte von der Schinderwaatbrücke herüber und Zirbel verfolgte den Ton mit dem Auge bis –

zu einem weißen Seidenturban,
einer goldenen Spange mit smaragdgrünen Federn,
und nahezu schwarzen Augen, die ein Geheimnis offen verbargen.

Zirbel erkannte diese Kombination von einer Zeichnung, die der alte Halbert ihm aus seinem selbstgeschriebenen Lehrbuch über Sexualmagie gezeigt hatte. Damals hatte er gesagt (und sein Gesicht war dabei so ernst geworden, wie Zirbel es nie vorher und nie danach wiedersah), dass sein Treffen mit Thomeg Atherton das Unglaublichste gewesen sei, was er je erlebt hatte. Als Zirbel Engasal verließ, hatte er das Bild des Erzmagus aus dem Buch geklaut und tief in seine Tasche gesteckt. Und dort hätte es bleiben sollen, bis er sich bewies, dass aus ihm etwas werden konnte. Es in den Raum geholt vor sich zu sehen, ließ seine Brust erzittern und seine Lippen beben.

»Tatsächlich, mein Kleiner?«

Er hat dich angesprochen. Bei Hesinde, er spricht mit dir. Er sieht dich an. Tu etwas, sieh zurück, sieh ihn an, sag doch etwas, Zirbel, sag etwas, los, los!

Etwas an Zirbels erbärmlichem Zittern schien dem Magus zu gefallen, denn er neigte leicht den Kopf und trat näher, was einige nahestehende Leute erschrocken zurückweichen ließ.

Trajan war unterdessen sein Frühstück entglitten und er blickte nicht minder erbärmlich als Zirbel drein, als er unverhofft seinem moralischen Erzfeind gegenüberstand. Ein wortloser Schrei stieg in seiner Kehle auf, mischte sich mit Überbleibseln trockenen Brotes in seinem Mund und kam als quäkendes Keuchen ans Licht der Welt. Mit beiden Händen umklammerte er seine kleine Holzkanzel und riss sie mit ungeahnter Kraft in die Luft, wo er sie schwenkte wie eine Keule und mit langgezogenen Ausrufen seinem Unmut Luft machte:

»Unheiliger ...! Zwölf mal zwölf verfluchter Frevler! Eigens für dich und deine Brut der Niederhöllen wurde dieser Waat ausgehoben, um euch zu ersäufen bevor w-wir alle mit in die Verdammnis gerissen werden!«

Trajan schnappte nach Luft und musste die Kanzel kurz absetzen, um das heiße Brennen in seinen Armen zu vertreiben. Bevor er wieder ansetzen konnte, wurde Zirbel (durch diese, ausnahmsweise, willkommene Ablenkung vom Blick Atherions) eines unruhig anschwellenden Murmelns vom Brückensteg her gewahr.

Zirbel sah, dass eine farbenfrohe Prozession dem Magier nachfolgte, die zwölf verschleierte Gestalten umfasste, die mit erhobenen Köpfen und verschränkten Armen einen scharfen Gegensatz zur grauen Masse der kauernenden Grangorer um die Läden am Schinderwaat bildete. Einer oder eine von ihnen, wie die Schleier nicht verrieten, beugte sich Atherion entgegen, doch er hob die Hand, um jede Anmerkung hinfort zu wischen.

Mit erhabener Langsamkeit drehte er die erhobene Handfläche langsam dem schnaubenden Traviageweihten entgegen, ohne jemals den Blick von Zirbel abfallen zu lassen.

Trajans Augen glänzten ungläubig und sein Keuchen wandelte sich zu gutturalem Gurren. Erst ließ er die Holzkanzel zur Seite kippen, wo sie dumpf aufschlug. Dann taumelte er einige Schritte vorwärts, bis er, heftig stöhnend, vor Atherion in den Staub fiel.

Unterdessen hatte Zirbel sich die Hände vors Gesicht geschlagen, in der Hoffnung den unnachgiebigen Druck von Atherions Präsenz zu schmälern und ihm den Augenkontakt zu erschweren. Außerdem wurde ihm bewusst, was der Magnus Controllarius da tat, und so auf offener Straße bloßgestellt, stieg ihm die Schamesröte ins Gesicht.

Scheinbar noch nicht zufrieden mit seinem Werk, krümmte der Erzmagier seine Hand kaum merklich entgegen des Geweihten. Dieser seufzte laut auf und rollte sich in einem letzten Kraftakt vom Boden auf die Knie, um seinen Schritt mit beiden Händen erreichen zu können. Ein schmales Lächeln auf Atherions Gesicht kündigte an, dass es bereits zu spät war. Ob es aufgrund

der Geste des Magiers oder angestachelt durch die zunehmend unerträglichen, schmerzerschütterten und zugleich lüsternen Laute des Geweihten dazu kam, war unklar, aber Zirbel konnte sich nicht mehr halten und eine ihm bisher unbekannte Schadenfreude explodierte in seinem Inneren.

»Das hast du davon, mich öffentlich zu verspotten, du Wahnsinniger!«, schrie er Trajan mit geballten Fäusten entgegen und im eben gleichen Moment schluchzte dieser noch einmal auf, als ein riesiger weißlicher Fleck dessen heilige Gewänder durchtränkte.

Die verschleierte Prozession der Anhänger der Spektabilität applaudierte und raunte begeisterte Ausrufe in einer Vielzahl von Sprachen. Von sich selbst erschrocken und vom Grangorer Volk mit entsetzten Blicken bedacht, wollte Zirbel nur eines: fliehen. Aber ehe er einen Muskel dazu bewegen konnte, sich zu regen, war Atherion auf ihn zugetreten und griff nach Zirbels Magierstab. Auf der Spitze des zwei Schritt langen Stockes hatte Zirbel nach endlosen Ermahnungen nicht nur Trajans, sondern diverser Gardisten und einiger anderer Zauberer, ein kleines Säckchen befestigt, das dessen Spitze verbarg. Atherion zog es ab und warf es neben den wimmernden Trajan in den Staub.

»Betrachte dich als frei.

Und nun folge mir nach.«

...

Zirbels Augen öffneten sich. Der Morgen war da.

Mit einem finsternen Grinsen im Gesicht durchstreifte Thomeg Atherion die dunklen Gänge der Akademie, die Gedanken weit von dem zugigen Kuppelbau entfernt, der im draußen tobenden Sturm mit den Wölfen um die Wette heulte. Die Erinnerung an den selbstgefälligen Religionsfanatiker mit der eigenen Kanzel in Grangor riefen selbst jetzt noch eine Mischung aus Verachtung und Wut in ihm hervor, wann immer er an ihn zurückdachte. Er war selten in Grangor und hätte diese prude Stadt gemieden, wenn er dort nicht geschäftliche Dinge zu erledigen gehabt hätte. Das

Endurium, das ihm die Spektabilität von Grangor besorgt hatte, wollte er persönlich abholen.

Endlich wird der Schwertmeister vollendet. Ich bin gespannt auf das Ergebnis.

Verachtung, weil der armselige Wicht in seinen selbstgeschmiedeten Ketten aus Dogmen, Entbehnungen und Hörigkeit niemals in der Lage sein würde, die wahre Freiheit erhobener Geister zu verstehen, wie er selbst einer war.

Und Wut, weil dieser beschränkte Fanatiker seine Ignoranz nicht nur für sich selbst zum Höchsten aller Ziele erklärte, sondern versuchte, auch andere Seelen, die zu Außergewöhnlichem bestimmt waren, in diese Ketten zu schlagen.

So wie den Knaben mit dem Spitzhut, dachte Atherion verdrießlich. Wie hieß er doch gleich? Wirbel? Nein. Irgendwas mit Z ... wie Zwiebel ... Zwirbel? Ja, Zwirbel.

Zufrieden mit sich selbst öffnete er die schwere Holztür zu seiner Schreibstube und trat an sein Pult. Gewöhnlich merkte er sich nie die Namen von Schülern, die seine Akademie besuchten. Als Leiter der Einrichtung und unangefochtener Meister der Magie erachtete er es als unter seiner Würde, sich selbst vor die Schüler zu stellen und ihre unwürdigen Köpfe mit den Perlen seines einzigartigen Verstandes zu überschütten. Bei den meisten war dies ohnehin verlorene Mühe.

Aber der Junge mit dem Phallusstab in Grangor hat etwas an sich, sinnierte Atherion, während er sich setzte und die Hände aneinanderlegte. Obwohl er sich eingestehen musste, dass er die Scham des Geweihten derart ausgekostet hatte, dass er den Burschen daneben vermutlich keines zweiten Blickes gewürdigt hätte, wenn dieser auf seine Lektion nicht mit einem ehrlichen, unverstellten Ausbruch seiner selbst reagiert hätte.

Doch diese Reaktion hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Es war ein unverstellter Impuls gewesen.

Ein Impuls wahrer Freiheit. Verschüttet unter dem Schutt eines ganzen Lebens voller Konventionen und Scham, Regeln und Tabus, Verzicht und Unterdrückung ... So geht die Welt zugrunde. Wie soll ein wahrhaft großer Geist jemals das volle Potenzial seiner selbst erfahren, wenn die

Welt ihn durch die Fesseln der Moral erstickt? Nur wer seine Fesseln abwirft, wird die reine, unverstellte Freiheit finden und zu Großem in der Lage sein.

Grimmig biss Atherion die Zähne zusammen. Auch wenn die Welt bislang mit allen Mitteln versucht hatte, die innere Flamme des Burschen zu ersticken. Sie war noch nicht erloschen. Ein Funke war geblieben, schwach zwar und klein und durch jeden noch so unbedeutenden Hauch zu vernichten, doch Atherion hatte sich geschworen, ihn zu schüren, bis der Funke zu einer kräftigen Flamme in der Finsternis der Ignoranz werden würde.

Schließlich gab es ohnehin zu wenig Menschen, deren Geist zu Höherem berufen war. Die meisten krochen durch den intellektuellen Schlamm ihrer selbst und erschufen sich in ihrer zweifelhaften Tugendhaftigkeit bereitwillig ihr eigenes Grab, unter dessen Trümmern ihre Seelen anschließend krepitierten, wenn der Sturm der Freiheit es schließlich zum Einsturz brachte.

Aber der Junge war anders. Er hatte Potenzial. Und mit der richtigen Anleitung – seiner Anleitung – würde sein Feuer eines Tages hell auflodern und sich zu einem regelrechten Flächenbrand ausweiten, dessen war sich Atherion sicher.

Das Heulen des Windes auf dem Gang draußen holte ihn jäh wieder aus seinen Gedanken. Es war ein direkter Vorbote der Eindringlinge, die soeben den Korridor zu seiner Schreibstube betreten hatten, hervorgerufen durch den Luftzug des geöffneten Fensters, das stets einen klagenden Schrei durch das Gemäuer hallen ließ. Ein Blick auf sein Stundenglas verriet Atherion, dass es an der Zeit war, seine Scholaren zu empfangen.

Und tatsächlich ertönte in diesem Moment bereits ein leises Flüstern hinter der Tür, das schnell zu einem unsicheren Tuscheln anschwell. Schon jetzt genervt, rollte Atherion mit den Augen. Jedes Jahr war es das gleiche Theater. Wann immer unter den Schülern seiner Akademie jemand für so talentiert oder gelehrig gehalten wurde, dass eine Lehrkraft ihn für Atherions persönliche Lehrereinheit empfahl – die einzige, zu der er sich selbst einmal im Jahr persönlich herabließ – erstarrten selbige in ehrfürchtiger Nervosität vor der Schwelle seines Erkers, wenn

sie ihm tatsächlich von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten sollten. Jedes Mal erklang dann eine gedämpfte Diskussion hinter der Tür und manchmal rangen sich die Feiglinge erst nach Minuten zu einem zaghaften Klopfen durch.

Schnaubend schwang er seinen Stab und im nächsten Augenblick sprang die Tür mit der Kraft eines Pfeils, der von einer Sehne schnellte, auf und gab den Blick auf eine Reihe schreckensbleicher Gesichter in weiten Umhängen frei, die scheu zu ihm herein spähten.

»Eintreten!«, bellte Atherion mit militärischer Strenge, woraufhin sich der Trupp in Bewegung setzte und in einer langen Reihe vor seinem Pult versammelte. Verdrießlich ließ er seinen Blick über die handverlesene Auswahl derer gleiten, die es in den Augen ihrer Mentoren wert sein sollten, an seinem Wissen teilzuhaben. Es waren neun Jugendliche aus der Akademie, vier Jungen und fünf Mädchen, sowie der Bursche aus Grangor.

Zwirbel, dachte Atherion grinsend. Der Name belustigte ihn und es stimmte ihn sogleich wieder etwas fröhlicher, dass der Bursche als einziger unter den Versammelten den Schneid hatte, ihm ins Gesicht zu sehen, während alle übrigen ihre Blicke verschüchtert zur Erde geneigt hatten.

»Ihr seid hier, weil ihr die strebsamsten und vielversprechendsten Scholaren meiner Akademie seid und mir versichert wurde, dass es nicht meinen Intellekt beleidigen würde, euch die verborgenen Geheimnisse und Mysterien der Magie zu lehren«, begann er ohne Umschweife. »Ich muss wohl nicht erwähnen, welch ein Privileg euch damit zuteilwird. Von mir unterrichtet zu werden, ist eine Gelegenheit, wie ihr sie nur einmal im Leben erhalten werdet. Aber damit eines von vornherein klar ist: Ich gebe mich nicht mit Dummköpfen und Blendern ab. Wer diese Akademie also bloß ihres Ansehens und Einflusses wegen besucht, der verschwinde jetzt und wage es nicht, mir noch einmal unter die Augen zu treten.«

Er machte eine kurze Pause, um die Reaktionen der Halbwüchsigen auf sich wirken zu lassen. Einige waren erwartungsgemäß zusammengezuckt und zogen noch verunsicherter die Köpfe ein.

Auf anderen Gesichtern zeigte sich kaum eine Regung, da sie offensichtlich versuchten, ihr Unbehagen hinter einer Maske der Gleichgültigkeit oder der Entschlossenheit zu verstecken.

Schnaubend stieß Atherion den Atem aus und erhob sich. Sein Magierstab surrte durch die Luft und vollführte anklagende Pirouetten.

»Du, du, du, du, du und du! Raus!«

Kaum war seine Stimme verklungen, verloren die sechs Angesprochenen bereits den Halt und wurden rücklings, von einer unsichtbaren Druckwelle getroffen, zurückgeworfen, bis über die Schwelle seines Studierzimmers. Zufrieden registrierte Atherion die erschrockenen Schreie, welche die Masken auf ihren Gesichtern schlagartig hatten bröckeln lassen. Mit einem grimmi-gen Lächeln hob er abermals den Stab und ließ die Tür mit einem Schwung hinter den Hinausgeworfenen zuschlagen.

Dann wandte er sich erneut der Gruppe vor seinem Schreibtisch zu. Die vier verbliebenen Scholaren wirkten verschreckter denn je.

»Nun«, begann er ungerührt und setzte sich mit unheilvoller Ruhe in der Stimme wieder an seinen Tisch. »Wie ich schon sagte: Ihr Vier genießt das einmalige Privileg, die Gelegenheit zu erhalten, von mir in Künsten der Magie unterwiesen zu werden, die fernab des staubigen Studiums alter Schriften und Pentagramme existieren.«

Er hielt kurz inne, um seinen Worten den angemessenen Nachdruck zu verleihen, ehe er fortfuhr.

»Doch ich muss euch warnen: Die Formen der Magie, die ich euch lehren kann, erfordern absolute Hingabe und unerschütterliche Entschlossenheit, zu der nur die wenigsten Menschen in der Lage sind. Wer diesen Weg beschreitet, muss bereit sein, sich von sämtlichen weltlichen Ketten loszusagen. Und ich kann nicht garantieren, dass jeder von euch die nötige Kraft und Weisheit aufbringen wird, ihn bis zum Ende zu gehen.«

Er unterbrach sich, um jeden der Vier mit einem durchdrin-genden Blick zu bedenken, und genoss den kollektiven Schauer,

der sich durch die Reihe zog, als die Scholaren verunsichert aus den Augenwinkeln zu ihren Sitznachbarn hinüber spähten.

»Es ist eine einmalige, gleichwohl ebenso erbarmungslose Möglichkeit, die sich euch hier bietet. Denkt daher gut darüber nach, ob ihr sie ergreifen wollt. Ob ihr es schafft oder nicht, ihr werdet hinterher nicht mehr dieselben sein. Ihr habt eine Nacht, um euch zu entscheiden. Wer im Morgengrauen noch immer gewillt ist, sich auf diesem Weg von mir führen zu lassen, den erwarte ich bei Sonnenaufgang am Eingang der Akademie. Gebirgstauglich.«

Einen Augenblick verharrten die vier Gestalten vor ihm in überwältigter Schweigsamkeit. Doch dann hob eines der Mädchen zögerlich den Arm, eine unausgesprochene Frage in den Augen funkelnd.

»Ähm ... Wenn Ihr ›gebirgstauglich‹ sagt, meint Ihr damit, dass wir tatsächlich irgendwohin gehen werden? Ich dachte, der Weg, von dem Ihr spricht, sei rein spirituell. Eine Metapher.«

Er lächelte grimmig, was auf seine Scholaren nur noch einschüchternder wirken musste, denn jeder von ihnen schien plötzlich gespannt den Atem anzuhalten. Aber das kümmerte ihn nicht.

»Es ist keine Metapher. Der Weg, auf den ich euch führen werde, ist ein tatsächlicher Weg, der von Fasar bis hoch auf die Gipfel des Raschtulswalls führt. Dort oben liegt ein Kloster, wo alle, die es bis dorthin schaffen, ihre endgültige Prüfung vor mir ablegen dürfen. Der Aufstieg dorthin führt über mehrere Etappen, die je einen Tagesmarsch voneinander entfernt liegen. Die einzelnen Stationen bis dorthin werden euch alles abverlangen. Sie sind darauf ausgelegt, jeden einzelnen an seine Grenzen zu bringen und diese zu überwinden. Der Pfad, den wir bestreiten, wird seit Jahrhunderten der Levthansweg genannt. Fürchtet ihn, denn es ist ein Weg ohne Gnade.«



Aus seinem unwillkommen traumreichen Schlaf befreit, hatte Zirbel sich hastig aus dem Bett geworfen und sich nach dem Dekret der Nachricht gekleidet, die in Form eines präzise gerollten Pergaments aus dem Nichts neben seinem Kissen erschienen war. Vor der nächtlichen Ruhe, während der Reise durch Bishdariels Welt, im Erstkontakt mit der wachen Welt – immer waren es die Worte seines Meisters, die ihn durch die Sphären führten.

Hopsend brachte Zirbel die steile Treppe seines Turmquartiers hinter sich, ungewöhnlich halsbrecherisch und seinen langen Stab vorsichtig zwischen den schmalen Wänden navigierend. Fast hätte er zu pfeifen begonnen, als er die große Empfangshalle der Akademie erreichte, hätte dies nicht die Gefahr mit sich gebracht, von einem Adepten der schwarzen Magie zum Duell gefordert zu werden, nur damit dieser sich Zirbels lästig würde-losen Gemüts permanent entledigen konnte.

Warmes Licht streichelte Zirbels Wangen, als er sich schließlich durch die Grüppchen misstrauischer Magister aus dem Gebäude gewunden hatte. Wie ein dreiköpfiger Riesenlindwurm drehten die drei Scholaren ihre Köpfe zu Zirbel, als er sich näherte, keine Mühe darauf verschwendend zu verbergen, dass ihr lästerliches Tuscheln ihm galt. Keiner machte Anstalten ihn zu begrüßen.

Wie wunderbar, dass ich mit so kontaktfreudigen Menschen die Lehre genießen darf, dachte Zirbel bitter.

Ebenso mysteriös wie das Pergament in seinem Bett erschien Atherion plötzlich vor ihnen. Elegant löste der Meister seine verschränkten Arme, während er mit strengem Blick jeden Scholaren nacheinander fokussierte, offenbar höchst interessiert daran, jede Reaktion auf sein magisches Erscheinen zu analysieren. Besorgt stellte Zirbel fest, dass Atherion ihn zuletzt und nur äußerst kurz musterte. Ob es daran lag, dass ihm gefiel was er sah, oder weil es für ihn nichts zu sehen gab, das seiner Aufmerksamkeit würdig war, vermochte Zirbel nicht zu deuten.

Es stellte sich heraus, dass er jede Menge Zeit haben würde, seine Ängste vor den unbekannten Prüfungen auszukosten, die die Spektabilität ihnen abverlangen würde. Denn die höchsten Gipfel des Raschtulswalls maßen zweieinhalbtausend Schritt. Ohne

zu begreifen, was diese Zahl tatsächlich bedeutete, bekam er eine Ahnung, sobald sie nach einem zweistündigen Marsch durch ätherisch duftende Teeplantagen den Fuß des Berges erreichten.

Nun, mit unverstelltem Blick betrachtet, verstand Zirbel das erste Mal, weshalb das Gebirge in Sagen und Legenden für die den niedergefallenen Leib eines Giganten gehalten wurde. Der Aufstieg zum Feuerkloster würde sich über einige Tage erstrecken.

Entsprechend der morgendlichen Instruktion hatte Zirbel sich in ein leichtes Zeremoniengewand gehüllt, das vorwiegend orangefarbene Muster über seinen Körper zog. Offenbar hatte die Nachricht die drei anderen Scholaren ebenfalls erreicht, denn auch sie hoben sich im scharfen Kontrast vom starren Kalkgestein ab, das ihnen einen Pfad durch immergrüne Fichteninseln und flechtenbewachsene Kiesbette wies. Bald stießen die Scholaren an ihre körperlichen Grenzen, wie das Geräusch holpernden Keuchens bezeugte, das sich ins Blattrauschen einzufügen begann.

Zirbel wurde ungeduldig und sein Verstand zahlte ihm die Stunden mangelnder geistiger Geschäftigkeit mit einem Sturm von Erinnerungsfetzen heim. Beschämt musste er an seine ersten drei Nächte in Fasar zurückdenken, als er vor dem kleinen Spiegel stehend die Klangfarbe seines Meisters zu imitieren versucht hatte.

Bis jetzt hatte er Atherion als redseligen Mann kennengelernt – beobachtet – *wie könnte ich mir einbilden ihn zu kennen?* Er wollte wissen, was sein Meister dachte. Allein schon, um einen Hinweis darauf zu bekommen, was die erste Prüfung von ihm abverlangen würde. Die volle Wahrheit war jedoch, dass Zirbel es schlicht genoss, den Meister sprechen zu hören. Er konnte sich nicht davon abhalten, Atherions Züge zu studieren, wann immer es möglich war und hatte sich mehrmals dabei ertappt, wie er ihn anstarrte, ohne sich dessen gewahr zu sein.

Doch nun, als der Meister an der Spitze der Gruppe leichtfüßig den Berg erklimmte, konnte Zirbel sich selbst unter größerer Gewalt seines Willens nicht zwingen ihn anzublicken. Auge zu Auge fand ein Austausch statt, bei dem sich Atherion gewiss aus Zirbels Person zu pflücken vermochte, was immer er begehrte. Es

war gerecht, ein Handel gewissermaßen. Nach seinem Gusto von Atherion zu nehmen ohne zu bieten wirkte hingegen anmaßend.

Zweifach gefaltet ruhte das kleine, notizgeschmückte Portrait Thomeg Atherions griffbereit neben Zirbels Schlafstätte im Turmzimmer der Al'Achami. Dort, wo es immer war, seit er Engasal den Rücken gekehrt hatte. Nüchtern betrachtet grenzte sein Verhalten ähm, punktuell ... eventuell an Obsession.

Mit einem überzogen beschleunigten Marschgang versuchte Zirbel sich soweit außer Atem zu bringen, dass er keine klaren Gedanken mehr fassen konnte, doch die irritierten Seitenblicke seiner Mitschüler zähmten seinen Schritt. Es war viel zu gefährlich so nah am Meister unkontrolliert sein Gedankenkästchen auszuleeren. Wenn er je erführe, wie lange ihre gemeinsame Geschichte aus Zirbels Perspektive zurückreichte – undenkbar. *Oh nein, nein, nein, Zirbel, nein hör einfach auf zu denken – sieh mal! Ist das etwa ein Olginwurz? Und in dieser Höhe! Das ist ein viel besseres Thema. Und diese ... Sache mit dem Schrein vergessen wir einfach, das braucht niemand je zu erfahren.*

Hingabe. Entschlossenheit, wiederholte Zirbel Meister Atherions Forderungen vom Vortag für sich. So viel konnte er bieten. Vielleicht.

Ich habe keinen Ort, an den es sich lohnen würde zurückzukehren. Alles, was ich immer wollte, ist hier.

Ein Blick nach vorne verriet ihm, dass die erste Station des Levthansweges Stein an Stein ihre Pforten präsentierte.



Das Anwesen, in dem sie am Abend des ersten Tages einkehrten, lag direkt an einer Felskuppe nahe eines steilen Abhangs gelegen, wodurch sichergestellt war, dass sich niemand durch Zufall hierher verirrte. Von außen machte die wettergegerbte Fassade mit den verwitterten Steinmauern nicht viel her, was die luxuriöse Innenausstattung nur noch außergewöhnlicher anmuten ließ.

Ganz im Stil arabischer Paläste war die mehrstöckige Anlage in einen Ost- und einen Westflügel gegliedert, welche durch ei-

nen weiten, von Säulengängen gesäumten Innenhof verbunden waren.

Die Erschöpfung des Aufstiegs hatte für angenehmes Schweigen unter den Scholaren gesorgt und Atherion genoss die gefräßige Ruhe, als sie sich im großen Speisesaal des Westflügels versammelten und nahezu wortlos die Mahlzeiten verzerrten, die seine wenigen Bediensteten hier oben bereits vorbereitet hatten. Das Essen, bestehend aus Mhanadischer Käsecreme, Bastrabunsbällchen, Mherweder Kräuterlamm mit Rashduler Granatapfel-Sesamsoße und Pidda, schien die Lebensgeister seiner Lehrlinge jedoch nur allzu bald wieder zu erwecken und als der Nachtschüssel in Form großer Mengen Süßen Novadis aufgetragen wurde, war das dumpfe Klirren des Geschirrs allmählich wieder von ersten Gesprächsfetzen durchsetzt.

Doch als Atherion sein Mahl beendet hatte und sich daraufhin sacht räusperte, erstarben sämtliche gerade erst aufgekeimten Konversationen sofort wieder und wichen einer erwartungsvollen Stille. Mit festem Blick auf jeden der Anwesenden erhob er sich von seinem Platz und sah mit gönnerhafter Miene auf die vier Gestalten hinab, die mit offenkundig gemischten Empfindungen zu ihm aufblickten.

»Da ihr die erste Etappe gemeistert und es bis zur ersten Station eures Weges geschafft habt, habt ihr es euch verdient, nun in die Grundlagen der magischen Finessen eingeweiht zu werden, deren Ausübung ich mein Leben gewidmet habe«, verkündete er feierlich. »Wie ihr wisst, gehöre ich zu den Magiern, die ihre Kräfte abseits herkömmlicher Traditionen praktizieren. Weiß einer von euch, wie die Form meiner Magie genannt wird?«

Er sah, wie die Vier sich vorsichtige Blicke zuwarfen. Dann hob der Junge aus Grangor zögerlich die Hand.

»Sexualmagie, Meister?«

»Korrekt«, bestätigte Atherion knapp. »Und weißt du auch, was Sexualmagie ist, Kleiner? Und wie sie sich von den anderen Formen der Magie unterscheidet?«

»Es ist die Fähigkeit, Sinnlichkeit und Genuss zu verbreiten«, antwortete das Mädchen zu seiner Linken an seiner Stelle.

»Sexualmagier sind Künstler des Vergnügens. Sie nutzen Magie, um Menschen zu betören und ihnen Freude zu schenken.«

Schnaubend funkelte Atherion das Mädchen an.

»Wenn das der Fall wäre, wären Sexualmagier kaum etwas anderes als besonders kostspielige Liebediener, Kleine«, knurrte er kalt und warf einen abschätzigen Blick in die Runde. »Wenn es das ist, was ihr hier zu lernen wünscht, dann spart euch euer Schuldgeld und geht ins Gewerbe. Dort lernt ihr die Praxis der fleischlichen Sinnlichkeit, deren einziges Ziel die Befriedigung niederer Triebe ist.«

Die verunsicherten Blicke der Scholaren bereiteten ihm Verdruß und er zwang sich, tief durchzuatmen.

Vielleicht sollte ich über Veränderungen im Kollegium nachdenken, wenn das wirklich die besten Schüler meiner Akademie sein sollen ...

»Ihr alle wisst natürlich, wie Zauber grundsätzlich gewirkt werden«, begann er, so gefasst wie möglich. »Magie befindet sich losgelöst in dieser Sphäre, bis jemand kommt, der sie bündelt und mittels magischer Formeln, Artefakte oder Riten in eine Richtung lenkt, um eine bestimmte Wirkung zu erzeugen.«

Ehrfürchtiges Nicken antwortete ihm.

»Im Grundprinzip funktioniert magisches Wirken daher immer gleich: Man erlernt den rituellen Umgang mit etwas, das es einem ermöglicht, die Macht zu bündeln und damit für sich nutzbar zu machen. Gildenmagier bedienen sich dazu traditionellerweise ihrer Vernunft und ihres Verstandes, während Hexen ihre Kräfte aus ihren Emotionen beziehen und Elfen wiederum die Kraft direkt aus ihrem magiedurchwirkten Leib schöpfen.«

Wieder hielt er inne und wartete auf zustimmende Reaktionen seiner Zuhörer. Dann fuhr er fort.

»Magie kann also aus unterschiedlichen Quellen bezogen werden, die sich immer in eine der folgenden drei Kategorien einordnen lassen: Logik, Empfindung oder Physis. Oder auch Verstand, Gefühl und Leib. Das Besondere an Sexualmagie ist nun jedoch, dass rahjagefällige Erregung, fleischliche Hingabe und ekstatische Höhepunkte der Lust sowohl leibliche, sinnliche, wie

auch mentale Empfindungen im Menschen zu wecken vermögen. Und zwar zugleich. Um sich ungehemmt körperlichen Genüssen hingeben zu können, müssen Körper und Geist im Einklang miteinander sein. Etwas, das sich falsch anfühlt, kann ebenso wenig zur Ekstase führen, wie ein Verhalten, gegen das unser Verstand sich wehrt, selbst wenn es körperliche Bedürfnisse erfüllt. Physis, Emotionen und Verstand sind beim Liebesspiel also untrennbar miteinander verbunden, sie bilden eine Einheit. Daher vereinen levthanische Praktiken alle drei Quellen der Macht in sich.«

Mit strenger Miene sah er auf die Versammelten hinab, blitzte jeden von ihnen mit eindringlichem Blick an und fühlte die Anspannung seiner Scholaren in der Luft zittern.

»Es versteht sich von selbst, dass Sexualmagie folglich um ein Vielfaches machtvoller ist, als alle traditionellen Formen der Zauberei. Allerdings nur, wenn man auch in der Lage ist, sich zu sämtlichen Quellen Zugang zu verschaffen, um die Macht aus all diesen Quellen zugleich beziehen zu können«, setzte Atherion mit verschwörerischem Lächeln nach.

Bedeutungsschweres Schweigen erfüllte nach seiner Ankündigung den Raum und er kostete die Ehrfurcht und Anspannung eines jeden Augenblicks aus, ehe er erneut das Wort ergriff.

»Ich habe euch versprochen, euch auf dieser Exkursion in die Geheimnisse der Magie einzuführen, mit deren Hilfe euch Allmacht und Freiheit winken. Und ich beabsichtige, euch genau das zu lehren. In den folgenden Tagen werde ich euch anleiten, wie ihr eure mentalen, körperlichen und emotionalen Hemmschwellen überwindet, wie ihr Logos, Moralis und Physis entfesselt. Jede Etappe dieser Reise ist darauf ausgelegt, euch den Zugang zu einer jener drei Kategorien zu ermöglichen. Ich werde euch dabei vor Aufgaben stellen, die euch zwingen werden, euren Willen, euren Körper und eure Empfindsamkeit von den derischen Fesseln zu befreien, in die Natur, Moral und Sachzwänge euch geschlagen haben, damit ihr lernt, eure Kräfte daraus zu beziehen.«

Wieder hielt er kurz inne.

»Ich will euch nichts vormachen. Der Kampf um die Freiheit des eigenen Selbst – des eigenen Willens, des eigenen Körpers und des eigenen Moralgefühls – wird nicht in wenigen Tagen gewonnen. Manche von euch werden womöglich niemals in der Lage sein, ihre eigenen Schwächen zu besiegen und die Macht zu erfahren, die daraus resultiert. Es ist ein langer und steiniger Weg, auf den ich euch führe, doch wer es schafft, dem verspreche ich, dass ihm allumfassende Macht und absolute Freiheit winken.«

Die ehrfürchtigen Gesichtsausdrücke und das andächtige Schweigen der Scholaren, das nun in ohrenbetäubender Lautstärke von den hohen Wänden des Speisesaals herabhallte, jagte Atherion einen angenehmen Schauer der Lust durch den Körper. Er lächelte noch etwas breiter, während die vier Halbwüchsigen einander mit unsicheren Blicken musterten und dabei offenkundig versuchten, seinem eigenen auszuweichen. Was den Stoff in seinem Schritt unwillkürlich ein wenig spannen ließ.

Atherion hatte sich nie die Mühe gemacht, zu verhehlen, dass er seine eigene Macht und die damit einhergehende Demut anderer zutiefst erregend fand. Seine Veranlagung, Gefallen an den Schmerzen anderer zu finden, trug sogar zu einem nicht unerheblichen Teil zu seiner Macht bei, da er schon vor langer Zeit gelernt hatte, dieses Bedürfnis auszuleben und Kraft aus ihm zu schöpfen, anstatt es aufgrund moralisch verhängter Vorurteile zu verleugnen und zu unterdrücken. Und genau diese Lektion würde er heute Nacht seine Scholaren lehren.

»Zieht euch in eure Kammern zurück und ruht euch aus«, befahl er streng, nachdem er für alle offensichtlich die Beule in seiner Hose gerichtet hatte. Ihm war nur allzu bewusst, wie provokant seine Geste war und er wusste aus Erfahrung, dass nun alle beschämt und unterwürfig den Blick senken würden, während eine unverhohlene Neugier sie zugleich dazu verleiten würde, scheu und unauffällig aus den Augenwinkeln zu ihm auf zu blinzeln. Doch er entschloss sich, ungerührt fortzufahren, als hätte er den bewusst herausgeforderten Konflikt zwischen Impuls und Moral in ihren Köpfen gar nicht bemerkt.

»Im Laufe der Nacht werde ich jeden von euch einzeln zu mir in den Ostflügel rufen lassen und ihm dort seine erste Lektion erteilen.«

Unsichere Blicke wurden ausgetauscht und er konnte die Verlegenheit auf den Gesichtern sehen. Keiner der Versammelten sagte etwas, als das Schaben von Stuhlbeinen die Stille verdrängte und die Vier sich erhoben. Atherions Blick richtete sich auf den Jungen aus Grangor.

»Du, Kleiner! Komm mit mir. Du bist der Erste.«

Der Junge erstarrte und blickte ihn mit aufgerissenen Augen an.

»J-ja, M-Meister! Ich meine, Eure, äh Euer Spektabilität!«, stammelte er, während eine tiefe Röte sein Gesicht überzog und er hastig hinter seinem Stuhl hervor stolperte. Atherion spürte die Aufregung des Burschen bei jedem Schritt, als dieser ihm in den Ostflügel folgte.

Als er die hohen Flügeltüren zu seinem Schlafgemach öffnete, hörte er den Knaben erstickt nach Luft schnappen. Atherion konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, denn auch ohne ihn anzusehen oder einen Blick in das Zimmer zu werfen, wusste er, was dem Kleinen den Atem geraubt hatte.

Es war die unbekleidete, verführerische Frauengestalt, die sich einladend auf der Matratze des großen Bettes räkelte.

Aziza, die Nichte seiner langjährigen Gefährtin Reshalia. Er wusste aus eigener Erfahrung, dass die Rahjageweihete auf dem Pfad der Sinnlichkeit jedem auch nur halbwegs potenten Wesen mit fleischlichen Ambitionen den Atem verschlug. Sie war in mehr als nur einem Sinne erregend, denn ihr Körper war fleischgewordene Phantasie, die zugleich von einer prickelnden Aura der Lust umgeben zu sein schien, deren Funken unverzüglich auf den Betrachter übersprangen, wenn er ihrer nur ansichtig wurde.

Wie so oft, konnte Atherion in diesem Moment nicht länger widerstehen. Unmerklich fokussierte er seine Macht und drang in den Kopf des Jungen ein.

... bei allen Göttern! Ist das ...? Das ist doch ...! Aziza! Meister Atherions Geliebte! Oh, beim Namenlosen! Was soll das? Ist das eine Prüfung? Ja, bestimmt ist das eine Prüfung! Ich sollte die Augen schließen! Ja, das sollte ich tun! Einfach die Augen schließen! Na los, Zirbel, mach schon! Augen zu! Hör auf, Meister Atherions Frau anzustarren! Hör auf! ...

Er grinste, als er die tiefen Furchen der Qual um die krampfhaft zugedrückten Augen des Burschen erblickte. Zirbels Kopf war knallrot angelaufen, seine Ohrenspitzen glühten und er hatte das Gesicht so beschämt zur Erde geneigt, als suche er ein Loch, um darin zu verschwinden. Seine Hände lagen schützend vor seinem Schritt, als könne er dadurch die Erregung verstecken, die Azizas Anblick in seinem Körper erweckt hatte.

»Ich nehme an, du hast bereits von Aziza gehört, Kleiner?«, säuselte Atherion ungerührt und beobachtete, wie die Gelassenheit in seiner Stimme den jungen Magier beinahe nochmal so sehr verstörte wie Atherions Bereitwilligkeit, ihm unverhüllten Sichtkontakt zu seiner Partnerin zu gewähren. Er schien mit der Situation vollkommen überfordert.

»Hab keine Angst«, raunte in diesem Moment die beruhigende Stimme der Geweihten vom Bett. »Mach die Augen wieder auf, mein Hübscher. Ich möchte dich ansehen.«

Obwohl Atherion die Rahjageweihte schon seit Jahren kannte, war er jedes Mal wieder fasziniert, wie schnell allein der Hauch ihrer Stimme, ja ihre bloße Gegenwart, die Menschen positiv beeinflusste. Oder besser gesagt: wie leicht und unbefangen sie die Magie der Sinnlichkeit wirken konnte, deren Intensität zweifellos durch die Gunst ihrer Göttin noch gesteigert wurde. Die Augen des Jungen öffneten sich und blieben schließlich auf der schönen Frau hängen, während seine Unruhe und Nervosität zusehends abflauten.

Mit einem freundlichen Lächeln hob Aziza den Arm und bedeutete dem Scholaren, näher zu treten.

»Komm zu mir, mein Schöner, und setz dich.«

Der Bursche tat wie ihm geheißen. Mit zögernden Schritten durchquerte er den Raum und blieb dann unschlüssig vor dem Bett stehen. Erst jetzt schien er sich Atherions Anwesenheit wie-

der bewusst zu werden, denn er zögerte plötzlich und warf dann einen scheuen Blick zu seinem Meister zurück, als erwarte er dessen Erlaubnis, ihrer Aufforderung tatsächlich Folge leisten zu dürfen.

Atherion nickte ihm knapp zu und begab sich dann selbst in die Polster eines bequemen Sessels, von dem aus er einen unverstellten Blick auf das einladende Bett in der Zimmermitte hatte. Ein wenig unbeholfen setzte der Junge sich auf die Kante der Matratze, wieder geflissentlich darauf bedacht, seine Augen nicht allzu auffällig über die entblößte Frau an seiner Seite schweifen zu lassen.

»Entspann dich, mein Hübscher«, hauchte die Rahjageweihte lächelnd und strich dem Burschen beschwichtigend über den Oberschenkel. »Es gibt keinen Grund, nervös zu sein. Alles, was hier geschieht, geschieht vollkommen einvernehmlich. Ich habe nichts dagegen, wenn du mich ansiehst oder berührst und Thomeg hätte dich nicht hierher gebracht, wenn das nicht auch für ihn gälte.«

»Ich soll ...?«

Die Frage des Jungen verlor sich in seinem Unglauben.

Behutsam ergriff Aziza seine Hand und legte sie sanft aber bestimmt auf ihre Brust, was den Burschen unvermittelt erschrocken erstarren ließ.

»Hab keine Angst«, wiederholte die Geweihte freundlich und richtete sich auf, um ihre freie Hand an seinen Nacken zu legen. Als sie ihre Lippen schließlich auf die des Scholaren legte und dieser daraufhin entgeistert die Augen aufriss und einen zutiefst verunsicherten Blick zu Atherion hinüberwarf, musste dieser unwillkürlich ein erregtes Stöhnen unterdrücken.

Sein Geschlecht drängte sich inzwischen mit zunehmendem Druck gegen den einengenden Stoff und er verspürte das Verlangen, sich zu den beiden Gestalten auf dem Bett zu gesellen und sich gemeinsam mit ihnen zu vergnügen. Doch er verfügte über genug Selbstkontrolle, um standhaft zu bleiben. Wer keine Selbstkontrolle besaß, war schließlich nichts als ein Sklave seiner eigenen Instinkte und damit um keinen Deut besser als die

Sklaven der Dogmen und Gewohnheiten. Auch wenn das bedeutete, dass seine Standhaftigkeit ihn im Verlauf des Abends unangenehm schmerzen würde, ehe er sich endlich Erleichterung verschaffen konnte.

»Es ist in Ordnung«, hörte er Aziza dem Jungen leise zuflüstern, während sie ihren bewundernswerten Körper noch enger an ihn schmiegte und begann, sinnliche Küsse auf seinen Leib zu zeichnen. »Lass uns zusammen den Weg der Göttin beschreiten und gib dich mir hin. Ich fühle, dass du es auch willst.«

»N-nein«, stammelte der Junge und zuckte verschüchtert zurück, um seine offensichtliche Erektion zu verbergen. Sein Blick war noch immer auf Atherion gerichtet und deutliches Schuldbewusstsein wie auch Scham zeichneten sich in seinem Gesicht ab.

»Warum so gehemmt?«, fragte die Geweihte leise, während sie sich unbefangen weiter an seinem Hals herab küsste. Doch sie musste die Richtung erkannt haben, in die sein Blick geflogen war, denn sie setzte kurz darauf nach: »Ignorier Thomeg einfach. Er wird uns nur zusehen.«

Der verblüffte Gesichtsausdruck des Jungen sprach Bände.

»Ihr meint, wir sollen ...? Und er wird ...? Während ich mit Euch ...?«

Atherion nickte nur und setzte nach einer bedeutungsschweren Pause vergnügt nach: »Es sei denn, du bevorzugst es, dich mit mir zu vergnügen, während Aziza uns zusieht.«

Mit offensichtlicher Irritation im Blick zuckte der Bursche zusammen. Der Unglaube des Knaben hätte Atherion beinahe schallend auflachen lassen. Er liebte diesen Teil der Lektion beinahe genauso sehr wie den Teil, der darauf folgte.

»Was? N-nein, Meister!«

»Was hindert dich dann daran, ihr Vergnügen zu bereiten?«

Mit einem vielsagenden Nicken bedeutete Atherion ihm, den Blick zurück auf die Geweihte zu richten und registrierte zufrieden, dass der Bursche seiner unausgesprochenen Anweisung folgte. Wenngleich ihm noch immer das Blut in den Ohren rauschte und sein Gesicht von tiefroten Flecken übersät blieb.

»Vorhin beim Abendessen habe ich euch mitgeteilt, dass die wahre Macht der Sexualmagie aus Einheit von Verstand, Gefühl und Körperlichkeit erwächst«, begann Atherion ernst. »Die wahre Kunst der Sexualmagie erlernt man somit nicht durch das Studium von Zauberformeln, sondern vielmehr durch das Erlangen der richtigen Geisteshaltung. Sie ist quasi Grundvoraussetzung für jegliche Lektion, die du zu lernen hast.«

»Darum ist es unerlässlich, dass du lernst, dich von sämtlichen geistigen Fesseln des Verstandes zu lösen, um Körper und Geist miteinander in Einklang zu bringen«, setzte Aziza ergänzend nach, während sie ihre Hand gleichermaßen beruhigend wie auffordernd unter sein Gewandt schob, um es ihm von den Schultern zu streifen.

»Der Verstand ist eine mächtige Waffe«, fuhr Atherion derweil fort. »Die Ketten, in die unser Verstand uns schlägt, sind stärker und binden uns fester als alle Ketten aus Eisen oder Stahl es jemals vermögen könnten. Denn es sind Ketten, die wir uns selbst schaffen, indem wir unseren Willen und unser Handeln einem ungeschriebenen Gesetz aus Dogmen unterwerfen. Weißt du, wie dieses Gesetz heißt, Kleiner?«

Sichtlich überfordert von der bizarren Situation schüttelte der Bursche den Kopf.

»Moral«, spie Atherion knapp und seinem Ton lag unverstellte Verachtung bei. »Die Tugenden, wie die Göttergefälligen sie nennen, sind nichts, als ein System der Hemmnis, Unterdrückung und Verstellung. Sie zwingen unseren Geist ein und ersticken jeglichen Funken unseres eigenen Selbst, indem sie uns Scham und Schuld empfinden lassen, wann immer wir uns Bedürfnissen bewusst werden, die unser Verstand zu verurteilen gelernt hat. Sie machen uns fügsam und sorgen dafür, dass wir freiwillig gegen uns selbst handeln. Gegen unsere intimsten Bedürfnisse und damit gegen unser ureigenes Selbst. Sie sorgen dafür, dass dein Verstand dich in diesem Moment zögern lässt, obwohl dein Körper eindeutig nach Aziza verlangt und deine Lust bereits den ganzen Raum durchdrungen hat.«

Bei diesen Worten wurden die Ohren des Burschen noch röter, doch Atherion merkte auch, dass er sichtlich bemüht war, sich auf die Situation einzulassen, denn er zuckte nicht länger vor den Berührungen und Liebkosungen der Geweihten zurück.

»Die erste Lektion, die du zu lernen hast, ist, dass die einzigen Grenzen, die es in Bezug auf Sexualität gibt, die sind, die wir uns selbst setzen«, verkündete Atherion streng, nun wieder ganz der Lehrer, der seinen Schüler zu formen bereit war. »Keine Moral und kein Gesetz darf uns diktieren, was beim Liebesspiel erlaubt ist und was nicht. Aziza gehört mir nicht. Nur weil ich mit ihr schlafe, habe ich nicht mehr Anspruch auf ihren Körper als jeder andere, dem sie gewillt ist, sich hinzugeben. Nur unser eigener Körper und unsere Gefühle vermögen uns vorzuschreiben, was wir tun und wie weit wir dabei gehen dürfen. Also habe den Mut, die mahnende Stimme in dir abzuschütteln und dem Willen deines ureigenen Selbst zu folgen. Überwinde die Scham, die die Moral dich zu fühlen gelehrt hat, und besinne dich auf das zurück, was du gefühlt hast, bevor dein Verstand von dem Gift der Moral durchsetzt wurde und anfang, die Bedürfnisse deines Körpers zu unterdrücken. Folge dem Willen, den dein Verlangen, den dein Körper dir so offen und ehrlich erklärt. Mit einem Wort: Sei hemmungslos. Sei frei.«



Mit wehendem Schleier schritt Aziza an Zirbel vorüber, und ihr Duft, die Erinnerung seines Duftes an ihr und die Mischung der beiden, brachten ihn dazu, unwillkürlich ihrem Geschmack auf seinen Lippen nachzuforschen.

»Wie ihr seht, haben wir den Fuß des Berges endgültig hinter uns gelassen. Nun lasst euch zur Rast nieder, die nächste Etappe benötigt einige Vorbereitung«, verkündete sie, bevor sie sich abwand und, Atherions Hand ergreifend, die letzten Schritte auf der steinernen Treppe hinaufstieg, die in einem scheinbar handbeschlagenen Felsplateau inmitten hoher Bäume mündete. Als letzter der Gruppe schleppte sich Zirbel

jener ominösen Lichtung entgegen, bis er endlich den Schatten eines Nadelbaumes mit tiefhängenden Ästen erreichte, unter denen er sich verkriechen konnte. Vielleicht wäre es für Zirbels Geisteszustand ratsam gewesen, über die Geschehnisse der letzten Nacht nachzudenken, um sie zu verarbeiten. Doch sein Verstand zog ihn vorwärts, die Saat der Lektion längst im Keimen begriffen.

Es war ihm nicht entgangen, dass die erste Etappe des Levthansweges keine magische Praxis verlangt hatte. Das war beunruhigend. Schließlich legte es in Zirbels Augen nahe, dass es weniger die eigene Potenz als Magier zu beweisen galt, als die Fähigkeit sich allumfassend zu entwickeln und dem eigenen Selbstentwurf zu unterwerfen. Atherions Lehren schienen eher eine Philosophie der Selbstwahrnehmung auszuformulieren, als die Manipulationen fremder Körper und Geister in den Vordergrund zu rücken. Das Problem dabei war, dass sich mit Disziplin, Fleiß und Standhaftigkeit jeder Tor mit entsprechender Veranlagung der magischen Künste Geheimnisse vertraut machen konnte.

So wie ich, offensichtlich.

Seufzend versuchte Zirbel sich bequemer an den Baum zu lehnen, doch sein tuchdünnes Schleiergewand bot keinen Schutz vor dem kratzigen Stamm.

Allerdings – und da wird es frustrierend – lässt sich Verständnis nicht erarbeiten wie formelle Perfektion. Wahrlich, etwas derart Ganzheitliches und Absolutes wie die eigene Wahrnehmung, ja das eigene Selbst, bewusst zu formen kann nicht jedem gelingen – *mir nicht gelingen?* – es gibt einfach keine Formel dafür. Und wie herausfinden, ob es gelingt? Was wird der Meister noch verlangen, um meinen Fortschritt zu überprüfen?

Einmal durch den Gedankenfluss von seinen körperlichen Reaktionen auf die zweierlei Aufstiege abgelenkt, fing Zirbels Geist an, sich an immer weiteren Fragen entlang zu hangeln. Letztlich wurde ihm bewusst, dass er nichts und aber nichts über Atherions Motive und Pläne wusste. Überraschend war daran soweit nichts. Nervosität bereitete ihm vielmehr, dass er den Drang,

sich zu beweisen, nicht stillen können würde, solange er nicht verstand, was er von sich selbst erwarten sollte.

Ein Lichtblick war, das Meister Atherion bis zu diesem Punkt sehr deutlich zu verstehen gegeben hatte, was er wollte und erwartete. Und sicher lag Weisheit in dessen Perspektive. Es war ein Anfang, auch wenn Zirbel bereits zu verstehen glaubte, dass er schließlich genau jene Suche nach einer Stütze, nach einem Meister, der ihm befahl was er wollte, aufgeben musste, um seinen eigenen Willen zu befreien.

Ein Windstoß schnitt sich am Gipfel des Berges und erschütterte Zirbels Nadelbaum, sodass er sein buntes Gewand schützend über sich halten musste, um nicht von herabfallenden Zapfen getroffen zu werden. Die Bewegung entblößte seinen sonst nackten Körper, was einem seiner Studienkollegen, der ihm offenbar gefolgt war, ein verächtliches Spucken entlockte. Dem Rotz ausweichend, rollte sich Zirbel über eine dicke Wurzel und kam gebückt zum Stehen.

»Hab so ein Gefühl, dass du es wirst, Zwöckel.«

»Das ich was werde, Mahir?«

Zirbel verblieb, nach seinem Stab greifend, der unbekümmert am Baumstamm lehnte, in der Hocke, bereit, bei einem Angriff in Sicherheit zu hechten.

Da grinste der Novize so hämisch, dass sein Schleier es nicht mehr verbergen konnte.

»Hat die Meisterin dich letzte Nacht nicht über die Mechanismen der heutigen Zeremonie aufgeklärt?«

Trotz seines Wissens darüber, dass er nichts Besonderes war und jeder Novize die erste Etappe des Levthansweges hatte bestehen müssen, um heute zur Zweiten anzutreten, spürte Zirbel, wie die Worte des Verschleierte ihm einen Stich der Eifersucht versetzten. Statt zurückzuweichen, wie er es noch vor Wochen getan hätte, richtete er sich auf und versuchte eine erhabene Statur abzugeben.

»Sie war zu keinem so komplexen Laut mehr fähig«, war die beste Antwort, die Zirbel einfiel, und er war recht zufrieden mit sich und dem Schneid, den seine Zunge zu entwickeln schien.

»Und, wie es scheint, beglückt genug, um den Rest der Nacht mit eitlem Gefasel zufrieden zu sein.«

Schon wollte Zirbel sich verfluchen, seiner süffisanten Antwort den uneleganten Ballast eines Nachschubs hinzugefügt zu haben, als er zu seiner Überraschung mit einigen Momenten des Schweigens belohnt wurde. Tatsächlich wendete sich sein Mitnovize Mahir schnaubend ab und schritt langsam zurück zum Steinplateau.

Ehe Zirbel seinen Triumph genießen konnte, hielt der Verschleierte doch kurz inne und erwiderte, über die Schulter blickend, grausam: »Du wirst mich morgen noch spüren, mein Kleiner.« Er lachte. »Und das in mehr als zwei Löchern.«

An seinem empfindlichsten Nerv getroffen, unterdrückte Zirbel einen Schrei der Impotenz, angesichts der würdevollen Passivität, welche die Anwesenheit von Meister und Priesterin ihm geboten. Leise lachend war der Novize inzwischen durch die paar Bäume hindurchgetaucht, die Plateau und Zirbels Ruhestätte trennten. Wieder spürte Zirbel unwillkommene Scham, die seine Brust schroff zum Beben brachte. Kurz durchzuckte ein Bild seinen Kopf – wie er den Stab hob und ihn auf den Schädel des Elenden niederschmetterte, bis Rot das Bunt der Schleier dominierte, weil er Recht hat, weil er Recht hat, weil – und das Bild verschwand mit Zirbels Stab im nächsten Busch, als er niederkniete und sich zu ruhigem Atem zwang.

Aziza hatte inzwischen inmitten des Steinplateaus einen Kreis von acht Schritt markiert und diverse rahjagefällige Speisen aus ihrer Tasche entladen. Atherion schien sich währenddessen im Hintergrund zu halten, ließ aber keinen Moment seine Aufmerksamkeit von ihr abgleiten. Nur als die zwei anderen Scholaren in aller Vorfreude auf den nächsten Akt die Münder nicht voneinander lassen konnten und sich im wilden Gras abseits des Plateaus zu wälzen begannen, brachte ein strenger Blick des Meisters die Gemüter wieder in Einklang mit der kühlen Bergluft. Auch Zirbel trat zwischen den Bäumen hervor und schritt bedächtig über den sonnenwarmen Stein, sein Haupt bekümmert von allen Spuren Meister Atherions und des verhassten Mahir abwendend.

Zufrieden mit ihrem Werk, dessen Feinheiten sich Zirbels Beobachtungsfähigkeit entzogen, erhob die Priesterin die Hände und grüßte die Göttin der Liebe. Erste rosafarbene Einflüsse durchtränken den Himmel, die Abenddämmerung war fast vorüber. Nun, nachdem die Geweihte ihre Vorbereitungen abgeschlossen hatte, trat der oberste Magier Fasars vor und sah mit erhabener Miene auf die versammelten Scholaren hinab.

»Da die letzte Nacht eure Köpfe von fremden Dogmen und Hemmungen befreit haben sollte, wird es heute Abend darum gehen, euer Körperlichkeit bewusst zu werden«, verkündete er und seine Stimme durchschnitt feierlich die Dämmerung. »Euer Leib ist mehr als die Materie, aus der er besteht, und mehr als die göttliche Kraft, die ihn belebt. Doch wie bei den meisten Menschen, sind eure Sinne verkrüppelt. Ihr erblickt ein Pergament mit Zeichen und nehmt nur die geschriebene Botschaft darauf wahr, nicht aber den Geruch der Tinte, die Schärfe der Kanten, die geschwungenen Linien. Doch solange ihr eure Wahrnehmung der Welt auf diese Weise selektiert, werdet ihr niemals zur allumfassenden Erfahrung wahrer körperlicher Hingabe in der Lage sein, wie die Sexualmagie sie erfordert. Körper und Geist können keine Einheit bilden, solange ihr unfähig seid, eure Körper in ihrer allumfassenden Sinnlichkeit zu spüren. Eure Sinne sind die Portale, durch die euer Körper diese Welt erfährt. Und damit sind sie auch die Schlüssel zur magischen Kraft, die diese Welt erfüllt. Lernt eure Sinne für diese Macht zu öffnen und sie werden die Magie in euren Leib einkehren lassen.«

Aziza wartete geduldig, bis Atherion die Zeremonie mit seinen Worten umrahmt hatte. Mit Nachdruck in der Stimme fügte sie nur hinzu: »In dieser Nacht gewährt die Göttin der Schönheit einem von euch ein heiliges Privileg. Begegnet ihrer Gnade in angemessener Form.«

Zögerlich, aber gehorsam, bissen sich die Scholaren nacheinander mal ins Innere ihrer Wange, mal auf einen Finger, bis Blut an die Oberfläche trat. Kaum berührte der Saft die nackten Körper, schien sich das Licht von Magie gelenkt zu brechen, um

Aspekte ihrer Körperformen zu offenbaren, die zuvor verborgen blieben. Dissonanz spann sich zu Harmonie und ein jeder wurde ein Bild der Herrlichkeit. Zirbel zwang sich zu höchster Konzentration, um es ihnen erfolgreich gleichzutun. Nicht nur, dass er Schwierigkeiten hatte, Gewalt, gleich wie harmlos, gegen sich zu wenden. Als stabgebundener Zauberer ohne das vertraute Artefakt einen astralen Effekt zu erzeugen, dazu einen aus einer anderen Tradition, war keine leichte Aufgabe.

Wie die erregten Tiere, die sie waren, sogten sie sich gegenseitig mit den Augen auf, offenbar im Stillen ihre Züge planend, um sich im Spiel des Meisters ihren Status zu erkämpfen. Als Aziza ihre angestrengt prüfenden Augen wieder von den Scholaren zu Atherion wandte, fuhr dieser unmittelbar mit seinem Vortrag fort, als könnte er es kaum erwarten, zur praktischen Phase der Lektion voranzuschreiten.

»Das Problem mit der eigenen Wahrnehmung ist, dass sie auf die eigenen Erfahrungen beschränkt ist.«

Der Magier hielt inne und forschte in den Gesichtern, als wolle er sich vergewissern, dass sie ihm noch folgen konnten.

»Um aber die eigene Sinnlichkeit zu erweitern, ist es unabdingbar, die physischen Fesseln eurer leiblichen Wahrnehmung zu überwinden und Erfahrungen selbst zu erleben, die sich sonst nur beobachten lassen.«

Ehe Zirbel verstand, worauf all dies hinauslaufen sollte, gab Aziza schon ein Zeichen, das die gesamte Kongregation intuitiv verstand. Schillernde Schleier glitten, ihrem folgend, überall zu Boden und bloße Füße überschritten wie in einer Bewegung die Schwelle des Kreises. Ein Seitenblick bestätigte der Priesterin, dass Atherions Fokus auf Zirbel ruhte und so wies sie ihn wortlos, in die Mitte zu treten.

Jenseits von Zirbels bewusstem Diktat, setzten sich seine Glieder in Bewegung, ganz als wollte ein verborgener Trieb den Weg beschreiten, ehe das Ich das Vorhaben zu fassen bekam.

Tiefes Summen brach aus den Kehlen der Anwärter, jeder einer Silbe huldigend, die Wandel zu befehlen schien. Von der Energie des gebündelten Willens überwältigt, der seinen Körper ergriff,

musste Zirbel sein verzerrtes Gesicht mit Händen verbergen. Trotz der allumfassenden Sensation konnte er deutlich Azizas Präsenz in der Atmosphäre schmecken, hinter deren Süße die Schärfe des Meisters hervor zu flammen schien, wie die schwarzbeschattete Sonne hinter dem Madamal im Zenit.

Funkelnde Tränen perlten von Zirbels Kinn, reflektierten sein Gesicht wieder und wieder und wieder, als sie in kleinen Sphären zu Boden fielen, doch er fühlte nichts, das Trauer gleichkam. Mittlerweile war das Summen der Versammelten zu wortreichem Gesang angeschwollen, dessen Bedeutung Zirbels Verständnis entglitt, ja hinter seinem Geiste direkt zur Materie zu sprechen schien.

»RA-«

Seine Lenden wurden heiß.

»DSCHA«

Sein Schoß schien zu weinen.

»USCH-«

Seine Brust schien zu brechen.

»TAM-«

Sein Glied riss entzwei.

»MAR!«

Er brach zusammen, seine Knie schlugen auf Stein. Vom Gesicht gelöst fanden Zirbels Hände feuchte Falten, die unter einem zweifach bestückten Schoß blühten und sich zwischen seinem nun zweifachen Gemächt zu einer empfindsamen Knospe verdichteten. Zitternd tasteten seine Finger sich weiter empor und fanden weiche Gipfel, die seine Haut über den Brustmuskeln spannten.

*Bei den Zwölfen ...! Ich bin ... eine Frau und ein Mann, zwei Männer?
Ich ... Götter! Rahja! Rahja, wie groß ist deine Macht!*

Während er sich erforschte, erfasste ihn eine Welle unmenschlicher Lust, die sich durch alle Poren in sein Innerstes zwang, bis seine Nerven zu schreien schienen. Wie eine materielle Gewalt strömte sie von allen Seiten auf ihn, ein Feuer, das Zirbel allen Stoff zum Atmen nahm.

Zirbels Augen flehten gen Horizont, auf der Suche nach etwas, irgendetwas, in das sich sein Verstand verbeißen konnte, bevor er sich selbst zerfraß. Mit dem letzten Streifen Licht dekonstruierte sich auch die Ordnung aller Dinge, die Zirbel so intim zu kennen geglaubt hatte und als die Sonnenscheibe die letzten Wipfel gute Nacht küsste, war sicher auch Praios im Schlaf versunken. Zirbel war allein mit den Kreaturen der Nacht.

Jenseits allen Fassungsvermögens, das er sich angesichts seiner leibhaftigen Transformation zugetraut hätte, überraschte Zirbel sich abermals mit einem Kampfeswillen, der durch seine vielfache Lust und Empfindsamkeit nur potenziert zu werden schien. Um ihn scharten sich Priesterin und Meister, der nun schleierlose Mahir, den Zirbel nur an seinem edatischen Grinsen erkannte, die vorlaute Novizin und ihr schweigsamer Freund. Zirbel sah nur fünf lusttriefende Bestien, bereit ihn zu nehmen, wenn er nicht floh. Noch gewährte der Meister ihm und den anderen Scholaren ein Ultimatum, eine letzte Gelegenheit zur Flucht aus dem Kreis. Noch verblieben sie erstarrt, im Zwiesgespräch mit sich.

Zwischen den hohlen Schlägen seines Herzens hörte Zirbel sich denken. Er hatte Einsichten erwartet, als er beobachtete, wie sich sein Leib zum Takt der Anrufung faltete, spontane Epiphanien über das Sein der Dinge. Doch da war nichts, keine Bedeutung, die selbstbeseelt aus seinem Schoße kroch. Er war nun anders, konnte mehr erfahren, anders erfahren, doch das lag vor ihm, wie es schien. Es entsprang einem anderen Quell, als der kruden Materie. Er wollte sie kosten, alle Möglichkeiten, alles was es zu erfahren gab. Er wollte – – –

Sie stürzten sich auf ihn.

Fleisch in Fleisch.



Atherion war sich nicht sicher, ob der Junge das Privileg der körperlichen Erfahrung wirklich zu schätzen wusste, das ihm in der vergangenen Nacht durch Aziza zuteil geworden war. Im Mittelpunkt der Begierde zu stehen und die umfassende Lust zu

genießen, die eine Rahjageweihete, er selbst und drei Scholaren unterschiedlichen Geschlechts ihm zugleich bereitet hatten, hätte ihn neues Selbstbewusstsein schöpfen lassen sollen.

Doch seither schien der Jungmagier aus Grangor merkwürdig in sich gekehrt zu sein. Er wirkte unnatürlich still, wich seinen Mitschülern aus, ebenso wie der Aufmerksamkeit, die Atherion oder Aziza ihm zukommen ließen, bestritt die Etappen des Tages weitestgehend alleine und sonderte sich sogar zu den Mahlzeiten von der Gruppe ab.

Und auch, wenn es Atherion nicht hätte beschäftigen sollen – er war schließlich ein Erzmagier, geachtet und gefürchtet, eine Legende, deren Namen ehrfürchtig hinter vorgehaltener Hand ausgesprochen wurde – seine Gedanken drifteten während des Aufstiegs unablässig zu dem Jungen zurück. Noch nie zuvor hatte er sich einem seiner Schüler als Meister verpflichtet gefühlt oder sich darum geschert, ob diese lernten oder nicht. Was sicher damit zusammenhing, dass er auch noch nie zuvor einem Scholaren begegnet war, den er selbst für würdig gehalten hätte, um seine Weisheit an ihn weiterzugeben.

Doch den Burschen – *Zirbel* – zu unterrichten, war ihm aus irgendeinem Grund ein persönliches Bedürfnis, das er zwar tief in seinem Innern spüren, aber weder benennen noch sinnvoll vor sich selbst erklären konnte. Es war einfach da, wie ein mystisches Seil, das Atherions Gedanken an den Jungen band und seinen Körper mit Lust erfüllte, wann immer er an die vergangene Nacht zurückdachte.

Als sie am Abend an ihrem Ziel ankamen, einer kahlen Lichtung, die lediglich von einigen hohen Nadelbäumen und robusten Gebirgsgewächsen gesäumt wurde – konnte Atherion seine Neugier schließlich nicht mehr zügeln. Während der Rest der Gruppe Azizas Anweisungen folgte, um ein Feuer zu entzünden und sich auf die nächste nahende Lektion unter den Sternen vorzubereiten, nutzte er die Gunst der Stunde und schlich sich zwischen den Schatten der Bäume davon.

Er erblickte den Jungmagier abseits der Lagerstätte am Rande einer Felskuppe, wo er scheinbar erschöpft am Stamm eines

Nadelbaums lehnte und den Blick entrückt über das Tal schweifen ließ. Lautlos zog Atherion sich in den Schutz einiger naher Baumstämme zurück und beobachtete den Burschen, während sein Verstand mit den unbekannten Gefühlen in seiner Brust zu ringen begann, versuchte, ihnen eine Erklärung oder wenigstens einen Namen für das abzuringen, was in ihm vorging.

Doch seine Seele weigerte sich, diese Geheimnisse mit ihm zu teilen und nach einer Weile akzeptierte Atherion seine Niederlage. Also konzentrierte er seine Aufmerksamkeit vollends auf Zirbel, beschwor die Magie seiner Sehnsucht und richtete sie auf den jungen Magier, um in dessen Kopf einzutauchen.

»... bin so ... erbärmlich, richtig peinlich. Ist der Meister mit meinen – mit mir zufrieden? Wahrscheinlich nicht. Er hat wieder den ganzen Aufstieg geschwiegen ... Ich bin viel zu schnell am Ende gewesen, vor allen anderen. Alles war so überwältigend, ich weiß nicht mal genau ob er und ich – Hoffentlich hält er mich jetzt nicht für einen vollkommenen Versager ...«

Belustigt und ein wenig erleichtert lächelte Atherion in sich hinein. Deshalb war der Junge heute also so distanziert gewesen. Er wurde von Versagensängsten gequält.

Umsichtig trat Atherion aus dem Schatten der Bäume und schlenderte langsam auf die Felsnase zu. Als der Junge das Knirschen unter seinen Füßen vernahm, fuhr er erschrocken herum und sprang verlegen auf, als er Atherion gewahr wurde.

Doch noch ehe der Bursche etwas sagen konnte, hob der ältere Magier bereits beschwichtigend die Hand und bedeutete Zirbel, sich zu beruhigen. Doch dieser blieb weiterhin angespannt und senkte unterwürfig den Blick, als Atherion sich näherte.

Die schüchterne Geste des jüngeren Mannes rief unwillkürlich einen Schauer des Verlangens in ihm hervor und er musste sich konzentrieren, um den erregenden Erinnerungen der letzten Nacht, die jäh hinter seiner Stirn vorbeizogen, keinen allzu großen Raum in seinem Bewusstsein einzuräumen.

»Hat dein Verstand schon nach so kurzer Zeit wieder die Kontrolle übernommen, Kleiner?«, begann er hochmütig und zwang sich, seinem Blick nichts von der Begierde ansehen zu

lassen, mit der sein Körper nun auf die Nähe des anderen Mannes reagierte. »Ich hatte angenommen, du hättest inzwischen gelernt, die Reinheit deiner Empfindungen nicht durch belastende Gedanken trüben zu lassen.«

»Ich wollte Euch nicht enttäuschen, Meister«, entgegnete Zirbel demütig und die Röte seiner Ohren verriet Atherion, dass seine Unterwürfigkeit aufrichtig war.

Und erregend. Sofort zogen abermals Bilder des jungen Zaubers vor seinem geistigen Auge vorbei. Wie er kniend im Rahjasgewand zu seinen Füßen kauerte und um Zuwendung flehend zu ihm aufsah, die Augen dunkel vor Verlangen.

Vielleicht sollte ich ihm seine nächste Lektion lieber im privaten Rahmen erteilen ...

»Davon gehe ich aus«, erwiderte Atherion nüchtern und unterdrückte ein Stöhnen. »Ich gebe mich nicht mit Dilettanten ab.«

Bei seinen Worten zuckte der Junge instinktiv zusammen, doch Atherion übergang seine Nervosität. Wenn die Tatsache, dass er sich überhaupt mit ihm abgab, Zirbel noch nicht Hinweis genug dafür war, dass Atherion ihn für einen würdigen Scholaren hielt, dann war das nicht sein Problem. Es entsprach nicht seinem Wesen, Schwächlingen den Bauch zu pinseln. Sowas hatte er noch nie getan und er würde jetzt nicht damit anfangen, ganz gleich, welche Anziehungskraft oder Faszination der Bursche auf ihn ausübte.

In diesem Moment knackte es hinter ihnen und als Atherion sich umwandte, sah er Aziza mit strauchelnden Schritten zwischen den Bäumen hervortreten.

»Hier bist du. Ich wollte dir nur sagen, dass alles bereit ist«, murmelte sie an Atherion gewandt, während ihre Finger durch ihr offenes Haar fuhren und offensichtlich versuchten, die Nadeln und Kletten daraus zu befreien, die der Weg durchs Unterholz ihr beschert hatte.

»Fang ruhig schon an«, erwiderte Atherion und warf Zirbel ein unheimliches Lächeln zu. »Ich komme nach, sobald der Kleine hier seine Lektion gelernt hat.«

Aziza, die scheinbar erst jetzt Zirbels Anwesenheit bemerkte, runzelte verwundert die Stirn, nickte dann jedoch nur und zog sich wieder zurück.

Als Atherion sich abermals Zirbel zuwandte, lag offene Verwirrung in seinem Blick.

»Warum gehen wir nicht zu den anderen, Meister?«

Atherion grinste, machte sich jedoch nicht die Mühe, eine Antwort zu formulieren und hoffte, dass der Junge sein Schweigen als Unnahbarkeit deuten würde.

Doch die Wahrheit war, dass er selbst keine wirkliche Antwort darauf hatte, weil das dumpfe Gefühl in ihm dieses Geheimnis noch immer hütete. Alles, was er wusste, war, dass etwas in ihm dem Knaben die heutige Lektion in trauter Zweisamkeit erteilen wollte. Und dass er dieses Sehnen nicht unterdrücken würde, bloß weil die anderen Scholaren sich dadurch übervorteilt fühlen würden.

»Zieh dich aus«, befahl er streng und zückte seinen Magierstab, den er zwar nicht brauchte um Magie zu wirken, der ihm in manch anderer Hinsicht jedoch gute Dienste erwies. »Ich habe dich gestern gelehrt, deine Sinne zu öffnen. Du hast die einmalige Gelegenheit erhalten, über die Grenzen der Wahrnehmung, die dein Körper dir setzt, hinauszuwachsen und eine Reihe von Eindrücken zu erfahren, die den meisten Menschen ein Leben lang unbekannt bleiben.«

Er hielt kurz inne und sprach erst weiter, als der Mann vor ihm zaghaft begann, sich seiner Kleidung zu entledigen, was er bislang vermieden hatte.

»Heute gehen wir noch einen Schritt weiter. Die Sinne sind die Portale, die dich die Welt erfahren lassen, die dich mit der Außenwelt verbinden. Sie zu öffnen, lässt dich enorme Kraft schöpfen, doch diese Kraft ist kein Vergleich zu der Macht, die aus deinem Inneren erwächst. Ich erwähnte bereits, dass es vornehmlich die Töchter Satuaris sind, die diese Form der inneren Magie für sich entdeckt haben. Ihr Wirken ist deshalb so mächtig, weil sie die Kraft aus sich selbst schöpfen, aus ihren

Emotionen und Empfindungen. Und auch du hast diese Kraft bereits erfahren, Kleiner.«

Diesmal blieb Atherion ernst, als der Junge ihn unsicher ansah.

»Ich weiß, dass du die Macht gespürt hast, die der Genuss gestern Nacht durch deinen Leib getragen hat.«

Langsam schien der Junge zu verstehen, denn er nickte zaghaft.

»Nun, Genuss ist wohl die häufigste Empfindung, die die Sexualmagie nährt«, fuhr Atherion fort, da er annahm, dass ein Bursche von Anfang zwanzig noch nicht allzu viele rahjanische Erfahrungen gemacht haben konnte, bei denen die Lust und die Begierde über andere Empfindungen als Zärtlichkeit und Genuss erweckt worden war. Doch das würde sich heute ändern.

»Aber Verlangen lässt sich auf viele Arten erwecken. Und jede Art setzt eine andere Form der Kraft in dir frei. Das ist die heutige Lektion.«

Mit diesen Worten baute Atherion sich bedrohlich über Zirbel auf und blickte mit eisernem Blick eines Generals auf ihn hinab.

»Auf die Knie.«

Zögerlich folgte der junge Mann seinem Befehl.

»Und jetzt berühre dich.«

Das Unbehagen war dem Jungen anzusehen, als er scheu an sich hinab griff, doch das war genau, was Atherion beabsichtigte. Diesmal würde er die Hemmungen des Burschen nicht einfach verschwinden lassen. Zumindest noch nicht.

Lauernd umkreiste er seinen Scholaren, während dieser damit beschäftigt war, sich eine Erektion zu verschaffen. Ein amüsiertes Schnauben entfuhr Atherion, als er sah, wie eine Hand des Magiers nach seinem Phallusstab griff und er leise zu murmeln begann. Doch sein Zauber schien seine Wirkung nicht zu verfehlen, denn im nächsten Moment ließ die Begierde seine Männlichkeit wachsen.

Zufrieden blieb Atherion hinter Zirbel stehen und ließ das Ende seines Magierstabs über dessen nackten Rücken gleiten. Er war sich bewusst, dass der Zauber dem unerfahrenen Magier niemals gelungen wäre, wenn sich sein Verstand gegen die beabsichtigte Wirkung grundsätzlich gesperrt hätte, was bedeutete, dass Zir-

bel zumindest die erste Lektion, die er ihm vor zwei Tagen erteilt hatte, begriffen haben musste.

Ich wusste, dass der Junge zu Höherem bestimmt ist.

»Ich werde dich jetzt mit einer Reihe von Empfindungen konfrontieren«, teilte er dem Jungen zu seinen Füßen mit. »Und deine Aufgabe wird es sein, dein Verlangen aufrechtzuerhalten.«

Er fuhr mit der Spitze seines Stabes andeutend über Zirbels ansehnliche Erektion.

»Versuche, die Intensität der Empfindungen in Lust umzuwandeln. Versuche, dein Verlangen zu mehren. Egal, was du fühlst.«

Er wartete noch kurz, bis der Bursche nickte. Dann holte er auch schon aus und ließ seinen Stab auf Zirbels Rücken niederfahren.

Ein erschrockener Schmerzensschrei entwand sich dessen Kehle, doch noch ehe der Mann vor ihm reagieren konnte, hob Atherion bereits die Hand und beschwor einen Bannkreis von solch geringem Radius um den Jungen herum, dass dieser sich kaum noch regen konnte.

»Ignoriere meinen Zauber, der dich fesselt«, befahl er und trat wieder um ihn herum, damit er den Burschen ansehen konnte. »Konzentriere dich nur auf die Empfindungen, die er in dir hervorruft.«

Mit diesen Worten versetzte er Zirbel einen weiteren Schlag mit dem Stab, der ihn wimmernd zusammensacken ließ.

Als die Sonne schließlich vollends untergegangen war, war der Rücken des Jungen mit dunklen Stielen und Flecken übersät und obwohl Atherion ihn immerfort ermahnt hatte, sein Kräfte auf seine Erregung zu fokussieren, war die Erektion des Knaben längst in sich zusammengefallen und Tränen rannen aus seinen Augen.

Unglücklicherweise entfachte diese Beobachtung nur noch weiter das Feuer in seinen eigenen Lenden und es kostete ihn einiges an Selbstbeherrschung, den Stab endlich ruhen zu lassen. Murrend trat er an den zusammengesunkenen Mann heran und ob die Hand über seinen Rücken. Sofort verschwanden die Striemen, klangen die blauen Flecken unter seiner Haut ab

und ließen makellos reine Haut zurück. Kurz darauf erstarb das Wimmern und wich erleichterten Seufzern.

»Nun gut, vielleicht ist diese Form der Empfindungsmagie noch zu schwierig für dich. Versuchen wir etwas anderes«, knurrte Atherion und akzeptierte die Enttäuschung, die sich bei dieser Erkenntnis in ihm einnistete. Etwas in ihm hatte sich gewünscht, dass der Knabe mit Verlangen auf die süßen Schmerzen reagieren würde, die Atherion ihm bereitete. Doch die deutliche Verunsicherung in Zirbels Gesicht, als er sich wieder aufrecht hinkniete und sich die Tränen aus den Augen wischte, sprach eine andere Sprache.

Konzentriert trat Atherion wieder vor ihn und sah streng auf ihn herab. Dann begann er abermals zu murmeln.

Im ersten Moment geschah nichts. Doch dann kehrte die Erregung schlagartig in Zirbels Lenden zurück. Der junge Magier konnte sich wegen des Bannkreises um ihn herum noch immer nicht rühren, doch das erstickte Stöhnen, das nun seiner Kehle entwich, als er Atherions Stab betrachtete, zeugte nicht länger von Furcht.

»Bitte ...«, keuchte er und begann sich zu winden. »Schlagt mich nochmal. Diesmal halte ich es aus. Bitte.«

Atherion unterdrückte ein hämisches Schnauben.

»Gewiss würdest du es diesmal aushalten. Weil du jetzt danach verlangst. Weil ich dich danach verlangen lasse.«

Er hob andeutend den Stab und konnte deutlich die Gier in Zirbels Augen sehen, als dieser erwartungsvoll die Luft anhielt. Doch der ersehnte Schlag blieb aus.

»Meister, bitte!«, hörte er seinen Schüler winseln. »Ich brauche es. Schlagt mich! Bitte! Bitte!«

»Nein«, entgegnete Atherion schlicht und beugte sich zu ihm hinunter, um mit dem Finger über Zirbels Wange zu streichen. »Ich will, dass du die Qual des unerfüllten Verlangens durchlebst. Und jetzt konzentriere dich, Kleiner. Fühle die Begierde in dir, fühle das Verlangen und schöpfe daraus Kraft. Wenn dir das gelingt, wirst du selbst in der Lage sein, diese Kraft dazu zu

nutzen, um dir die Erleichterung zu verschaffen, nach der du dich sehnst.«

Erneut erklang ein Wimmern, als der Bursche verzweifelt versuchte, die Finger nach seinem nahe liegenden Stab auszustrecken, diesen wegen des Banns jedoch nicht erreichen konnte.

»Meister ... Bitte ... Ich kann mich nicht bewegen ...«

»Das brauchst du auch nicht. Du kennst den Zauber, der Schmerzen bereitet. Du musst ihn bloß wirken.«

»Ich kann nicht ...«

»Du kannst!«, donnerte Atherion, dem allmählich die Geduld ausging – falls er je welche besessen hatte. »Fühle dein Verlangen, gib dich ihm hin und nutze die Kraft, um dir die Befriedigung zu verschaffen, nach der du dich sehnst! Los!«



Endlich. Endlich kollabierten seine Glieder.

Statt des Monumentes, das am Ende Thomeg Atherions fruchtbarer Investition in den Himmel ragen sollte, um den Göttern Gesellschaft zu leisten, fiel der Junge wie ein Boltankartenhaus in sich zusammen. Mit dem Gesicht im Dreck zu den Füßen seines Meisters inhalierte Zirbel den Gestank des Urins, der statt eines Lustbeweises von seinen eigenen Lenden troff.

Zirbel fühlte sich unfähig, den Drang seiner Lunge nach Luft zu zügeln. Unbeholfen schob er die Arme unter seinen Torso, versuchte sich hochzudrücken, um wieder die Statur eines Menschen zu erlangen und glitt ab. Platschend schlug sein Gesicht zurück auf den moosigen Grund, der wie ein Schwamm die Feuchte in sein Gesicht entließ.

Durch glasige Augen sah er seine Hand neben Atherions Füßen liegen, ballte sie zur Faust, schwächlich, bemerkte, dass er sie nicht richtig spüren konnte. Mächtig wälzte sich etwas seinen Rachen herauf und er biss die Zähne zusammen, um das Wimmern gefangen zu halten.

Sein Impuls zu rennen war längst zerronnen und Zirbel verfluchte alle Götter für das Versagen eben jener letzten Gnadensgabe verstandesloser Panik, die ihn hätte hinfort tragen können.

Kein Balsam würde diese Wunde heilen können.

Wie ging man damit um, wenn das, was man zu wollen glaubte, nicht gut für einen war? Wenn oberflächliche Träume, Sehnsüchte und Phantasien kaum tief genug in die eigene Seele reichten, um die Essenz des eigenen Willens zu offenbaren?

Schattenhaft hatten sie Zirbel stets begleitet, doch schließlich hatten sie sich als Echo fremder Erwartungen herausgestellt. Vielleicht kreuzten sich alle Wege zur Erfüllung ein ums andere Mal, vielleicht musste jede Erfahrung einmal durchlitten werden, um die Umrisse des eigenen Pfades an den Kreuzungen wiederzufinden.

Doch ans selbe Ziel führten sie wahrlich nicht. Wie könnten sie? Atherion sprach von nicht weniger als Erleuchtung. Von Wahrheit. Einer Wahrheit, die er bestimmte. Auf nichts anderes lief es hinaus. Und der einzige Weg zur Wahrheit, den dieser Meister zu bieten hatte, war der Weg Levthans, einer der für Zirbel im Dreck endete.

Er hörte sich selbst schon flehen: *Zirbel, rappel dich einfach auf, ein einfacher Rückschlag, dabei ist doch nichts!*

Aber als Atherion ihn magisch gefesselt hatte, war ihm bewusst geworden, dass die Lehren des Magisters nichts als Fassade für ein komplexes Spiel seiner eigenen Selbstbefriedigung waren. Ein wahrer Erleuchteter müsste, seinem Titel entsprechend, das endgültige Wissen bieten können, welches alle Gegenargumente logisch zum Aberglauben einer unkultivierten Vergangenheit erklären würde.

Teil seiner Lehre, die jene Kriterien angeblich erfüllen sollte, war die Behauptung, Empfindung entspränge dem wahren Willen der Seele, Verstand sei ein minderer Geist. Warum also tat alles so weh? Warum bedeutete die ersehnte Zuwendung ihm Leiden?

In Zirbels fiebrigem Schädel, der zwischen Tränen in den Boden keuchte, zeichnete sich die scheinbar logische Schlussfolge-

rung ab. Es war simpel. So simpel, dass die Erkenntnis seinem zukenden, hievenden, triefenden Körper ein verzweifelt Lachen entlockte, das mehr als Rotzen seinen Weg nach draußen fand:

Es fühlt sich schlecht an, also ist es schlecht.

Aber nicht der Schmerz als solcher, dessen Empfindung Zirbel nicht zu schätzen lernen wollte, selbst wenn sie anderen Freude versprach, sondern das Versagen des Meisters war, was sein Herz zerriss. Bereitwillig war er nach Fasar gezogen, um zu dienen. Seinem Meister und schließlich sich selbst durch ihn. Ein Fehler, wie sich zuletzt offenbart hatte.

In seiner Insistenz, dass alles, was er nach seinem Willen diktierte, Ausdruck einer vollkommenen Wahrheit war, hatte Atherion das Unbehagen der Scholaren als aufgezwungene Moralität dämonisiert. Dabei war er nicht subtil gewesen, vielmehr war die konstante Aussage seiner Vorträge:

Wenn ihr nicht wollt, was ich euch abverlange, dann nur weil ihr Sklaven einer Moral seid, die ich ablehne.

Größenwahn mochte allzu oft die kleinen Fische befallen, die ihren Schatten mit einem Spiegel verwechselten, doch selbst der Leviathan in seiner unheiligen Größe verfiel ab und zu dem Irrglauben, das Universum sei sein Meer.

Schwerer als die Einsicht, dass kein Sterblicher Kenntnis aller Geheimnisse der sieben Sphären erlangen konnte, selbst der potenteste Erzmagister nicht, wog die Tatsache, dass es somit niemanden gab, an dessen Hand Zirbel sich festhalten konnte, um dorthin hinab zu tauchen, wo seine Glieder ihn nicht tragen konnten. Er war allein. Allein mit Ambition und Selbstzweifel, seinen Folterern.

All dies wäre zu ertragen gewesen, da Atherion trotz allem ein Mann mit unschätzbar wertvollen Erfahrungen und Fähigkeiten war, die selbst ohne den Ballast häretisch anmutender Gesinnungen ein lebenslanges Studium verdient hätten.

Lob sei den Zwölfen, dachte Zirbel noch demütig, als er mit hängendem Kopf irgendwie zu stehen kam, *doch ich tue dies für mich und nicht für euch*. Atherion hatte als Meister versagt. Ob der Magister sich dessen bewusst war und deswegen wie erstarrt ver-

harrte, vermochte Zirbel nicht zu sagen und kein Zauber der Welt hätte ihm den Mut verliehen, auch nur eine Sekunde Atherions Gesicht zu befragen. Schmerz war der Quell, aus dem Zirbel die Kraft schöpfte zu rennen.

Niemand hielt ihn auf.

Ein weiterer Stich.

Wenn man ihn fragte – was offensichtlich niemand vorhatte – galt es, das Knie nicht vor dem Meister zu beugen, weil er es befahl, sondern weil er es inspirierte. In dem Moment als Atherion den Bannkreis um seinen nackten Körper geschlossen hatte, war ihm die Freiheit zum Widerstand genommen worden. In diesem Moment hatte er Zirbel verloren. Die Macht des Meisters, jene flüchtige und doch im selben Augenblicke spürbare Einflusskraft, basierte auf einem Vertrag des Vertrauens, dessen Verbindlichkeit Atherion verletzt hatte. Ohne die Möglichkeit, sich dem Befehl zu entziehen, war jeder Wert zerstört worden, den Gehorsam bieten konnte. Atherions Lust an Dominanz war ein Monolog im leeren Saal, denn der Zwang, den er Zirbel aufbürdete, degradierte ihn zum Objekt. Ohne Mitspieler war das Spiel zu Ende und die Fesseln, die eben noch so süß Zirbels Glieder umfingen, während sie sie zu voller Größe richteten, entlarvten sich als Spinnennetz.

Zirbel hatte sich an seinem Bilde messen wollen, gerade weil es ihm nicht glich. Wo immer er sich und ihn im Geiste übereinanderlegte wie Papierpüppchen, der Schatten, den sie warfen, war kein Bild der Harmonie, nein, eine Chimäre starrte aus der Finsternis zurück.

Wahrlich, Atherions Lehren hatten fruchtbaren Boden gefunden, doch aus Zirbel spross kein Gewächs, das dem Meister zum Gefallen genügen würde. Zirbel wollte ihm die unwürdige Arbeit ersparen, den Rücken beugen zu müssen, um sich des unliebsamen Sprosses zu entledigen. Vor allem jedoch wollte er nie wieder das Gesicht sehen, das ihm den Himmel versprochen und diesen dann verdunkelt hatte.

Bar jeden Schutzes brach Zirbels Haut, als er sich durchs Unterholz kämpfte. Drei Tage lagen zwischen ihm und Fasar. Ganze

fünfunddreißig waren es zurück nach Grangor. Und jenseits – wer weiß wie lang. Zeit hatte keine Bedeutung in diesem Moment, Materie noch weniger. Nur das Elixier aus Leib und Geist, das Atherrion Empfindung nannte, hatte Bedeutung. Freiheit. Freiheit war eine Empfindung. Und Freiheit hatte keinen Meister.



Ein Hund

von Lieschen Müller

Mein Name ist Adaro Serrez. Geboren wurde ich in Mirham, aufgewachsen bin ich in den Gassen Al'Anfas. Meine Herrin war Alara Paligan, die Schwester des großartigen Goldo und Kaiserin des Mittelreiches. Ich kam in den Norden, weil es meine Pflicht war, sie zu beschützen, als sie den Prinzen und Thronfolger heiratete. Über all die Jahre, die sie an der Seite ihres schwächlichen Gemahls darum kämpfte, sich in der Fremde zu behaupten, und ebenso nach dem Verschwinden des Kaisers, als die Fesseln der Pflicht von ihr abfielen. Ich war stets an ihrer Seite, still und unauffällig. Ein Schatten, wenn sie es verlangte, ein Skorpion, wenn ich es sein musste, ein drohender Löwe, wenn es notwendig war. Das kalte Land des Nordens ist mir nie eine angenehme Heimat geworden, und es gab Tage, da sehnte ich mich mehr nach der Wärme und den Düften Meridianas, als ich zu ertragen glaubte. Doch meine Pflicht, meine Liebe und mein Verlangen galten meiner Herrin, und wenn es für mich in diesem rauen Reich ein Zuhause gab, dann war es die Kaiserin.

Ich schätzte die Zeiten, die wir in Alarasruh verbrachten. Meine Herrin hatte die Pfalz zu ihrem Palast gemacht, und wir weilten oft dort, um dem Lärm und der Unruhe der Kaiserstadt zu entgehen und Gäste zu laden, ohne den Augen und Ohren der Dienerschaft ausgeliefert zu sein, die jedes Wort weitertrugen. Donna Alaras Stellung als Fremde und Kaiserinmutter brachte ihr viele Feinde und Neider ein, sodass die Tage in der Abgeschiedenheit von Alarasruh auch für mich Erholung und Muße versprachen.

An jenem Abend, an dem mein Schicksal sich entschied, hatte die Kaiserin Gäste in ihr Schloss geladen. Es war der erste Tag des Rahjamondes, der in unserer Heimat die Zeit des Rahjanal einläutete. Auch im Norden huldigte man der schönen Göttin, doch kaum eine Feier ließ sich mit der meiner Herrin messen. Das Schloss quoll über von Gästen, Fenster und Türen waren mit Rosen geschmückt, Musik erklang in der großen Halle und roter Wein sprudelte aus einem Brunnen, der zu anderen Zeiten klares Quellwasser führte.

Donna Alara hatte mich für den Abend freigestellt, und so mischte ich mich unter die Feiernden. Obwohl ihre Gesichter von Federmasken verborgen waren, erkannte ich viele wieder, die bei meiner Herrin ein und aus gingen. Ein junger Mann sprach mich an und reichte mir seinen Kelch, damit ich gemeinsam mit ihm trinke, doch ich lehnte ab. Ich konnte keine Ruhe finden, wenn so viele Fremde hier umhergingen. Immer wieder ließ ich den Blick schweifen und suchte nach der Kaiserin, und ich wurde erst wieder ruhig, als ich sie mit ihren Gästen scherzen sah und den Schatten ihres Beschützers im Halbdunkel dahinter. Zu lange schon war mir ihr Leben anvertraut, und zu lange hatte ich jeden Moment meines Lebens in ihren Dienst gestellt, als dass mein Streben etwas anderem dienen konnte als ihrem Wohlergehen.

Ich hatte die Frau nicht bemerkt, denn sie stand im Schatten neben der Tür, die zum Rosengarten hinausführte. Wahrscheinlich hatte sie mich bereits eine ganze Weile beobachtet, und als sie mich ansprach, klangen ihre Worte wohl überdacht und nicht in der Art, wie man mit jemandem spricht, mit dem man ein paar zufällige Worte wechselt.

»Ihr seid Adaro Serrez.« Die Stimme klang tief für eine Frau, voll und weich wie dunkler Honig, und ihre dunklen Augen blickten groß und klug zu mir auf. »Tretet doch einen Moment zu mir. Ich habe nach Euch gesucht.«

Ich stammelte eine Erwiderung, während ich darüber nachdachte, woher ich sie kannte. Sie kam mir vertraut vor und doch fremd, als sehe ich sie an diesem Abend das erste Mal.

»Ihr scheint erstaunt.« Sie lachte leise und dunkel und trat aus den Schatten. Tiefblaue Seide umschmeichelte ihren Leib, der die Farbe des Hanfla nach dem Regen hatte, wenn der Fluss rote und gelbe Erde aus dem Regengebirge mit sich führte. Goldene Reife klirrten an ihren zarten Gelenken, als sie sich bewegte, und ihr rabenschwarzes Haar trug sie in zahllose dünne Zöpfe geflochten, die mit kleinen Silberperlen geschmückt waren. Ihre Festmaske hielt sie in der Hand, sie war ganz mit schwarzen Federn besetzt.

»Ihr kennt meinen Namen«, sagte ich und blieb bei ihr stehen. Sie war schön, auf eine ähnliche Weise wie meine Herrin, aber etwas in ihren Augen gemahnte mich zur Vorsicht. Vielleicht habe ich damals schon das Alter in ihnen gesehen, die verspielte Grausamkeit, die ich erst sehr viel später erfuhr, aber noch nicht begriff. »Verratet mir den Euren, damit wir mit gleichen Waffen kämpfen.«

»Unsere Waffen werden stets verschiedene sein. Aber es ist gewiss höflich, sie nicht voreinander zu verbergen.« Sie lachte erneut und legte ihre Hand an meinen Arm. »Marteniell nennt man mich. Die Kaiserin lud mich zu dieser Feier, und sie empfahl mir Euch zur Begleitung. Könnt Ihr tanzen, Herr Serrez?«

Ich war verwundert angesichts der unverfrorenen Frage, weil ich es vom Hofe kaum noch gewohnt war, offen auszusprechen, wonach der Sinn stand. Mein Zögern schien sie jedoch nicht zu belustigen, denn sie griff nur meine Hand und führte mich unter die Feiernden, die sich zum Klang von Kabasflöte und Cembalo bewegten. Es war Jahre her, seit ich das letzte Mal getanzt hatte, am Tage meines Traviabundes, als die Kaiserin mich aufforderte, meine Angetraute zum Tanz zu führen. Doch sie hatte Geduld, und ihre Hände und ihr Leib führten mich, bis ich in den Takt der Trommeln und ihren Rhythmus fand. Ich atmete den Duft ihres Haars, als sie mir nahe kam, spürte die flüchtige Berührung ihres Körpers, und doch suchte mein Blick immer wieder meine Herrin, die abseits des Treibens auf einem Diwan ruhte und dem Tanz zusah.

»Ihr dient ihr gut«, hörte ich ihre rauchige Stimme nah an meinem Ohr, um über Musik und feierlichem Lärmen erhört zu werden. »Sie wünscht, dass Ihr heute Abend bei mir bleibt und mich unterhaltet. Kommt.« Sie fasste meine Hand. »Ich will Euch kennenlernen.«

Sie zog mich von der Tanzfläche hinaus in den Garten, und ich folgte ihr, ohne dass ich darüber nachdachte. Wenn es der Wunsch meiner Herrin war, wollte ich ihm Folge leisten, auch wenn es mein Verderben bedeuten mochte. Und es bedeutete mein Verderben.

Sie forderte mich auf, ihr von mir zu erzählen, während wir zwischen Rosen und dunklen Lampions durch den Garten spazierten, und ich erzählte ihr von Mirham und Al'Anfa und dem Dienst am Haus Paligan, der mich in den Norden brachte. Sie hörte zu, und nur selten unterbrach sie mich, um etwas zu fragen oder zuzustimmen, wenn sie eigene Erinnerungen wiedererkannte.

»Habt Ihr einen Bund geschlossen?«, fragte sie mich schließlich, als wir unter dem Wildrosenbogen standen, der den Garten vom Schlosshof trennte. Ich bejahte und erzählte ihr von Joswine und den Söhnen, die wir gemeinsam hatten. Die Fremde sah mich an, während ich sprach, und ihre Mundwinkel hoben sich wissend, als sie schließlich feststellte: »Ihr könntet ein glücklicher Mann sein, wenn Ihr in der Lage wärt, Eure Gattin zu lieben. Doch das könnt Ihr nicht, weil Euer Herz allein Eurer Herrin gehört.«

Ich widersprach, aber sie lachte mich aus und trat näher an mich heran, sodass ich ihren festen Leib durch die Festkleidung an mir spürte, zu eng, um schicklich zu sein, und ich wusste, dass man uns von den Türmen aus sehen musste, wenn nur jemand hinabsah. Dennoch hielt mich etwas davon ab, sie von mir zu schieben, obwohl ich es sicher vermocht hätte. Ihr Haar duftete nach Jasmin, und auf ihrer Haut lag ein feiner Schimmer wie von Goldstaub. Groß und dunkel blickten ihre Augen zu mir empor, und ich blickte zurück, wie von einem magischen Band gezogen, das mich unfähig machte, den Kopf abzuwenden.

»Wenn das so ist und Ihr Eure Herrin nicht liebt, Herr Serrez«, sagte sie langsam, und sie strich mit der Fingerspitze über meine Unterlippe, »dann wird es Euch sicher nicht das Herz brechen, sie zu töten, wenn ich es von Euch verlange.«

Ich starrte sie an, und ich stolperte zurück, als der Bann sich mit einem Mal löste. Ich schüttelte den Kopf, fassungslos, und suchte in meiner Verwirrung vergeblich nach Worten, die meiner Abscheu entschlossen genug Ausdruck verleihen konnten. Ich musste der Kaiserin davon berichten, was diese Frau zu tun gedachte. Ihr erzählen, was sie gesagt hatte. Oder sie besser noch hier und jetzt festsetzen lassen, ehe sie jemanden fand, der ihrer Bitte nachkommen würde!

Die Dame Marteniel lachte leise, als ahne sie meine Gedanken. Beschwichtigend legte sie die Hand über meine.

»Geht zu Eurer Herrin, wenn Ihr es für richtig haltet«, sagte sie sanft. »Ihr seid ein guter Hund, Herr Serrez. Und eine angenehme Begleitung für diesen Abend. Mögen die Götter Euch eine angenehme Nacht schenken.«

Ich wollte etwas erwidern, aber da hatte sie sich schon abgewandt und war verschwunden. Ich blinzelte verwirrt und erschrocken, doch sie war fort, wie ein böser Traum, den man im Moment des Erwachens noch für die Wirklichkeit hält. Vom Festsaal her drangen Stimmen und Musik zu mir hinaus, und das Mondlicht fing sich silbern auf den Dächern des Schlosses, als lachten Phex und Rahja über mich angesichts eines gelungenen Streichs. Langsam wandte ich mich zurück zum Palas, und ich war erleichtert, als ich meine Herrin dort wohlauf lachend und scherzend fand. Ich beschloss, die Worte der Dame Marteniel vorerst für mich zu behalten und Donna Alara das Fest nicht durch meine Sorge zu verderben. Doch ich würde mit ihr darüber sprechen müssen, denn sie gingen mir nicht aus dem Kopf. Und während ich darüber nachsann, vermeinte ich wieder, den Jasminduft ihres Haars wahrzunehmen.



Am folgenden Tag empfing mich meine Herrin im Bad. Man hatte dem Wasser Stutenmilch hinzugefügt, und sie lag entspannt hinabgesunken, sodass nur ihre schlanken Knie und die dunklen Spitzen ihrer Brüste zu sehen waren. Das schwarze Haar umfloss ihr Gesicht, das so schön war wie an jedem Tag, den er sie nun schon kannte. Ihre Sklavinnen waren ebenfalls dort, eine richtete den Wein und die zweite spielte auf einer Lyra eine sanfte Melodie, die sie von einem reisenden Barden gelernt hatte und die Alara so gut gefiel.

»Meine Herrin.« Ich trat vor und beugte das Knie, wie ich es immer tat, und sie hob die Hand aus dem Wasser, um mir zu gestatten, mich zu erheben.

»Adaro.« Sie lächelte, kleine Grübchen bildeten sich an ihren Wangen, trotz der Müdigkeit, die nach durchgeführter Nacht ihren Blick schwer werden ließ. »Kommt herüber und setzt Euch zu mir. Ihr seht ernst aus.«

»Das bin ich auch, Herrin«, erwiderte ich und kam ihrem Befehl nach. Die Sklavin reichte mir einen Becher mit Wein, den ich unschlüssig in den Händen hielt, während ich nach Worten suchte, meine Sorge zum Ausdruck zu bringen. »Herrin, ich hatte am gestrigen Abend eine seltsame Begegnung«, begann ich dann, nachdem sie mich eine Weile abwartend angesehen hatte. »Eine Dame Marteniel sprach mich an. Sie sagte, es sei Euer Wunsch gewesen, dass ich den Abend mit ihr verbringe.« Ich berichtete meiner Herrin von dem Tanz und unseren Gesprächen und schließlich auch von dem Gang in den Rosengarten und ihrer Frage, die mich so verstört hatte.

Alara hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich schließlich endete, schloss sie die Augen und lachte leise, ganz so, wie sie es damals als junges Mädchen getan hatte, ehe ihr Bruder sie an den Kaiser verkauft hatte. »Ihr müsst keine Sorge haben«, sagte sie, und ein saches Schmunzeln blieb in ihrem Mundwinkel zurück. »Die Dame Marteniel und ich kennen einander sehr gut und sehr lange. Ich habe sie noch vergangene Nacht gesehen, und sie ließ mich am Leben. Sie sagte mir, dass Ihr ihr gefällt. Es

ist daher mein Wunsch, dass Ihr ihr zu Diensten seid, solange sie hier in Alarasruh weilt.«

»Herrin ...« Ich stockte, als sie die Hand hob, um mir Einhalt zu gebieten.

»Ich weiß, dass Ihr Euren Platz an meiner Seite seht«, sagte sie mit sanfter Stimme. »Und ich weiß Eure Treue zu schätzen. Doch es ist Rahjamond, und die Dame Lera ist mir eine liebe Freundin. Unterhältet sie. Beschützt sie. Erheitert sie. Das ist mein Wunsch an Euch, mein treuer Adaro.«

Ich nickte, auch wenn ich mich am liebsten ihrem Befehl widersetzt hätte. Doch es stand mir nicht zu, der Kaiserin zu widersprechen, sodass ich nur fragte, wie lange die Dame Lera denn in Alarasruh zu bleiben gedenke.

»Bis zum letzten Tag des Rahjamondes«, gab meine Herrin mir zur Antwort. »Danach werdet Ihr an meine Seite zurückkehren, wie es immer war.«

Die Zeit war lang, ein ganzer Mond, aber ich fügte mich, trotz der Sorge, die ich bereits im Herzen trug. Doch noch wusste ich nicht, dass es nicht meine Herrin war, um die ich mich sorgen musste.



Ich traf die Dame Marteniel erst am übernächsten Tag. Ein Diener ließ mir ausrichten, dass sie mich zu sehen wünsche und im Turmzimmer erwarte. Ich spürte den Widerwillen, der in mir aufstieg, aber ich hatte meiner Herrin Treue und Gehorsam geschworen, und ich durfte ihr Vertrauen in mich nicht enttäuschen.

Die Dame Marteniel erwartete mich bereits. Sie hatte auf der Erkerbank Platz genommen, vor sich auf dem Tisch ein Rote-und-Weiße-Kamele-Spiel und daneben eine Karaffe mit dunklem Wein. Sie lächelte mir zu, als ich eintrat, und winkte mich heran. Das Haar trug sie zurückgebunden, und das Kleid war züchtig und hochgeschlossen, und nur ihre Augen hatte sie mit dunkler Kohle umrandet.

»Ihr habt Euch rar gemacht, Herr Serrez«, stellte sie scherzend fest.

»Ihr habt nicht nach mir geschickt, Frau Marteniel«, erwiderte ich und neigte den Kopf. »Verzeiht das Missverständnis.«

»Ihr solltet mich unterhalten, daher ging ich davon aus, dass Ihr es wärt, der auf mich zuträte. Aber wie dem auch sei.« Sie winkte ab. »Nun seid Ihr hier. Setzt Euch.«

Ich ließ mich ihr gegenüber nieder, den Säbel an der Seite, und spähte auf das Spielbrett, das zwischen uns aufgebaut war. Sie folgte meinem Blick interessiert, und wieder kroch dieses wissende Lächeln in ihre Mundwinkel.

»Ihr kennt das Spiel?«, fragte sie.

»Ich kenne die Regeln«, antwortete ich. »Allerdings reicht das nicht aus, um gut in diesem Spiel zu sein.«

»Das ist richtig. Dennoch verrät die Art, wie man es spielt, viel über den Spieler. Was meint Ihr, Herr Serrez?« Ihre Glutaugen fingen meinen Blick. »Wagt Ihr es, Euch mir zu stellen?«

»Wenn dies Euer Wunsch ist, werde ich ihm nachkommen.«

Sie lachte und schenkte etwas Wein in ein Glas, das sie mir reichte. »Ihr seid schon ein treuer Hund. Nun gut, es ist mein Wunsch, dass Ihr mich besiegt. Dazu gewähre ich Euch die Gnade des ersten Zuges. Beginnt!«

Wir spielten lange. Schon nach wenigen Zügen wusste ich, dass sie dieses Spiel um ein Vielfaches besser beherrschte als ich und dass es ihr ein Leichtes sein musste, mich zu schlagen. Dennoch ließ sie mich zappeln, die trügerische Hoffnung hegen, durch irgendeinen Zufall oder glückliches Geschick doch noch siegen zu können. Als wir schließlich zum Ende gekommen waren, verlangte sie eine zweite Partie, die ich ihr nicht abschlagen durfte, und nachdem sie auch diese gewonnen hatte, eine dritte. Dieses Mal hielt sie sich nicht mit Geplänkel auf, sondern beendete das Spiel, ehe ich mir überhaupt eine Taktik zurechtgelegt hatte. Sie wirkte unzufrieden, als sie sich zurücklehnte und ihren Wein wieder aufnahm.

»Ihr seid ein erbärmlicher Spieler«, stellte sie fest. »Je länger ich Euch dabei zusehen, desto mehr frage ich mich, welchen Nutzen Ihr für die Kaiserin habt.«

»Ich wurde nicht ausgewählt, sie zu beschützen, weil ich Rote- und-Weiße-Kamele spielen kann«, sagte ich verletzt, denn während das eine auf der Hand lag, versetzte mir das andere einen Stich. »Dafür gibt es Gesellschafter. Vielleicht solltet Ihr sie darum bitten, Euch einen eben solchen zu schicken, der Eure Wünsche eher erfüllen kann als ich.«

»Niemand kann meine Wünsche besser erfüllen als Ihr, Herr Serrez«; antwortete sie ungerührt und leerte ihren Kelch. Ihre Zungenspitze strich einen Tropfen roten Weins von ihren Lippen. »Sagt mir, was schätzt die Kaiserin an Euch? Was zeichnet Euch aus, dass ausgerechnet Ihr ausgewählt wurdet, sie zu begleiten, als sie in die Fremde ging? «

»Ich würde mein Leben für sie geben«

»Tatsächlich.« Sie stellte das Glas ab, sah mich an. »Solche Schwüre werden oft getan. Sie gehen leicht von der Zunge und versprechen Treue, die die wenigsten zu zeigen bereit sind, wenn sie es tatsächlich tun müssten. Die allermeisten, die ich kenne und die so etwas gesagt haben, schrecken im Moment der Wahrheit doch zurück, weil ihnen ihr Leben doch zu kostbar ist. Was ist mit Euch, Herr Serrez? Würdet Ihr für sie sterben, wenn ich Euch hier und jetzt vor die Wahl stellte, ob Ihr es seid, der sterben muss, oder sie?«

Ich glaubte damals noch einem Scherz aufzusitzen, und so antwortete ich düster: »Ich würde Euch erschlagen, wenn Ihr versucht, mich auf diese Weise zu zwingen. Gleichgültig, ob Ihr hier lediglich einem Gedankenspiel folgt oder ernsthafte Absichten habt, ich würde für Donna Alara in den Tod gehen. Mein Leben gehört ihr.«

Die Dame Marteniel schwieg. Sie strich das Haar zurück, während sie mich weiter musterte. »Das sind starke Worte«, sagte sie dann. »Erlaubt mir noch eine letzte Frage, Herr Serrez, ehe meine Neugierde vorerst gestillt sein muss. Was hat Eure Herrin an sich, was sie in Euren Augen vor allen anderen auszeichnet?«

Ich öffnete den Mund, aber ich blieb stumm, denn ich fand keine Worte, die ausdrücken konnten, was ich ihr sagen sollte. Vielleicht erwartete sie auch keine Antwort oder sie verstand auch so, was ich nicht über die Lippen brachte.

»Ihr könnt nun gehen«, sagte sie sanft. »Ich brauche Euch heute nicht mehr. Habt Dank für das Spiel.«

Ich erhob mich rasch und neigte den Kopf, um meine Verwirrung zu verbergen. »Es freut mich, wenn es Euch unterhalten hat«, sagte ich höflich, auch wenn ich es nicht so meinte. »Wann werdet Ihr mich wieder rufen?«

»Das wird sich weisen. Die Götter mit Euch, Herr Serrez.«

»Und mit Euch.« Ich verneigte mich erneut und ging ohne ein weiteres Wort. Während ich die Treppe vom Turmzimmer hinabstieg, versuchte ich zu begreifen, was sie im Sinn hatte. Doch so sehr ich mich auch bemühte, ich vermochte es nicht.



Ich war noch nachdenklich, als ich das Schloss verließ und zum Dorf hinabging. Meine Herrin hatte mir und meiner Frau dort ein Haus geschenkt, als wir den Traviabund geschlossen hatten. Joswine war früher Zofe im Dienst der Kaiserin gewesen, doch nun lebte sie alleine in dem Haus und zog unsere Söhne groß, während ich bei Hofe oder im Schloss weilte. Ich wusste nicht, warum ich an jenem Abend zu ihr ging, denn meistens hatte sie nur harte Worte für mich übrig, wenn ich sie aufsuchte. Es war die Einsamkeit, die sie verbitterte, und so empfing sie mich auch dieses Mal mit bitterer Miene und dem stillen Vorwurf in den Augen, den sie nicht zu verhehlen bereit war.

Sie freute sich, mich zu sehen, sagte sie, auch wenn sie das Gegenteil meinte. »Es wäre gut gewesen, wenn du gestern hier gewesen wärst«, fuhr sie fort, während sie mich in die Stube geleitete, in der trotz der Sommermonate ein Feuer im Ofen brannte. Sie glaubte, mir damit eine Freude zu machen, weil ich ihr gegenüber einmal die Kälte dieses Landstrichs beklagt und mich zurück in den Süden gewünscht hatte. Die Hitze hing drü-

ckend in dem niedrigen Raum, und ich ging zum Fenster hinüber, um es zu öffnen. Die Luft machte das Atmen leichter, und ich wandte mich unseren Söhnen zu, die artig dastanden und die Hände hinter dem Rücken verschränkt hielten. Reto zählte nun fünf Götterläufe und war dunkel wie ich, mit einem schwarzen Haarschopf und ebenso dunklen Augen, die mir wach und aufmerksam entgegenblickten. Gernot war acht Götterläufe alt und blond, ein schlaksiger, ungewöhnlich hochgewachsener Junge, der Joswine zufolge ihrem Onkel wie aus dem Gesicht geschnitten war. Trotzig funkelte er mich an, sodass ich bereits ahnte, dass er die Ursache für Joswines Klage war.

»Gernot hat sich wieder geprügelt«, begann sie dann auch gleich und stemmte die Fäuste in die Hüfte, die trotz der Schwangerschaften immer noch so fest und wohlgerundet war wie vor der Geburt unserer Söhne. »Er hat sich mit der Tochter des Bäckers geschlagen. Um ein Stück Gebäck! Als ob meine Kinder es jemals nötig haben sollten, um etwas Brot zu ringen! «

»Es war Kuchen«, warf Gernot ein. Sein Blick wurde noch grimmiger. »Außerdem hatte sie es verdient!«

»Schluss jetzt!«, fuhr Joswine auf, ehe ich etwas einwenden konnte. »Du hast dich aufgeführt wie ein Fuhrwerkskutscher! Und du warst wieder nicht da, als ich mich mit dem Bäcker auseinandersetzen musste«, wandte sich ihr Zorn nun gegen mich. »Gernot hat dem Mädchen die Nase gebrochen! Sie ist entstellt, wenn niemand für einen anständigen Heiler aufkommt!«

»Wenn das das Problem ist, lässt es sich beheben«, sagte ich mit einem leisen Seufzer und löste die Geldkatze von meinem Gürtel, um sie Joswine in die Hand zu drücken. »Nimm. Das sollte reichen, um jemanden zu finden, der dem Ding die Nase geraderückt.«

Aus den Augenwinkeln sah ich das triumphierende Grinsen in Gernots Mundwinkeln, dem vermutlich Schlimmeres angekündigt worden war. Joswine hingegen starrte auf den Geldbeutel.

»Geht hinaus«, sagte sie zu den Jungen. »Ich habe mit eurem Vater zu sprechen.«

Die beiden wechselten einen erstaunten Blick, folgten dann aber der Aufforderung ihrer Mutter. Zurück blieben der überheizte Raum und Joswine, die zum Fenster hinüberging, um es zu schließen. Kaum unterdrückte Wut loderte in ihren Augen, als sie sich zu mir umdrehte.

»Du glaubst, du könntest alles mit ein paar Münzen regeln?«, sagte sie mit bebender Stimme. »Ist es das, was du willst? Dich freikaufen, damit du dich um nichts kümmern musst?«

Ich schüttelte den Kopf, auch wenn es nichts gab, was ich hätte erwidern können.

»Das geht so nicht, Adaro!« Sie sah mich an, und ihre Unterlippe zitterte dabei. »Du bist nie hier, wenn ich dich brauche. Alles ist wichtiger. Gareth, das Schloss, deine ... Geliebten!«

»Ich habe keine Geliebten«, sagte ich, und wenigstens das entsprach der Wahrheit. Unschlüssig sah ich sie an, während ich überlegte, was ich tun sollte. Gehen, oder sie in den Arm nehmen und vorgeben, sie trösten zu wollen. Sie war eine schöne Frau, und ich ahnte, dass sie mir mehr Zuneigung entgegenbrachte als vernünftig wäre. Aber ich liebte sie nicht, hatte sie nie geliebt, und den Bund hatte ich mit ihr geschlossen, weil es der Wille meiner Herrin gewesen war. Gernot war sehr bald nach unserer Vermählung geboren worden, zu bald, wie manche hinter vorgehaltener Hand munkelten.

Joswine hob die Fäuste und ließ sie doch wieder sinken. »Ich weiß.« Sie blickte zu Boden und schüttelte den Kopf. »Du hast nur eine Geliebte, und ich werde nie für dich sein können, was sie ist. Aber du hast mich geheiratet. Du kannst nicht tun, als ginge ich dich nicht mehr an. Bitte, Adaro.« Ihre Augen schimmerten feucht, als sie aufsaß. »Ich verlange nicht viel von dir, aber bitte ... im Namen der guten Herrin Travia und der Herrin Rahja ... schiebe mich nicht ganz von dir.«

Ich schwieg, weil es keine Antwort gab, die ihren Kummer beschwichtigt hätte, aber ich nahm ihre Hände, die immer noch zu Fäusten geballt waren, und zog sie zu mir heran. Ich spürte, wie sie zögerte, als ich sie küsste, doch dann schlang sie die Arme um mich wie eine Ertrinkende, klammerte sich an mich, als wolle sie

sich ganz an dem berauschen, was ich ihr zu geben bereit war. Sie zog mich mit sich auf den kahlen Dielenboden, krallte die Finger in mein Hemd, das sie mir aus der Hose zerrte, kaum dass wir das harte Holz unter dem Rücken spürten. Wie eine ausgehungerte Löwin fiel sie über mich her. Sie nahm sich kaum Zeit, meinen Gürtel zu lösen, und als es ihr endlich gelungen war, und sie meine Männlichkeit unter dem Stoff befreit hatte, ließ sie sich auf mir nieder und ritt mich mit einer Leidenschaft, die ich lange nicht mehr bei ihr erlebt hatte, voller Hingabe und Verzweiflung, als sei es das letzte Mal, als sei dies alles, was ihr blieb, wenn ihre Welt auseinanderbrach. Ihre Nägel hinterließen blutige Male auf meiner Haut, und als sie schließlich kam, gruben sich ihre Zähne und Lippen in meine Schulter, und alles was sie von sich gab, war ein ersticktes Schluchzen. Ich hielt sie, während sie leise Liebeserklärungen murmelnd auf mir lag, aber ich blieb stumm. Denn was hätte ich ihr auch sagen können, wenn meine Gedanken im Moment der höchsten Lust nicht bei ihr gewesen waren, sondern bei meiner Kaiserin.



Am folgenden Tag ließ mir die Dame Marteniel mitteilen, dass sie meine Gesellschaft wünsche. Ich fand sie in der großen Galerie im Schloss, und zu meiner Überraschung war sie dieses Mal nicht allein. Nackt, wie Rahja sie schuf, stand sie auf einem Schemel und hielt die Arme ausgebreitet, sodass ein rotwangiger Jüngling mit ebenso roten Ohren Maß nehmen konnte. Eine Handvoll Dienerrinnen stand dabei, beladen mit verschiedenen Proben teuren Stoffs, und vor ihr schritt die Schneidermeisterin Grummert auf und ab und steckte die bebrillte Nase eine Spur zu tief in ein vollgeschriebenes Notizbuch.

Ich blieb an der Tür stehen, um nicht zu stören, und beobachtete das Geschehen eine Weile. Die Meisterin schlug der Dame Marteniel verschiedene Schnitte vor, wie man sie bei Hofe trug, und forderte dazwischen ihren Burschen auf, ein noch nicht notiertes Maß zu nehmen. Das dunkle Haar trug sie nun offen und

geglättet, sodass es lang und seidig über ihre Schultern fiel. Sie hatte schöne, feste Brüste mit dunklen Spitzen und sinnliche Hüften mit einer schmalen Taille und einen funkelnden Stein in ihrem Nabel zum Schmuck. Unweigerlich drängte sich mir der Vergleich zu meiner Herrin auf, und ich spürte, wie allein der Gedanke meine Hose eng werden ließ. Ich hatte Donna Alara oft ohne jede Kleidung gesehen, wenn sie aus dem Bad stieg oder mich zu sich rief, während sie sich umkleidete, und ich ahnte, dass sie um mein Verlangen wusste. Mein Blick folgte dem linken Burschen, der das Maßband mit ungeschickten Fingern über der Brust anlegte, und kurz war ich gewillt, ihm Einhalt zu gebieten und selbst Hand anzulegen. Ich meinte fast, die weiche Haut unter den Fingern zu spüren, während das Gesicht der Dame Marteniel die Züge meiner Herrin annahm und ich ihren Duft atmete, der mir so vertraut und doch so begehrenswert schien. Doch dann fing sich mein Blick in ihrem, und ich wurde mir mit einem Mal bewusst, dass ich sie angestarrt haben musste.

Ein belustigtes Schmunzeln spielte auf ihren Lippen, ehe sie sich der Schneiderin zuwandte und sie bat, sich nun zurückzuziehen. Verwunderung ließ Meisterin Grummert die Brauen heben, aber sie ging, und mit ihr der rotwangige Bengel und die Dienerinnen.

»Tretet näher, Herr Serrez«, forderte die Dame Marteniel mich auf, als wir schließlich alleine waren. »Euch gefällt, was Ihr seht?«

Ich zögerte, aber mir war bewusst, dass es sinnlos war zu leugnen, was ohnehin offensichtlich war. »Das tut es«, sagte ich daher und kam näher, blieb aber eine Armlänge vor ihr entfernt stehen. »Ihr seid eine schöne Frau.«

»Und dennoch vergleicht Ihr mich in einem fort mit Eurer Herrin.« Sie lachte leise und stieg von ihrem Hocker, sodass sie nun dicht vor mir stand. Der Duft von Jasmin schmeichelte meiner Nase. »Starrt Ihr sie auch so an, wenn Ihr bei ihr seid?«, fragte sie und senkte die Stimme dabei. »Oder ist es Euch nicht erlaubt sie anzusehen?«

»So ist es nicht.« Ich räusperte mich, versuchte meiner Stimme den Klang zu geben, den sie brauchte. Die Wärme ihres Körpers strahlte durch das dünne Hemd, und sie war mir so nah, dass ich nur die Hand heben musste, um sie zu berühren. »Meinen Augen hat sie noch nie Einheit geboten.«

»Aber Euren Händen, nicht wahr?« Sie nahm meine Rechte, legte sie an ihre Brust. »Erlaubt sie Euch, sie auf diese Weise zu berühren?«

Ich sah auf meine Hand, spürte die dunkle Spitze, die sich zwischen meine Finger schob. Mein Innerstes brannte vor jähem Verlangen, und atmete tiefer, atmete ihren Duft und ihren Atem, der so nah über meine Lippen strich. Sie war wunderschön, und alles an ihr schien, als betrachte man Alaras Ebenbild. Und doch war es falsch, fühlte sich falsch an, und alle Erregung, die ich verspürte, galt doch nicht ihr, sondern dem Bild, das sie hervorrief.

Ich ließ die Hand sinken. »Es ist unpassend«, sagte ich. »Verzeiht.«

»Sagt nichts, was Ihr nicht so meint.« Sie legte die Fingerspitze an meine Unterlippe, lächelte wissend. »Es gibt nichts zu verzeihen. Nichts ist unpassend. Ihr schuldet weder mir noch Eurer Herrin etwas.«

»Mit ihr hat es nichts zu tun«, widersprach ich und wischte ihre Hand zur Seite. Ich trat zurück. »Gibt es sonst etwas, was ich für Euch tun kann, Frau Marteniel?«

Sie lachte und wandte sich ab, ließ mich einen Blick auf ihre wohlgeformte Kehrseite erhaschen, ehe sie einen Seidenmantel vom Stuhl griff und ihn sich überwarf. »Es hat alles mit ihr zu tun, mein Lieber«, sagte sie, ohne sich zu mir umzudrehen. »Ihr seid ihr ein treuer Hund, Herr Serrez. Geht ruhig. Ich brauche Euch heute nicht mehr.«

Ich zögerte, suchte nach einer Antwort, die mich besser dastehen ließe, doch mir fielen nur trotzig Floskeln ein, und so schwieg ich und ging, den Kopf und das Herz voller verstörender Gedanken.



Ich traf meine Herrin am folgenden Tag. Sie hatte mich zu sich gebeten und saß frühstückend im Bett, nur mit einem dünnen Morgenmantel aus dunkler Seide bekleidet. Der Duft von heißer Schokolade und frisch gebackenem Brot hing in der Luft, und neben ihr stand eine Schale mit reifen Sommerfrüchten, die in diesen Breiten nur wenige Monate im Jahr zu bekommen waren. Ihre Dienerinnen hatte sie fortgeschickt, bis auf ihre Leibsklavin, die sie seit den Tagen in Al'Anfa begleitete und die verschwiegen genug war, um jedes Geheimnis ihrer Herrin zu teilen.

»Ich werde heute noch nach Gareth zurückkehren«, ließ mich Donna Alara wissen. Ihre Finger umschlossen die Tasse mit der dampfenden Schokolade, und ihre dunklen Augen blickten mich forschend an. »Ihr wirkt bedrückt, Adaro. Sagt mir, was Euch beunruhigt, ehe ich abreise. Vielleicht lässt sich Euer Unmut zerstreuen.«

»Es ist nichts, Herrin«, sagte ich, obwohl es nicht ganz der Wahrheit entsprach. Aber es schien mir falsch, von der Dame Marteniel zu berichten, der zu dienen die Kaiserin mir selbst befohlen hatte. Mir gingen ihre Worte nicht aus dem Sinn, auch jetzt nicht, da ich kaum einen Blick von meiner Herrin wenden konnte und das vertraute Verlangen in meinen Lenden nach ihr griff. Ich sei ein Hund, hatte sie gesagt, aber wenn ich ein Hund sein musste, um Alara dienen zu dürfen, dann würde ich gerne einer sein.

»Wenn Ihr wünscht, werde ich alles für die Abfahrt bereit machen«, fuhr ich fort. »Werden wir längere Zeit in Gareth weilen oder beabsichtigt Ihr bald hierher zurückzukehren?«

»Das kann ich Euch noch nicht sagen. Aber ich werde alleine reisen.« Die Kaiserin hob die Tasse mit der Schokolade an die Lippen, ließ die Worte einen Moment lang für sich stehen, während sie trank. Sie lächelte sacht, als sie sie wieder abstellte. »Ich weiß, dass es Euch nicht behagt, mich ohne Euren Schutz zu wissen. Aber ich möchte, dass Ihr hier bleibt und die Dame Marteniel weiterhin mit Eurer Gesellschaft erfreut. Ich wünsche, dass Ihr

ihr zu Diensten seid, während ich fort bin. Was immer sie auch verlangt.«

Ihr Blick schien mit den letzten Worten nachdrücklicher, als müsste sie mich ermahnen, meinem Versprechen nachzukommen. »Ich werde tun, wonach es ihr verlangt«, gelobte ich und neigte den Kopf vor ihr, zur Bestätigung, dass ich alles vernommen hatte. »Wenn Ihr wünscht, dass ich bleibe, werde ich gehorchen. Auch wenn es mir schwerfällt, nicht an Eurer Seite sein zu dürfen.«

»Ich werde bald zurückkehren, Adaro. Habt keine Sorge. Ich brauche Euch doch.« Ihr Lächeln gewann etwas Verschwörerisches, und sie bedeutete der Sklavin, das Tablett mit den Speisen und der Schokoladentasse beiseite zu räumen. Langsam ließ sie sich in die Kissen zurücksinken und öffnete die Beine, sodass der seidene Mantel über ihre Schenkel zur Seite glitt und ihre verlockende Tiefe entblößte, die sich mir feucht und einladend präsentierte. »Kommt zu mir, mein Guter«, forderte sie mich auf, und ihre Stimme war ein dunkles Schnurren. »Ich will die Erinnerung an Eure Zunge mit mir tragen, wenn ich schon alleine fort muss.«

Ich löste den Schwertgurt, ehe ich zu ihr kam. Feuer brannte in meinen Lenden, als meine Lippen ihre Haut berührten und ich die Innenseite ihrer Schenkel küsste. Ein leises Keuchen war meine Belohnung, und Finger, die in mein Haar griffen, mich fast ungeduldig weiter hinaufzogen. Meine Zunge tauchte in sie ein, kostete den vertrauten Geruch, war dies doch ein Dienst, den ich ihr oft und gerne leistete, glitt weiter zu der empfindsamen Perle, die ich sacht umschmeichelte. Sie stöhnte auf vor Lust, grub die Finger tiefer in mein Haar, und ich spürte, wie das Verlangen mich überrollte, meine Hand nach ihrer Brust griff, die halb von der Seide entblößt war. Hart drängte sich die feste Spitze meinen Fingern entgegen, und ich keuchte auf an ihrer erhitzten Scham, umfasste sie fester, meinem Verlangen folgend, das nur ihr galt und das keine fremden Bilder brauchte.

»Nein«, sagte sie dann und fasste meine Hand, um sie von ihrer Brust zu schieben. Ihre Stimme war dunkel vor Lust. »Nicht vorwitzig werden.«

Ich gehorchte, auch wenn es mir schwerfiel, von ihr abzulasen und ihrem Befehl zu folgen. Alles in mir verlangte nach ihr, sie zu berühren, mir zu nehmen, was sie mir stets versagte, aber ich hatte geschworen, ihr zu dienen, und wenn es mich innerlich verbrennen sollte.

Ich spürte, wie sie sich unter mir aufbäumte, ihre Lust meiner Zunge entgegendrängte. Fester noch griff sie in mein Haar, zog mich über sich, dass es schmerzte. Jäh stieß sie mich zurück, und ein Wimmern kroch über ihre Lippen, als Rahja sie schließlich umfing. Beugend vor Lust sank sie zurück, mit geschlossenen Augen, und ich glaubte, sie nie so schön zu sehen wie in diesem Moment. Meine Männlichkeit drängte schier unerträglich gegen den Stoff meiner Hose, doch hier, vor ihren Augen, durfte ich nichts tun, was mir Erleichterung verschafft hätte.

Meine Herrin schien zu sehen, wie es um mich stand, denn sie lächelte, als sie zu mir aufblickte, und sie gestattete mir, mich zurückzuziehen.

Ich war allein in meiner Kammer, als ich endlich die Verschnürung meiner Hose löste und mir mit der Hand Erlösung bereitete, ihr Bild noch vor Augen, wie sie vor mir lag, hingebungsvoll in ihrer Lust und schön wie Rahja selbst. Ich stellte mir vor, bei ihr zu liegen, wie ich es oft tat, wenn das Verlangen zu groß wurde, doch was mich sonst im Moment höchster Lust mit größtem Glück und Zufriedenheit erfüllte, erschien mir dieses Mal seltsam schal.



Als die Dame Marteniel mich das nächste Mal zu sich rief, erwartete mich an ihrer Stelle ein junger Mann. Ich war verwundert, doch er erklärte mir, dass sich die Dame unwohl fühle und ihn gebeten habe, sich von mir die Umgebung zeigen zu lassen. Er sah ihr ähnlich, die gleichen, großen Augen und das dunkle Haar, und ich

fragte mich, ob er ihr Vetter oder Bruder sein mochte. Vor allem aber war ich verwundert, dass sie mir nichts davon gesagt hatte. Es stand mir jedoch nicht zu, mich in die Angelegenheiten der Freunde meiner Herrin einzumischen, sodass ich es hinnahm. Er stamme aus dem Tulamidischen, erzählte er und bat mich, Pferde satteln zu lassen, damit ich ihm die Umgebung des Schlosses zeigen könne. Ich fand keinen Grund, der dagegen gesprochen hätte, und so brachen wir kurze Zeit später auf und verließen Alarasruh über den Weg hinab zum Dorf.

Es war ein schöner Tag im Rahjamond und warm für diese Breiten. Auf den Höhen des nahen Raschtulwalls lag noch Schnee, doch in die Täler an seinen Hängen war der Sommer eingezogen, und die Wiesen waren bunt von Blumen. Der junge Mann, der sich mir als Lamertien vorgestellt hatte, ritt an meiner Seite, sichtlich angetan von der rauen Schönheit der hiesigen Landschaft, die ich selbst immer wieder als beeindruckend wahrgenommen habe. Wir passierten einen jener Flussläufe, die aus dem Gebirge herabfielen und im Frühjahr und im Herbst zu mächtigen Strömen heranwuchsen, und gelangten schließlich in ein weitläufiges Tal oberhalb des Schlosses und des Dörfchens. Es gab einen See, zu kalt zum Baden, aber blau wie das Perlenmeer im Sonnenlicht und klar, dass man meinte, bis auf den Grund hinabblicken zu können. Lamertien beschloss, hier zu rasten, und während ich den Wein und den Schinken aus den Satteltaschen holte, ließ er sich am Ufer nieder und die Füße in das eisige Wasser gleiten.

»Wie kommt Ihr dazu, der Kaiserin zu dienen, Herr Serrez?«, fragte er mich, als ich mich neben ihn auf einen Stein setzte und ihm einen Becher reichte. »Ihr kommt nicht von hier. Ihr seid aus Al'Anfa?«

»Mirham«, stellte ich richtig. »Aber ich habe einige Zeit in Al'Anfa gelebt. Dort bin ich in den Dienst des Hauses Paligan getreten. Als Beschützer.« Ich erzählte frei heraus, während ich uns beiden einschenkte, denn ich sah keinen Grund, weshalb ich über diese Dinge schweigen sollte. »Mein Herr, Don Goldo, wählte mich aus, um Donna Alara zu begleiten, als sie den Prinzen Hal heiratete.«

»Und so seid Ihr hierhergekommen.« Er schmunzelte und stieß mit mir an. »Warum ausgerechnet Ihr? Gibt es einen Grund, warum Goldo Paligan ausgerechnet Euch zum Hund seiner Schwester gemacht hat?«

Aus seinem Mund versetzte mir die Bezeichnung Hund einen Stich, aber ich wusste um meine Pflicht, sodass ich mir nichts anmerken ließ. »Er ließ damals alle Beschützer, die ihm geeignet schienen, zusammenkommen und gegeneinander antreten«, erklärte ich. »Es waren zwölf, und am Ende war ich derjenige, der übrig blieb.«

»Dann seid Ihr ein wirklich guter Kämpfer.« Er lächelte, sodass ich mich fragte, ob er es ehrlich meinte oder seinen Spott mit mir trieb. »Aber sagt, warum habt Ihr einen solchen Wettstreit überhaupt auf Euch genommen? Jemand wie Ihr kann seine Dienste in Al'Anfa doch bestimmt teuer verkaufen. Der Lohn, den Ihr hier am Hof der Kaiserin erhaltet, muss Euch dagegen doch wie ein Almosen erscheinen.«

»Ich diene nicht des Geldes wegen«, erwiderte ich. »Ich diene meiner Herrin.«

»Ist sie es denn wert?« Offen sah er mich an, während er dort saß, das Glas mit dem Wein in der Hand und die Füße im Wasser. »Zahlt sie Euch die Treue zurück, die Ihr ihr schenkt?«

»Das tut sie«, sagte ich, auch wenn ich wusste, dass es nicht der Wahrheit entsprach. Der Gedanke, dass es nicht so war, schmerzte, doch die Worte der Dame Marteniel gingen mir nicht aus dem Kopf. Dass ich ein Hund sei. Hunde waren brav und folgsam und sie waren selbst dann zufrieden, wenn man ihnen nach den Prülgeln einmal durchs Fell streichelte. Ich war mir sicher, dass die Kaiserin um mein Sehnen wusste, und dennoch gefiel es ihr, mich vor der Tür wachen zu lassen, wenn sie einen Liebhaber zu sich holte, in dem Wissen, dass ich hören musste, was hinter der Tür geschah. Ich hatte nie geklagt, sondern in Gedanken mich in ihren Armen gesehen, und ich war glücklich gewesen, wenn sie mir erlaubte, ihr mit Zunge und Lippen Freude zu schenken. Ich musste an Joswine denken, die zu heiraten sie mich gedrängt hatte und die wahrscheinlich das Kind eines anderen unter dem

Herzen getragen hatte, als wir vor den Geweihten traten. Ich habe getan, was immer meine Herrin von mir verlangte, und es waren mir nie Zweifel daran gekommen, dass es richtig war. Jetzt begann ich zu zweifeln.

Der junge Mann sah mich an, aber er sagte nichts, sondern leerte nur sein Glas und zog die Füße aus dem Wasser.

»Wir sollten zurückkehren«, sagte er und klang dabei vergnügt. »Es war ein schöner Ausritt. Wenn die Dame Marteniel wieder wohlauf ist, solltet Ihr sie unbedingt hierher führen. Es wird ihr gefallen.«

Ich antwortete nicht. Schweigend verstaute ich Becher und Wein in den Satteltaschen, und erst, als wir aufsaßen, sprach ich ihn wieder an. »Wenn Ihr Eurer Herrin ... Eurer Bekannten dient, Herr Lamertien, hat sie Euch jemals das Gefühl gegeben, ein Hund zu sein?«

Er sah mich erstaunt an. Dann lachte er. »Bei den Göttern, das nicht! Die Dame Marteniel weiß die Treue und die Freundschaft zu schätzen, die ich ihr entgegenbringe. Wäre es anders, schuldetet ihr ihr keine Treue, sondern wäre kaum mehr als ein beliebiges Werkzeug.«

Wir ritten zurück, und er erzählte noch aus seiner tulamidischen Heimat. Ich jedoch blieb stumm und gefangen in meinen Gedanken.



Auch am folgenden Tag blieb die Dame Marteniel unpässlich, und so nutzte ich die Zeit, die mir blieb, um Joswine und den Kindern einen Besuch abzustatten. Obwohl das Haus im Dorf uns gehörte und Joswine mir dort eine Kammer für die Zeiten eingerichtet hatte, die die Kaiserin in Alarasruh weilte, verbrachte ich die meiste Zeit oben im Schloss. Meine Besuche im Dorf waren daher nie mit dem Gefühl des Heimkehrens verbunden, von dem andere Gardisten berichteten, die ihre Familien nur selten zu Gesicht bekamen. Auch wenn Joswine alles tat, um es mir recht zu machen, betrachtete ich das gemeinsame Haus nicht als mein Heim, mit

dem ich mehr verband als eine Verantwortung, die der Traviabund mir auferlegt hatte. Ich wusste, dass es Joswine verletzte, doch ich hielt es für unnötig, ihr etwas vorzuspielen, was ich nicht empfand. Mein Herz und meine Pflicht galten meiner Herrin, und nicht der Frau, die ich zur meiner Gemahlin gemacht hatte, weil es meiner Herrin so gefiel.

Joswine war ungewohnt wortkarg, während wir aßen und ich meine Söhne nach Wohl und Wehe befragte. Es berührte mich wenig, was sie berichteten, denn ihr Verständnis der Welt war ein gänzlich anderes als das meine und von kindlicher Einfalt durchdrungen. Dennoch war ich ihr Vater, und so lauschte ich ergeben ihren Erzählungen von Abenteuern am Mühlbach und der Tochter des Bäckers, die für die gebrochene Nase Rache nehmen will. Immer wieder ertappte ich mich dabei, zu Gernot mit dem blonden Schopf zu sehen und mich zu fragen, was es mit seinem wahren Vater auf sich hatte. Über all die Jahre hatte ich es hingenommen, dass meine Herrin mir Joswine gegeben hatte, um ihr und dem Kind ein sicheres Zuhause zu gewähren. Es war meine Pflicht gewesen zu gehorchen, und ich hatte es getan, ohne mehr wissen zu wollen als das, was Alara bereit gewesen war, mir mitzuteilen. Doch was mich all die Zeit nicht gestört hatte, hinterließ nun ein brennendes Gefühl im Bauch.

Joswine schien meine Unzufriedenheit zu bemerken, denn sie schickte die Jungen hinaus, kaum, dass das Essen beendet war. »Sie lässt dich ein paar Tage zurück, und du trauerst wie ein alleingelassener Hund«, stellte sie fest. Sie stand mit verschränkten Armen an der Tür. »Deine Welt wäre einfacher ohne uns, nicht wahr?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ja, aber darum geht es nicht«, antwortete ich und stand auf. »Ich werde jetzt gehen.«

»Es geht immer um sie!« Joswine dachte nicht daran, zur Seite zu treten. »Du denkst nur an die Kaiserin! Sieh mich an, Adaro! Ich bin deine Frau, nicht sie!«

»Du bist meine Frau, weil sie es wollte«, antwortete ich zorniger als beabsichtigt. »Lass mich gehen.«

Joswines Unterlippe zitterte, aber sie wich nicht. »Du wolltest mich damals auch. Du hast es vor dem Geweihten der Herrin Travia gelobt! Mich zu lieben und das Haus mit mir zu teilen. Es war nicht nur wegen ihr.«

»Es war alles wegen ihr. Sie wollte es, und ich habe gehorcht.« Ich atmete durch, als die Erkenntnis übermächtig wurde. Stumm trat ich auf sie zu und schob sie zur Seite. »Die Götter mit dir, Joswine.«

Sie versuchte nicht länger, sich mir in den Weg zu stellen, aber ich hörte noch das Schluchzen, das sie tapfer zu unterdrücken versuchte. Dann schloss ich die Tür hinter mir und verließ das Dorf.



Zwei Tage später befahl mich die Dame Marteniel zu sich. Sie zeigte sich begeistert von den Schilderungen des Herrn Lamertien und forderte mich auf, ihr das gleiche Tal und den gleichen See zu zeigen, damit sie mit eigenen Augen sehen könne, was er ihr in schillerndsten Farben ausgemalt habe. Ich ließ also zwei Pferde satteln, und wir verließen das Schloss noch vor dem Mittag. Die Dame Marteniel war wohl auf, nichts kündete von der Krankheit der vergangenen Tage, und ihre Laune schien nicht davon beeinträchtigt, dass meine Antworten einsilbig ausfielen und ich ihrer Fröhlichkeit nicht zu folgen vermochte.

Wir lenkten die Pferde die verschlungenen Pfade hinauf zu dem verborgenen Tal, und als wir den See erreichten, ließ sie sich aus dem Sattel gleiten, um in nahezu kindlicher Vorfreude die Stiefel von sich zu werfen und mit den Füßen in das eisige Wasser einzutauchen.

Ich stieg ab und versorgte die Tiere, ehe ich mich auf dem Stein niederließ, der mir schon bei meinem letzten Besuch als Sitzmöbel gedient hatte. Gedankenverloren sah ich der Dame zu, die tiefer in den See hinauswatete, bis ihr das Wasser bis an die Hüften ging. Dann drehte sie sich zu mir um, lachte und winkte mir, ich solle ihr folgen.

Ich wehrte ab, denn mir stand weder der Sinn danach, mich der Kälte auszusetzen noch ausgelassen im Wasser zu planschen. Noch zwei Mal rief sie, dann gab sie auf und kehrte zu mir zurück. Das nasse Kleid klebte an ihren Schenkeln, als sie vor mir stand und mich aus ihren dunklen Augen musterte, als versuche sie zu ergründen, was hinter meiner Stirn vor sich ging. Dann ließ sie sich vor mir nieder und legte die Hand auf meine Knie. Was mich bedrücke, erkundigte sie sich, und in ihrer Stimme schwang echte Sorge mit. Ich zögerte, denn ich wollte nicht über die Kaiserin sprechen, deren Freundin sie schließlich war.

»Es ist meine Gemahlin«, sagte ich daher und log nicht einmal. »Mir ist in den letzten Tagen bewusst geworden, wie wenig ich sie liebe. Ich denke darüber nach, ob es nicht besser wäre, sie zu verlassen.«

»Sicher wäre es das.« Die Dame Marteniel lächelte mir zu, auf eine Weise, die mein Herz auf unerklärliche Weise schneller schlagen ließ. »Ihr beginnt, Euch von den Ketten zu befreien, die Euch schon viel zu lange binden. Eure Herrin wird lernen müssen, das zu verstehen.«

Ich antwortete nicht, da ich nicht wusste, was ich ihr sagen sollte. Sie hatte recht mit dem, was sie mir riet, und dennoch wühlte Schmerz in mir bei dem Gedanken daran, mich meiner Herrin zu widersetzen. Noch nie hatte ich derartiges erwogen, aber bei Joswine spürte ich die Ketten, die sie mir auferlegt hatte, nun zu deutlich, um sie noch lange ertragen zu können.

Sie beobachtete mein Mienenspiel eine ganze Weile wortlos, als wolle sie mir die Zeit geben, die ich brauchte, um nachzudenken. »Ihr verdient eigene Wünsche, Herr Serrez«, sagte sie schließlich, die Stimme auf ein weiches Flüstern gesenkt. »Ver-ratet mir, was Ihr Euch wünscht. Aus tiefstem Herzen.«

Ich schwieg noch immer, und wieder wartete sie. »Die Kaiserin hat Euch nie danach gefragt, nicht wahr?«

Nein, das hatte sie nicht. Sie hatte nie gefragt, und ich hatte es hingenommen, weil es mir richtig erschienen war, ihr zu dienen. Bedingungslos, loyal, ohne ein klagendes Wort. Meine Wünsche, meine Träume waren bedeutungslos im Vergleich zu dem,

was meine Herrin bewegte. Und doch wünschte ich mit einem Mal, sie hätte gefragt, und wenn es nur ein einziges Mal gewesen wäre. Ein einziges Mal, das aus mir mehr als einen gehorsamen Wachhund gemacht hätte.

Die Dame Marteniel lächelte auf eine merkwürdige Weise. Ohne ein Wort erhob sie sich und griff meine Hand, um mich hoch zu ziehen. Ihre Fingerspitzen ruhten kühl auf meiner Haut, als sie das Hemd zur Seite schob. Ich schluckte, suchte ihren Blick, aber mit einer Geste gebot sie mir Schweigen. Sanft streichelte sie über meine Brust, die Flanke hinab und über meinen Bauch, der sich unter der Berührung unwillkürlich anspannte. Dass sie mich begehrte, ahnte ich bereits länger, doch nun, da ihre feingliedrigen Finger meinen Leib liebkosten, unter das Hemd glitten, um es über die Schultern zu streifen, spürte auch ich ein Verlangen, das ich so lange nicht mehr empfunden hatte. Nur meiner Herrin gegenüber, deren Bild ich mir vor Augen zu zwingen versuchte, als sich ein raues Keuchen den Weg über meine Lippen bahnte und ich den Blick gen Himmel wandte.

»Nicht sie«, drang die dunkle Stimme an mein Ohr, ein Kitzeln ihres warmen Atems, der mich erschauern ließ. »Denkt nicht an sie.«

Für den Bruchteil eines Augenblicks drängte die Frage in mein Bewusstsein, woher sie wusste, was ich dachte, oder ob es nur eine Ahnung über etwas war, was mir ins Gesicht geschrieben stand. Doch der Einfall schwand ebenso schnell, wie er gekommen war, denn er spielte keine Rolle. Allein der Gedanke, meine Herrin zu hintergehen, das Verlangen, das allein ihr gehörte, mit einer anderen Frau zu teilen, schien mir Verrat, und doch konnte ich nicht anders, wollte nicht anders. Alles in mir brannte danach, sie zu berühren, sie in die Arme zu schließen, an mich zu ziehen und mit ihr gemeinsam in Rahjas Feuern zu vergehen. Dennoch stand ich regungslos, während sie meinen Gürtel löste und die schmalen Finger unter den Saum glitten, fast zaghaft nun, als zögere sie doch, den Weg weiterzugehen, auf den sie mich gelockt hatte.

Mein ganzer Körper zitterte, als ich vor ihr auf die Knie sank. Schmerzhafte drückte meine Erregung gegen den engen Stoff der Hose, pochend von lustvollem Sehnen, für das ich mich gleichzeitig verdammt und Rahjas Paradies nahe wähnte. Sie trug keine Unterkleidung unter dem nassen Kleid, das ich zurückschob, um meinen Kopf in ihrem Schoß zu vergraben und ihre Feuchtigkeit zu kosten, die feine Perle mit der Zunge zu umschmeicheln, aufgewühlt und inniger, als ich es sonst tat.

Sie spreizte die Beine ein wenig, ein Beben rann durch ihre Schenkel und ein ersticktes Seufzen über ihre Lippen, als sie die Hand in mein Haar grub, mich einen Moment lang festhielt, ehe sie mich mit sanftem Druck zwang, von ihr abzulassen. Ein schwer zu deutendes Lächeln lag auf ihren Zügen. »Nicht so.« Ihre Stimme war wie schwerer Samt, und ihre Augen glommen in einem dunklen Feuer. »Du warst lange genug ein Spielzeug ...«

Ihre Finger glitten unter meine Hose, zogen sie hinab, noch ehe ich etwas erwidern konnte. Hart und prall reckte sich ihr meine Männlichkeit entgegen, heiß pulsierend vor Erregung, und ich biss mir auf die Lippen, als das Verlangen mich einem Lavaström gleich überrollte, der alle Bedenken, alle Sorgen und Vorbehalte vergessen ließ. Ihre Hand legte sich an meinen Schaft, und ich wusste, dass ich aufstöhnte, unfähig und unwillig, ihr noch einmal Einhalt zu gebieten. Und als sich ihre Lippen über mich legten, mich umfassten, packte ich ihr Haar, grob und besitzergreifend, ohne nachzudenken, aber ich wollte nicht mehr denken, nicht an meine Herrin, nicht an Joswine, nicht an all die Versprechen, die ich der Herrin Rahja im Stillen geleistet hatte. Meine Welt begann zu verschwimmen, in dieser lusttrunkenen Flut von Empfindungen, die mich fortriss, alles andere bedeutungslos werden ließ. Als habe ich nie zuvor eine Frau geliebt, als habe es all mein Sehnen, als habe es Alara nie gegeben. Und als die letzten Dämme brachen, als ich meine Lust hinausschrie in dieses stille Tal und mich ganz ihr hingab, war mir, als bräche noch etwas anderes in mir.



Die nächsten Tage vergingen, ohne dass ich die Dame Marteniel wiedersah. Ruhelos wie ein Raubtier in einem viel zu engen Käfig strich ich durch das Schloss, versuchte mich in Waffenübungen, half den Knechten beim Holzhacken und nahm sogar ein Buch in die Hand, von denen meine Herrin viele ihr Eigen nannte. Aber ich fand keine Ruhe. In mir wühlte es, Schuld und Sehnen rangen miteinander und raubten mir Schlaf und Appetit, sodass mich die Köchin mit strengen Worten schließlich zwang, ein paar Bissen zu essen. Und immer wieder sah ich ihr Gesicht vor mir, den Mund um meine Männlichkeit geschlossen, den Blick zu mir erhoben, wissend und verstehend, als habe sie schon lange verstanden, was ich über all die Zeit nicht hatte wahrhaben wollen. Doch ich hatte Treue gelobt, Loyalität, die weiterging als der Tod, und Liebe, die bedingungslos sein musste. Meine Herrin war keine Frau, die ihr Herz verschenkte, und all die Zeit war ich glücklich damit gewesen, ihr zu dienen, sie zu beschützen, zu lieben, wie ich es vermochte, ihr Freude und Lust zu bereiten, wenn sie danach verlangte, als stummer Wächter vor dem Tor zu wachen, wenn ein anderer ihr dieses Geschenk machen durfte. Ich war glücklich gewesen, weil ich mich selbst vergessen hatte, meine eigenen Wünsche und Sehnsüchte. Mich zu ihrem Hund gemacht hatte, der wedelte, wenn man ihn streichelte, der knurrte, wenn jemand seine Herrin bedrohte. Der bedingungslos gehorchte, ohne jemals zu fragen, ohne zu fordern. Und ohne eigenen Willen.

Und dennoch liebte ich Alara, mit jeder Faser meines Körpers, und das machte die Enttäuschung schmerzhafter als alles andere, als sei man aus einem tiefen Traum erwacht und fände sich auf einem Schlachtfeld wieder, zerhackt und in seinem Blut liegend.

Der Herr Lamertien weilte wieder in Alarasruh. Obwohl ich spürte, dass er mich beobachtete, sprach ich ihn nicht an, denn hätte er eine Nachricht seiner Herrin, wäre er es, der auf mich zukäme. So schlug mein Herz dann auch schneller, als er am Abend des dritten Tages zu mir kam. Doch er sprach mit keinem Wort von der Dame Marteniel, sondern schlug mir vor, noch in der Nacht gemeinsam mit ihm in die nächste Stadt zu

reiten, in der es ein Hurenhaus gebe. Meine Verwunderung stand mir wohl ins Gesicht geschrieben, denn er sah sich genötigt, mir sein Ansinnen zu erklären, dass mir die Sorge und die Unzufriedenheit anzusehen sei und ich Ablenkung jenseits der Schlossmauern bräuchte. Zu anderen Zeiten hätte ich sein Ansinnen brüsk abgelehnt, da ich meine Sehnsüchte und Befindlichkeiten selbst am besten kenne und keiner Ratschläge bedürfte. Jetzt kam mir seine Dreistigkeit fast entgegen, hoffte ich doch insgeheim, dass sich während des Ritts oder der Zeit im Hurenhaus Gelegenheit böte, ihn über die Dame Marteniel zu befragen. Obwohl sie nun mehr als einen halben Mond in Alarasruh weilte, wusste ich kaum mehr über sie als die wenigen Dinge, die meine Herrin mir mitgeteilt hatte.

Sie sei beschäftigt, sagte mir Herr Lamertien, während wir in die Nacht hineinritten und der Wind uns um die Ohren pfiff. Geschäfte, von denen er ebenso wenig verstehe wie ich und nach denen ich nicht fragen solle. Warum es mich überhaupt interessiere, wenn sie so bald doch wieder fort sei.

Das Wissen, dass ihre Zeit in Alarasruh begrenzt war, hatte mich zu Beginn des Rahjamondes noch beruhigt, weil damit auch eine Begrenzung meiner Pflicht ihr gegenüber verbunden gewesen war. Zuletzt aber hatte ich es verdrängt, und die nun wiederkehrende Erkenntnis versetzte mir einem schmerzhaften Stich, der mir deutlich machte, wie sehr sich meine Welt in den letzten Wochen verändert hatte. Es schien mir mit einem Mal falsch, nach ihr zu fragen, wenn alles ohnehin bedeutungslos und in seinem Ende absehbar war. Und doch schmerzte der Gedanke, sie ziehen zu lassen, fast ebenso sehr wie der an meine Herrin, für die ich in all meiner Liebe und Ergebenheit kaum mehr als ein Hund war.

Ich hatte das Hurenhaus früher schon einmal besucht, wenn das Verlangen zu groß geworden war, um es zu ertragen. Es gab ein Mädchen mit schwarzem Haar, das meiner Herrin ähnlich sah, ein hübsches Ding aus Punin, das von sich selbst behauptete, durch widrige Umstände dazu gezwungen worden zu sein, sich zu verkaufen, und in Wahrheit als Tochter wohlhabender Eltern

aufgewachsen zu sein. Mir war bewusst, dass sie auf Mitleid hoffte, vielleicht auch die Zuneigung und Ritterlichkeit ihrer Freier, die sich berufen fühlten, sie zu erretten und in ein besseres Leben zu führen. Mir war sie gleichgültig, denn ich wollte nur ihren Körper. Und die Vorstellung, es wäre der meiner Herrin, wenn ich beim Akt die Augen schloss und in Gedanken die enge Kammer zu Alaras Schlafgemach machte. Doch als ich sie dieses Mal nahm, ihren jungen Leib unter meinen Fingern spürte, in ihre von heuchlerischer Feuchtigkeit erfüllte Wärme tauchte, die mich umfing, war es nicht das Abbild der Kaiserin, das ich mir vor Augen beschwor.

Ich stand auf und verließ das Hurenhaus, ohne nach Herrn Lamertien zu schicken, der mit einem blonden Zwillingsspärchen in einer der anderen Kammern verschwunden war. Ich fühlte mich verwirrt und verletzt, und ein inneres Feuer trieb mich voran, ließ meine Hände zittern, während ich ziellos durch die Gassen irrte. Ich wusste nicht, was ich suchte oder wohin ich mich wenden sollte, um meiner brennenden Unruhe Herr zu werden, und so war es wohl die Göttin selbst, die mich in diesen frühen Morgenstunden vor die Tore ihres Tempels stolpern ließ. Ich fror, obwohl es Sommer war, und mit klammen Fingern nahm ich die letzten Münzen aus der Geldkatze, um sie in den rebenverzierten Opferstock zu werfen. Gewöhnlich führte ich eine Rose mit mir, wenn ich das Haus der Rahja besuchte, um sie der Göttin zum Geschenk zu machen, doch dieses Mal kam ich mit leeren Händen und dem Herz voller Sorgen, sodass ich vor dem Abbild der Göttin niedersank und mit geschlossenen Augen zu beten begann. Um mich, um meine Herrin, um all die Jahre, die ich ihr bereits diente, treu und ohne ein einziges Mal zu zweifeln, um die Dame Marteniel, die Tore aufgestoßen hatte, die ich nie hatte öffnen wollen. Um meine eigene Wirrnis, meine Zweifel und die Schuld, die ich im Herzen trug. Um diese Liebe, die mein Leben gewesen war, mein Denken, Handeln, Atmen bestimmt hatte. Und die mir nun so falsch und fahl erschien.

Es war still im Tempel um diese Zeit. Der Duft von Rosen und rotem Wein hing in der Luft, und vor dem Altar knisterten herun-

tergebrannte Kerzen, die flackerndes Licht auf das Bild der Göttin warfen. Lange verharrte ich dort, und meine Knie brannten, als ich schließlich Schritte hinter mir hörte. Es war der Geweihte, ein schöner Mann aus dem Tobrischen, der sich neben mir in die Kissen niederließ und mich ansah. Ich wand mich unter seinem Blick, wollte schweigen, denn ich durfte nicht freiheraus über die Kaiserin sprechen. Doch wir waren allein mit Rahja, und schließlich brach es doch aus mir hervor, und ich erzählte ihm alles, was mich bedrückte, der giftige Stachel, der sich in mein Herz fraß bei der Gewissheit, meiner Herrin nicht mehr als ein willfähriger Hund zu sein, obwohl ich sie mit Leib und Seele liebte, obwohl ich geschworen hatte, mein Leben für sie zu geben.

Der Geweihte hörte mir zu, und als ich geendet hatte, legte er die Arme um mich und küsste meine Stirn. Liebe sei wie die Rosen, die der Herrin heilig seien, sagte er mir, wunderschön, betörend und voller Dornen. Ich solle in meinem Herzen nach der Antwort suchen, da würde ich Rahja und meine innere Zufriedenheit finden. Er könne nur Wege bereiten, die zu gehen an mir liege.

Ich schlief diesen Morgen noch für einige Stunden in seinen Armen, doch was er mir an Trost spendete, schwand mit der Sonne wie der morgendliche Tau auf den Blättern. Sei es, dass ich sie nicht länger in mein Herz ließ, sei es, dass sie sich von mir abgewandt hatte: Ich fühle mich hilflos und verloren.



Meine Herrin kehrte zwei Tage später nach Alarasruh zurück. Obwohl ich sonst unter den ersten war, die sie willkommen hießen, zögerte ich dieses Mal, ihr unter die Augen zu treten. Von den Fenstern des Palas aus beobachtete ich ihre Rückkehr und die Vertrautheit, mit der sie die Dame Marteniel umarmte, die so anders war als sie. Und merkwürdigerweise war es diese Geste, die einen Schmerz in meinen Innern hinterließ, obwohl ich all die Jahre Liebhaber kommen und gehen gesehen und ihrem Keuchen gelauscht hatte.

Die Kaiserin rief mich gegen Abend zu sich, sie saß im Bad, und außer uns war nur ihre mohische Leibsklavin zugegen, die Alaras schwarzes Haar kämmte. Meine Herrin schien zufrieden, mit einem Lächeln wies sie mich an, am Rande des Bassins Platz zu nehmen, das sie in der Art, wie es in Meridiana üblich war, mit Marmor hatte auskleiden lassen. Aufmerksam betrachtete sie mich, in der Hand einen Kelch dunklen Raschtulswaller, und die Feuchtigkeit des Bades perlte auf ihrer Haut und den sinnlichen Lippen, die ein vertrautes Sehnen in meinen Lenden hervorriefen.

»Ihr wart nicht da«, stellte sie fest, in der Stimme ein hörbarer Tadel. »Ich habe Euch vermisst bei meiner Ankunft.«

»Ich war beschäftigt«, log ich, auch wenn ich wusste, dass die Lüge nicht lange Bestand haben würde. »Verzeiht, meine Herrin. Ich wollte Euch nicht verletzen.«

»Ihr habt mich durchaus verletzt, Herr Serrez.« Ihre dunklen Augen blitzten auf, Zorn lag darin. »Ich war fort, und ich habe Euch vermisst. Offenkundig verhielt es sich bei Euch anders.«

»So ist es nicht, Herrin.« Ich senkte den Kopf, damit sie mein Gesicht nicht sah, das alle Zweifel widerspiegeln musste, die in mir rangen. »Ich habe keine Erklärung, doch ich versichere Euch, dass ich Euch ebenso vermisst habt, wie Ihr mich.«

Ich spürte ihren Blick, und ich ahnte, dass sie die Augen schmälerte, weil sie die Antwort verstand. Ich biss mir auf die Lippen, und ich wünschte, ich hätte nie ein Wort gesagt, doch es war geschehen. Ihr Schweigen war schneidend wie ein Schwert, sodass ich schon fürchtete, sie könnte jemanden rufen, der mich mitnahm und in die Kerkerzellen brachte, fort von ihr, bis sie sich überlegt hatte, was mit mir zu geschehen habe. Ich wusste um die Grausamkeit meiner Herrin im Zorn, um die Ungerechtigkeit, die sie manchen widerfahren ließ, auch wenn ich es vor mir selbst nie so genannt habe.

»Seht mich an«, befahl sie schließlich, und ihre Stimme klang überraschend gefasst. »Seht mich an, Adaro. Ihr habt mir immer Offenheit gelobt. Nun sagt mir, was geschehen ist.«

Ich sah sie an, aber ich brachte keinen Laut hervor. Sie hielt meinen Blick, wartete, und als ich nichts sagte, hob sie schließlich die Hand und winkte mich zu sich heran. Sie lächelte, auch wenn keine Freude darin lag. »Ich schätze Euch, mein Freund«, sagte sie leise und legte die Hand an meinen Oberschenkel. »Kommt zu mir und zeigt, dass Ihr mich noch ebenso schätzt. Dass ich Euch nicht verloren habe, Adaro.«

Es geschah selten, dass sie mich mit Vornamen ansprach, und ich spürte, wie ein warmer Funke in der Kälte meines verunsicherten Herzen aufglomm. Ich entledigte mich meiner Kleidung und stieg zu ihr in das Wasser, in ihre Umarmung, mit der sie mich an sich zog und mich küsste, als sei ich nicht ihr treuer Wächter, sondern einer ihrer Geliebten, die sie sich mit Haut und Haaren hörig machte. Ich war verwirrt, doch ich erwiderte Kuss und Umarmung, sog den Duft ihrer Haut, ihres Haares ein, streichelte ihren weichen Leib, der erhitzt war von der Wärme des Wassers. Sie seufzte leise, zog mich zwischen ihre Schenkel, küsste mich hingebungsvoll, und als sie sich schließlich von mir löste, ging ihr Atem tiefer, dunkler von Begehren.

»Ich will dich spüren«, flüsterte sie und entwand sich meinem Griff, um sich auf den Rand des Bassins hochzuziehen und die Beine zu spreizen. Erregung hatte ihre Schamlippen anschwellen lassen, feucht und verheißungsvoll, und ich stöhnte auf vor Lust. Eilig erhob auch ich mich, fasste meine Männlichkeit, die hart und fordernd gegen meine Hand drängte, doch als ich mich zwischen ihre Beine schieben wollte, hielt sie mich zurück.

»Ich will deine Zunge, mein Guter.« Sie sah mir in die Augen, ein Blick voller Verlangen. »Zeig mir, was du kannst, Adaro ...«

Einen Atemzug lang erwog ich tatsächlich, mich ihr zu verweigern. Sie zu nehmen, in sie zu drängen, wie ich es in meiner Vorstellung immer wieder getan hatte, wenn ich alleine auf meinem Bett lag. Mein Glied in meiner Hand zitterte, sehnte sich danach, in sie zu stoßen, einzutauchen in diese süße, feuchte Enge, die ich mehr als alles andere begehrte. Doch ich gehorchte und sank auf die Knie, um meinen Kopf in ihrem Schoß zu bergen, ihre Nässe zu schmecken, ihre Perle zu verwöhnen, die sie mir verlangend

entgegenhielt. Ich schloss die Augen, als ich damit begann sie zu verwöhnen, und ich hörte, wie sie aufseufzte. Mir ging durch den Kopf, wie oft ich dies schon getan hatte und welche Freude es mir bereitet hatte, sie dabei zu beobachten. Ihr zuzusehen, wie sie unter meinem Zungenspiel dahinfloss, im höchsten Verlangen bebend und zuckend vor mir lag, die Schenkel um mich geklammert, als wolle sie mich nie wieder freigeben. Dieses Mal jedoch verspürte ich keine Freude, nicht die Begierde, die ihre Nähe sonst in mir hervorrief. Meine Zunge tat, was sie immer tat, weil ich wusste, nach was Alara verlangte, was ihren Körper zum Schwingen brachte, sie in andere Sphären hob. Doch anders als sonst folgte ich ihr nicht, und anstatt sich in Verlangen zu verlieren, zuckten erschreckend nüchterne Gedankenketten durch meinen Geist.

Ich hielt inne, als ich ihre Hand an meiner Stirn spürte, die mich wegstoß. Verwirrt sah ich zu ihr hoch, in dieses schöne Gesicht, das nun gänzlich verschlossen zu mir hinabblickte.

»Geh«, sagte sie nur, und ich gehorchte. Ich suchte meine Kleidung zusammen und schlüpfte in die Hose, um meine Blöße zu bedecken. Dann verließ ich das Bad, so schnell ich konnte.

Ich kehrte in meine Kammer zurück, wo ich alleine war. Dieses Mal zögerte ich, ehe ich Hand an mich legte, und ich brauchte lange, um Rahjas Sehnen in meinen Lenden wiederzufinden. Und als ich schließlich in ihre Arme fand, war es nicht Alaras Antlitz, das in meinen Träumen zu mir aufblickte.



Am nächsten Tag fing mich Joswine auf dem Weg in die Gesindeküche ab. Ich hatte länger geschlafen als sonst, und weil mich niemand gerufen hatte, dass ich meiner Herrin zur Seite stehen sollte, bin ich nicht in ihre Gemächer geeilt, sondern habe den Morgen mit Waffenübungen verbracht und mich anschließend mit kalten Brunnenwasser gewaschen.

Joswine wirkte übernächtigt, ihr Haar war nicht geflochten, und die Kleidung zerknittert, als habe sie darin geschlafen. Die

Lippen hatte sie zu einem schmalen Strich zusammengepresst, doch in ihren Augen stand tiefer Kummer.

Sie trat vor mir auf die Treppe und zwang mich stehen zu bleiben. »Warte«, bat sie mich und legte die Hand an meinen Arm, zog sie aber gleich wieder zurück, als ich sie finster ansah. »Einen kurzen Moment nur. Bitte, Adaro.« In ihrer Stimme klang leises Flehen mit, wie ich es noch nie bei ihr gehört hatte. Sie war eine stolze Frau, und sie war es stets gewesen, die mir die Bedingungen unseres Bundes vorgegeben hatte.

Ich rang mit mir, sie beiseite zu stoßen, doch ich tat es nicht. Wie ich, war auch sie nur ein Spielstein der Kaiserin, eine Mirhamionette, deren Fäden Alara all die Zeit nach Belieben gezogen hatte.

»Was willst du?«, fragte ich sie daher und klang ungehalten dabei.

»Ich will mit dir reden.« Sie holte tief Luft und schien ein Lächeln zu versuchen. »Ich vermisse dich, Adaro. Und ich liebe dich. Das ist der einzige Grund, warum ich die Kaiserin damals gebeten habe, mit dir den Traviabund eingehen zu dürfen. Ich habe dich schon lange geliebt, aber du hast mich nicht wahrgenommen. Es war der einzige Weg, und ich habe geglaubt, dass du mich ebenfalls lieben könntest. Irgendwann.« Eine Träne rann über ihre Wange, und ihre Hand zuckte, als wollte sie sie heben, formte sich dann zur Faust und sank wieder zurück. »Bitte, komm zurück«, fügte sie leiser hinzu. »Die Jungen sind ganz durcheinander, und ich ... verwünsche mich jede Nacht, dich gehen gelassen zu haben. Bitte, Adaro.«

Ich sah sie an und suchte in meinem Herzen nach einer Regung. Bedauern, Mitleid. Die Liebe, von der sie sprach. Doch ich fand nur Gleichgültigkeit.

»Du bist den Bund mit mir eingegangen, weil du ein Kind unter dem Herzen trugst«, sagte ich kühler, als ich es vielleicht wollte. »Das war der einzige Grund und das Anliegen unserer Herrin.«

»Das ist nicht wahr!« Sie schüttelte wild den Kopf. Ihre Unterlippe zitterte. »Gernot ist dein Sohn! Ebenso wie Reto. Es gab für mich nie einen anderen. Ich weiß, dass ich dich mit der Kaiserin teile. Das habe ich immer gewusst, und ich habe mich damit ab-

gefunden. Es war immer gut. Warum ist es das jetzt nicht mehr, Adaro?« Ihre Hand schnellte vor, krallte sich in mein Hemd. »Bitte sag mir, warum?«

Ich blickte zu ihr hinab, in ihr verzweifelteres Gesicht, zu der Hand, die sich an mir festklammerte. Langsam schüttelte ich den Kopf. »Ich bin lange genug ein Hund gewesen«, sagte ich ruhig, und tatsächlich empfand ich nichts als Ruhe. Und kalte Entschlossenheit. »Geh, Joswine, und lass mich in Ruhe. Wir haben uns nichts mehr zu sagen.«

Sie öffnete den Mund, als wollte sie widersprechen. Aber sie tat es nicht, sondern löste nur die Hand von meinem Arm und senkte den Blick.

»Mögen die Götter dir beistehen, Adaro«, flüsterte sie tonlos. Dann wandte sie sich ab und floh die Treppe hinauf.

Ich sah ihr nach, doch die Erleichterung, die ich erwartete, die ich mir fast gewünscht hatte, blieb aus.



Die Dame Marteniel empfing mich am Abend in dem Turmzimmer, das sie bezogen hatte. Draußen war es bereits dunkel geworden, und der Raum war erhellt von einer Vielzahl von Kerzen, die sie an den Fenstern und auf dem Tisch abgestellt hatte. Eine Platte mit Speisen stand dort, dazu eine Karaffe mit dunklem Wein und zwei Gläsern. Sie selbst trug die Haare offen und ein Gewand aus fließenden Schleiern, die sich bei jeder Bewegung sacht verschoben.

Sie lächelte, und ihre großen Glutaugen hießen mich willkommen, als sie mich zu sich winkte und mich aufforderte, an dem Tisch Platz zu nehmen. »Ihr seht besser aus, Adaro«, sagte sie mit ihrer dunklen Stimme, die so lockend und so süß klang, als gehörte sie Rahja selbst. »Erzählt, wie ist es Euch ergangen?« Aufmerksam ruhte ihr Blick auf mir, während sie Wein einschenkte und mir einen der Becher reichte. »Ich hörte, die Kaiserin empfinde Unmut über Euch?«

»Das mag sein«, antwortete ich, und es fiel mir schwer die Worte klar hervorzubringen. Sie war schöner noch als in meinen

Träumen, zu denen ich mir in den vergangenen Tagen Erleichterung verschafft hatte, und alles in mir verzehrte sich nach ihrer Nähe. Ich trank einen Schluck von dem Wein, um das Herzklopfen und auch meine Stimme zu beruhigen, ehe ich ihr erklärte: »Ich habe meiner Gemahlin gesagt, dass ich weder ihr noch der Kaiserin gehöre. Ich bin nicht ihr Spielzeug und auch kein Sklave, den man nach Belieben umherschleudert und verkauft. Die Kaiserin hat nichts anderes mit mir gemacht, als sie von mir diesen Traviabund verlangte.«

Die Dame Marteniel lächelte, auf eine eigenartige Weise, die mich zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht misstrauisch werden ließ. Nicht mehr, denn in diesem Moment galt all mein Sehnen und Trachten allein ihr, und für ein Lob aus ihrem Mund wäre ich in die Niederhöllen selbst eingetaucht, hätte sie es von mir verlangt.

»Was ist mit der Kaiserin?«, fragte sie, und ihre Augen glommen wie von einem tiefen, verzehrenden Feuer. »Mir fällt auf, Ihr nennt sie nicht mehr Eure Herrin.«

»Sie ist meine Herrscherin, aber nicht meine Herrin«, sagte ich mit aller Entschlossenheit, die ich bei diesen Worten verspürte. »Ich bin kein Hund, der heuchelnd um Zuneigung bettelt. Ich will es nicht mehr sein«, verbesserte ich, denn bis vor Kurzem war ich nichts anderes gewesen.

»Und das ist gut so.« Sie erhob sich langsam und kam zu mir hinüber, sodass ich den Kopf in den Nacken legen musste, um sie anzusehen. »Du bist kein Sklave und kein Hund, Adaro«, sagte sie leise. Ihr Finger glitten über meine Wange, federleicht und doch schienen ihre Fingerspitzen Feuermale auf meiner Haut zu hinterlassen. »Das hast du gut gemacht. Du hast Stärke gezeigt. Und Größe, die ich schon immer in dir gesehen habe. Dafür solltest du eine Belohnung erhalten. Sag mir, was du dir wünschst, und werde es dir erfüllen.«

»Ich will Euch sehen«, brachte ich hervor, meine Stimme war nur noch ein raues Flüstern. »Ich will Euch ansehen dürfen.«

»Das und viel mehr, mein Löwe.« Sie lächelte wissend, und ihre Finger verließen meine Schläfe, glitten durch mein Haar, ehe sie

sich von mir lösten. Sie trat zurück, und der Kerzenschein umschlang ihren Leib mit warmem, aufgewühltem Licht, das sich in ihrem Haar und an den Schleiern fing. Sie reckte das Kinn und schlug die Handflächen aufeinander, und von irgendwoher kam mit einem Mal leise Musik, sodass ich mich überrascht umschaute. Sie aber bedeutete mir sitzen zu bleiben. Langsam begann sie sich im Takt der Töne zu bewegen, wiegte die Hüfte sacht auf und ab, während ihre Arme schlangengleich an ihrem Leib emporglitten, über ihren Bauch, die Brüste, sinnlich und verlockend zugleich.

Ich saß da, stocksteif vor Faszination und Verlangen, und ich starrte sie an, unfähig mich zu bewegen, unfähig, auch nur für einen Wimpernschlag den Blick abzuwenden. Wein benetzte meine Lippen, ohne dass ich wahrnahm zu trinken, während ich ihr zusah und ein leises Stöhnen über meine Lippen kroch, als der erste Schleier fiel. Die Klänge eines Tamburins mischten sich unter die Flöten und die sinnlichen Töne der Zitar, Kerzenlicht flackerte, fing sich in dem hauchdünnen Tuch, das sie als nächstes löste und im Rhythmus ihres Tanzes zu Boden schweben ließ.

Ich atmete tief durch, spürte die Erregung, die schmerzhaft gegen meine Hose drückte, sodass ich die Beine etwas auseinandernahm. Der Weinkelch in meiner Hand zitterte, und obwohl sie nur tanzte, obwohl noch kaum eine Handbreit ihrer Haut zu sehen war, verspürte ich ein Verlangen, wie noch keine Frau zuvor es in mir entfacht hatte. Ein weiterer Schleier fiel, ein vierter, während die Musik auf- und abschwoll, ihre Hüften, ihr ganzer Körper wand sich im Takt der Schellen. Immer wieder suchte sie meinen Blick, heiß und mit einem stummen Versprechen, das meine Lenden brennen ließ und tanzende Flammen auf meiner Haut erschuf, sodass ich meinte verbrennen zu müssen und gleichzeitig nichts sehnlicher wünschte als mit ihr zu vergehen.

Ein letzter Schleier verbarg noch die verheißungsvolle Mitte, als sie zu mir hinüberkam und vor mir in die Knie ging. Ihre Fingerspitzen strichen die Innenseiten meiner Oberschenkel hinauf, und sie sah mich an, ohne etwas zu sagen, ohne dass noch eine Frage notwendig gewesen wäre. Ich zitterte am ganzen Leib, als

sie meinen Gürtel löste und meine drängende Männlichkeit aus ihrem Kerker befreite, und als sie mich mit den Lippen umfing, glaubte ich, keinen Moment länger mehr innehalten zu können. Rahja rief und ich wollte ihr folgen, mit jeder Faser meines Körpers, mit jedem Tropfen Blut, der durch meine Adern peitschte, dass es mir in den Ohren rauschte und das Hämmern meines Herzens im ganzen Schloss zu hören sein mochte. Ich gehörte Rahja, und ich gehörte ihr, und mein Keuchen war dunkel und erfüllt von wilder Gier, als sie sich zurückzog und auf mir niederließ. Gierig umschlang ich sie und suchte ihren Kuss, und die Laute unserer Lust ließen die Musik um uns verstummen, ließen die Welt verstummen und alles, was es noch an Zweifeln, an Sorgen oder Vorbehalten gegeben hatte. Und als wir den letzten Schritt taten, von der höchsten Klippe taumelnd hinabstürzten in die Tiefe, einander umklammerten wie Ertrinkende, als gäbe es kein Gestern, kein Heute und kein Morgen, als gäbe es nur uns, als seien wir Mittelpunkt und Ende aller Sphären, fühlte ich mich zum ersten Mal wirklich geliebt und frei.

Ihr erhitzter Körper zitterte in meinem Arm, und noch immer schloss sie sich ruckartig um meine Männlichkeit, als wollte sie sie nicht mehr freigeben. Ihr Kopf ruhte an meiner Schulter, ihre Nägel hatte sie in meinen Rücken gegraben, und ich ahnte, dass ich blutete. Doch das war gleichgültig. Alles war gleichgültig im Vergleich zu diesem Moment, und ich flehte zu Satinav, dass er in seinem Kurs innehalten möge, eine kurze Weile nur, die mir eine Ewigkeit wert sein würde.

»Du bist ein Löwe«, flüsterte sie, und ihre Stimme war ein dunkles Schnurren, erschöpft, aber zufrieden. Mit der Zungenspitze neckte sie meine schweißnasse Haut, sodass ich wohligh zusammenzuckte und mit einem genussvollen Laut die Augen schloss.

»Und du bist wundervoll«, erwiderte ich, ohne mir meiner Worte wirklich bewusst zu sein. Nun sollte auch ich dir einen Wunsch gewähren ... was immer du von mir haben willst.«

Sie lachte, leise und rau, und wieder war es ihre Zungenspitze, die mich neckte. »Du weißt nicht, was du mir da anbietest«,

wisperte sie. »Was immer ich von dir haben will ... Bist du dir sicher?«

Nie war ich mir sicherer als in diesem Moment, und nie habe ich eine verhängnisvollere Entscheidung getroffen, als in dem Augenblick, als ich ihr schwor, alles für sie zu tun.

»Dann befreie dich von ihr«, raunte sie an meinem Ohr, und ihr Atem strich über meine Haut und ließ mich erneut schauern. »Befreie dich endgültig von den Ketten, die dich zum Hund gemacht haben.«

»Wie soll ich das tun?«, fragte ich, trunken vor Glück und der satten Zufriedenheit, die mich gänzlich umfasste hielt.

Ich sah ihr Lächeln nicht, aber ich ahnte es, und als sie wieder sprach, war es so leise, dass ich Mühe hatte, ihre Worte über das Pochen meines Herzens hinweg zu verstehen.

»Töte die Frau, die dir eine Herrin war.«



Zwei Nächte wandelte ich schlaflos durch das Schloss und dachte über ihren Wunsch nach, und erst mit dem letzten Tag des Rahjamondes traf ich eine Entscheidung. Rahja hatte mich auf diesen Weg geführt, sie hatte mich mit der Dame Marteniel zusammengebracht, die mir die Augen geöffnet hatte für alles, was ich all die Jahre nicht erkannt hatte. Ich verachtete mich selbst für meine Dummheit und leichtgläubige Treue, mit der ich der Kaiserin gefolgt war, für die Erniedrigungen, die ich hingenommen hatte, um ihr zu gefallen, für alles, was ich in ihrem Namen getan hatte, weil sie es verlangte. Ich hatte es nicht hinterfragt, hatte um ihre Aufmerksamkeit gebuhlt und die Momente herbeigesehnt, in denen ich ihr zu Diensten sein durfte. Es war die Liebe eines schwachen Tieres gewesen, eines haltlosen Sklaven, der nichts kannte, außer die Hand, die ihn fütterte. Ich schämte mich, all die Jahre nichts anderes gewesen zu sein. Dennoch hatte ich gezögert. Denn ich verstand nicht, warum die Dame Marteniel den Tod der Kaiserin wünschte, deren Freundin sie schließlich war. Doch es schien mir richtig, dass ich es tun musste, um wirklich frei zu sein, denn

Alara würde mich nicht gehen lassen, wenn ich sie darum bäte. Nicht nach all den Jahren und all den Geheimnissen, deren Hüter ich geworden war.

Ich beschloss, es noch an diesem Abend zu tun. An den Tagen des Namenlosen sollte man kein Blut vergießen, und es war Rahjas Gunst, die die Kaiserin missbraucht hatte, um mich unter ihren Stiefel zu zwingen. Ich wusste, dass sie später noch ins Bad gehen würden, denn sie ließ den letzten Tag des Rahjamondes stets mit Freunden ausklingen, die den Schatten des Namenlosen ebenso wenig fürchteten wie die Kaiserin, in deren Heimat man die fünf schrecklichen Tage mit einem fortwährenden Fest beging. Ich suchte unter meinen Waffen einen Dolch heraus, mit dem ich es tun wollte, eine schlanke, kostbare Waffe mit einem Raben als Knauf, die Alara mir einst geschenkt hatte, als ich mir unter allen den Rang ihres Beschützers erkämpft hatte. Er hatte den Anfang gemacht, sodass es recht war, wenn er nun auch das Ende bereitete.

Den Tag verbrachte ich im Gebet in der Kapelle. Ich bat den Herrn Boron, wohlwollend auf mein Vorhaben zu blicken, und ich flehte stumm zur Herrin Rahja, mir die Kraft zu geben, diesen letzten Schritt tatsächlich zu tun, damit ich endlich frei wäre, wirklich zu lieben. Als es auf den Abend zuing und ich die Kaiserin im Bad wusste, verspürte ich eine tiefe Entschlossenheit. Den Dolch unter dem Hemd verborgen, machte ich mich auf den Weg zu ihr.

Alara war alleine, als ich das Badehaus betrat. Sie ruhte in ihrem Bassin, das Wasser trüb von Stutenmilch. Rosenblätter trieben darauf wie frische Blutropfen, und das Licht der Öllampen schimmerte auf ihrem schwarzen Haar. Ruhig blickte sie mir entgegen, und sie schien arglos.

»Ich habe Euch vermisst, Adaro«, sagte sie und hob die Hand, um mich näher zu sich heranzuwinken. »Ich hoffe, ich kann sagen, dass es mich freut Euch zu sehen. Kommt und setzt Euch zu mir.«

Ich stand da, regungslos, während ich noch nachdachte. Vielleicht hätten mir ihre Worte noch Einhalt geboten, wenn ich ver-

standen hätte, was sie sagte, doch meine Gedanken kreisten allein um die Frage, wie ich mich ihr nähern konnte, ohne dass sie um Hilfe schrie. Denn mein Unternehmen durfte nicht scheitern, nicht an einem Fehler im letzten Augenblick. Allerdings hatte ich keine Wachen vor der Tür gesehen, und auch sonst schien niemand hier, sodass ich alle Bedenken beiseiteschob und den Dolch unter dem Hemd hervorzog. Entschlossen machte ich einen Schritt auf sie zu.

Alaras Blick folgte mir ungerührt, aber etwas in ihrem Gesicht verschloss sich auf eine Weise die sich anfühlte wie ein eisiges Band, das sich um meinen Hals legte. »Dann bist du in der Tat hier, um mich zu töten«, stellte sie erstaunlich nüchtern fest.

»Ihr habt mich lange genug getreten«, zischte ich, denn ich wollte mich ihr gegenüber nicht erklären. Ich wollte auf sie zuspringen, doch ehe ich sie erreichte, schlug eine unsichtbare Wand mich zurück. Die Waffe entglitt meinen Fingern. Verwirrt taumelte ich zurück und schüttelte den Kopf, der von dem Aufprall schmerzte, bemüht zu verstehen, was passiert war. Welcher Zauber dahintersteckte und woher sie wusste, mit welcher Absicht ich gekommen war.

»Ihr seht, dass ich Recht hatte«, hörte ich zu meiner Überraschung die vertraute Stimme der Dame Marteniel, die plötzlich neben der Kaiserin stand. Ich hatte sie weder kommen sehen, noch hatte ich sie gehört, und ich musste sie angestarrt haben wie ein sabbernder Idiot, denn sie lachte leise und sagte mir, ich solle doch den Mund schließen. Überhaupt schien sie mir verändert, sie trug ein fließend fallendes Gewand, das mich an die Robe einer Zauberin erinnerte, und in der Hand hielt sie einen fast mannshohen Stab, den ich bei ihr noch nie gesehen hatte. Die zahllosen Zöpfe, in die sie ihr Haar geflochten hatte, schmiegen sich an ihre Schultern wie lebendige Schlangen, und es hätte mich nicht verwundert, wenn sie in eben diesem Moment zum Leben erwacht wären, um mich zischend zu verhöhnen, was für ein Dummkopf ich doch gewesen sei.

»Jeder ist in der Lage, Euch zu verraten, Alara«, sagte die Zauberin, die sich Dame Marteniel nannte. Ich wollte auffahren, sie

anfahen, doch im gleichen Moment, in dem ich mich bewegte, machte sie eine Handbewegung, die mich gänzlich erstarren ließ. Sie lächelte, doch ihr Blick war mitleidslos und kalt, als habe es dieses Feuer nie gegeben, in dem wir gemeinsam die Herrin Rahja gefunden hatte. »Er ist Euch tatsächlich treu ergeben gewesen, wie Ihr es versichert habt«, sagte sie und wandte sich an die Kaiserin. »Ein braver, selbstlos liebender Kettenhund, sodass es mir fast leid tat, ihn Euch zu nehmen.«

»Es muss Euch nicht leid tun. Ihr habt gewonnen bei diesem Spiel, und ich habe mich geirrt«, antwortete die Kaiserin, die im Wasser sitzen geblieben war. Zorn sprach aus ihrem Gesicht, doch es war nicht die Magierin, die sie ansah. »Ich habe geglaubt, keinen treueren Beschützer zu finden, aber Ihr habt mir sehr eindrucksvoll das Gegenteil bewiesen. Er hätte mich tatsächlich getötet?«

»Das hätte er, sicher«, sagte die Dame Marteniel, die wahrscheinlich in Wahrheit einen anderen Namen trug. »Liebe und Hass sind zwei gänzlich gegensätzliche Gefühle, und doch liegen sie so dicht beieinander, dass es ein kleiner Schritt vom einen zum anderen ist. Pflanz das Saatkorn des Misstrauens und der Enttäuschung, und er wird aufgehen, wenn er nur Nahrung findet.«

»Ihr hat ihm Nahrung gegeben.«

»Das habt Ihr selbst getan, meine Liebe.« Die Dame Marteniel lächelte, süffisant. Verzweifelt warf ich mich gegen die Fesseln, in die sie mich band, kämpfte gegen ihren Zauber, während alles in mir danach schrie, meiner Kaiserin zu versichern, dass es nicht so sei, dass es nicht ihre Schuld war, sondern allein die dieser Hexe, die mich verzaubert hatte, die böartigen Saatkörner gepflanzt hatte, die mich innerlich aufgefressen hatten, bis ich nicht mehr wusste, was ich fühlte und was ich tat. Dass ich alles bereute, es wieder gut machen wollte, ihr beweisen wollte, dass ich ihr treu war, sie liebte, wie es immer der Fall gewesen war. Doch ich blieb stumm, unfähig, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen, und so starrte ich nur hilflos, als meine Herrin sich aus ihrem Bad erhob. Ihr Gesicht war wie aus Marmor gehauen, schön und unnahbar, doch ihre Augen loderten vor Zorn.

»Bringt ihn fort von hier«, befahl sie mit eisiger Stimme. »Richtet ihn und bringt mir seinen Kopf. Ich will nie wieder ein Wort über ihn hören!«

Mein Herz hämmerte in meiner Brust, stumme Tränen rannen über meine Wangen, denen ich keinen Einhalt gebieten konnte. *Vergebt mir, Herrin*, flehte ich, doch meine Verzweiflung blieb stumm, und selbst die Augen war ich unfähig zu bewegen. Ich war immer bereit gewesen, für meine Kaiserin zu sterben, und ich hatte keine Angst vor dem Tod. Aber ich wollte nicht auf diese Weise gehen, nicht wegen der Ränke einer hinterhältigen Zauberin.

»Nein«, sagte die Dame Marteniel unvermittelt, und einen Moment lang frohlockte ich, der Herr Boron habe meine verzweifelten Gebete erhört. »Ich will nicht, dass er stirbt. Es wäre eine Verschwendung.« Sie betrachtete mich nachdenklich, und ich wartete schon darauf, dass die Kaiserin auffuhr und ihr das Wort verbat, denn sie ließ es sonst niemals zu, dass jemand ihr widersprach. Doch Alara tat nichts dergleichen.

»Dann sorgt dafür, dass er mir nie wieder unter die Augen kommt«, verlangte die Kaiserin. »Ich will nicht, dass er sein Leben weiterlebt wie bislang. Sperrt ihn in Eure Keller oder macht aus ihm eine Statue für Eure Gärten. Das ist mir gleichgültig. Aber schafft ihn fort von hier!«

»Als Statue wäre er sicher eine Vergeudung. Wo er doch so geschickt mit der Zunge ist. Aber ich habe einen anderen Gedanken.« Die Zauberin lächelte, und obwohl ich mich nicht bewegen konnte, ließ etwas an ihrem Lächeln meinen Nacken schaudern.

Sie trat an mich heran, und für einen kleinen Moment gab ich mich der irrigen Hoffnung hin, sie würde mich aus dem Zauber lösen, einen Herzschlag nur, der ausreichen mochte, um vor meiner Herrin auf die Knie zu fallen und sie um Vergebung zu bitten. Doch als ihr Stab mich berührte, wusste ich, dass die Zeit dafür vorbei war. Ein merkwürdiges Kribbeln durchzog meinen Leib und ein stechender Schmerz, als meine Glieder anfangen, sich zu verbiegen, zu schrumpfen. Ich spürte, wie sich mein Schädel verformte, wie der Schrei, der sich aus meiner Kehle löste, zu

einem heiseren Knurren wurde. Fell spross auf meiner Haut, in rasender Geschwindigkeit, und ehe ich mich versah, hockte ich mit gekrümmten Rücken auf allen Vieren und kletterte mühsam aus dem Haufen viel zu großer Kleidungsstücke hervor.

»Ein Hund«, stellte meine Herrin fest, und sie wirkte nicht unzufrieden. »Ein guter Einfall.«

»Er wird mir nützlich sein«, sagte die Zauberin. Sie zog von irgendwoher einen Lederriemen, den sie mir um den Hals wand. Als ich nach ihr schnappte, gab sie mir einen Klaps auf die Schnauze. »Sei brav, Adaro«, tadelte sie mich sanft. »Versuche dich nicht als Löwe, das steht dir nicht. Sei mir ein guter Hund, sei gehorsam und treu, und ich werde dafür sorgen, dass du ein angenehmes Hundeleben führen wirst. Das wenigstens soll bleiben, wie es war.«

Ich wedelte zaghaft.



Rahjanisches Ränkespiel

von Lance Hard

Brief von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Meine liebe Madalena,

ich bin in einigen Tagen zurück in der Stadt. Wie erwartet waren die beiden bisherigen Zuckerrohrpflanzungen alles andere als berauschend, doch aus beiden lässt sich etwas machen. Ich werde Vater deswegen umgehend zu den entsprechenden Änderungen und Umbauten raten, auch wenn einiges zu machen ist, besonders beim Personal. Du weißt ja, wie das ist, die besten Leute sind zuerst verschwunden, als der Vorbesitzer in Schwierigkeiten geriet. Wie befürchtet war also leider nichts zu sehen, was es nicht auch in der Stadt gäbe.

Dafür erfuhr ich aus einem Brief von Vater, dass Besuch zu erwarten ist. Der Sohn einer alten Geschäftsfreundin aus dem Mittelreich kommt in die Stadt. Nachdem die Kriege im Norden vorbei sind, wollen sie wohl den Handel mit uns wieder aufleben lassen. Neben Details wie seiner erwarteten Ankunftszeit, seiner Unterbringung und zahlreicher Geschäftsdetails, die dich ohnehin nur langweilen würden, erfuhr ich auch, dass du sogleich angeboten hattest, ihm die Stadt zu zeigen. Und dies bereits vor meiner Abreise auf die Pflanzungen.

Du wusstest es also bereits vor mir. Warum hast du es mir verschwiegen? Ist dein Interesse an dem blonden Ringer schon wieder erloschen, sodass du jetzt auf einen unschuldigen Mittelreicher hoffst, den du keinesfalls zu teilen gedenkst?

Ich küsse dich,
Vittorio

Brief von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Mein armer Vittorio,

ich bin erstaunt über deine Nachricht. Es tut mir leid, dass du für einige Wochen auf eine Reise über die langweiligen Pflanzungen musst, aber niemals hätte ich erwartet, dass du mir so sehr die Gelegenheit missgönnt, einem Fremden die Schönheit unserer Stadt zu zeigen. Er dürfte als Nordländer sicher überaus erstaunt sein, angesichts des Reichtums, der prächtigen Bauwerke und all der anderen Wunder. Ich habe dir nichts verschwiegen, ich ging lediglich davon aus, dass es dich nicht weiter kümmert. Doch jetzt spricht die Eifersucht aus dir. Außerdem ist er ein Mittelreicher, seit wann berührt dich ein Mann so sehr, noch dazu ein Nordländer?

Und was kümmert dich mein Interesse für einen Ringer, oder ist dies ebenfalls Eifersucht? Diese steht dir schlecht, so kenne ich dich gar nicht! Du klingst ein wenig wie die Frau, die Vater für dich ausgewählt hat.

Doch ich sende dir einige Küsse auf die Pflanzungen, mein armer Stiefbruder, und hoffe, dass du dort bald etwas antriffst, das wenigstens das Auge erfreut,

Deine Madalena

Brief von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Liebste Madalena,

es gibt nichts worauf ich eifersüchtig sein sollte. Du weißt ebenso gut wie ich, dass mir solche Gefühle fremd sind. Doch wage es nicht, mich mit der Frau zu vergleichen, die Vater ausgesucht hat! Sicher wird die Ehe für die Geschäfte vorteilhaft sein, doch wie du weißt, ist es mir vollkommen rätselhaft, wie man in dieser Stadt aufwachsen und dabei derartig langweilig werden

kann! Blass, reizlos und stets in Säcke gehüllt. Du weißt, sobald sie und ich unsere ehelichen Pflichten erfüllt haben, werde ich mich anderen Früchten zuwenden.

Zudem unterliegst du einem Irrtum, meine Liebe, ist doch deine Annahme, ein Mann aus dem Norden würde mich sonderlich berühren, falsch, habe ich diesen Mann bisher doch weder gesehen noch in meinen Armen gehalten. Ich bin lediglich neugierig auf den Fremden. Ist er bereits eingetroffen?

Dein Vittorio

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Mein lieber Rondrian,

zum ersten Mal seit Wochen schreibe ich dir nicht von einem Schiff aus, oder in einer Kutsche, was sich sicher auch in einer besser lesbaren Schrift niederschlagen dürfte. Ich habe nach einer erschöpfenden letzten Etappe endlich Drôl erreicht, den Göttern sei Dank! Diese Stadt ist anders als alles, was ich mir vorgestellt habe. Felsen, die sich ohne einen Lotsen nicht umsegeln lassen, scheinen sie vor dem Meer schützen zu wollen. Prächtige Häuser reihen sich an ärmliche Hütten. Die Straßen sind voller Seeleute, Bettler und Diebe. Auch konnte ich bereits etliche der hiesigen Waldmenschen sehen. Doch wo Belhanka eine geschäftstüchtige, heitere Schönheit ist, hat Drôl einen anderen Reiz. Es scheint eine seltsame Schwüle in der Luft zu liegen, die ich mir nicht erklären kann und die auch der Wind von der See nicht wirklich lindern kann. Ich bete zu Phex, dass ich alles hier schnell und zum Vorteil meiner Familie abhandeln kann, denn diese Stadt verwirrt schon jetzt meine Sinne.

Selbstverständlich habe ich bereits der Familie Laklosiez meine Aufwartung gemacht. Mutter hatte mir ja eingeschärft, ihren alten Geschäftspartnern auf das freundlichste zu begegnen, weswegen ich keine Stunde versäumte, und sogleich meine Ankunft meldete. Wo die Lage endlich wieder ruhiger ist, wäre es ein Versäumnis, die Geschäfte mit dergestalt begehrten Waren wie Zucker und Tabak nicht wieder in die eigenen Hände zu neh-

men und einen großen Teil des Gewinns den Zwischenhändlern zu überlassen. Dennoch habe ich mich wohl an der einen oder anderen Stelle wie ein Trottel aus dem Norden benommen. Die Einladung, während meines Aufenthalts in Drôl in der Villa der Familie zu leben, hatte ich ja abgelehnt und ich gedenke auch, dies beizubehalten, schon aus Höflichkeit. Dennoch stieß meine Entschlossenheit auf großes Erstaunen bei Signor Laklosiez, den ich glücklicherweise jedoch schnell mit geschäftlichen Fragen ablenken konnte.

Die Einladung, doch zum Abendessen zu bleiben, konnte ich indes nicht ablehnen, obwohl ich jetzt wünsche, ich hätte es getan. Es war ein verwirrendes Erlebnis. Das Essen wurde weder auf einem Tisch mit Stühlen, wie bei uns oder im Rest des Horasreiches, noch auf Kissen, wie bei den Tulamiden, eingenommen. In Drôl, so lernte ich, nimmt man wichtige Gastmähler im Liegen ein. Auf weiche Kissen zurückgelehnt, kann sich jeder Speisen von dem flachen Tisch in der Mitte nehmen oder Diener legen es einem sogleich auf den Teller. Es muss sich dabei um einen Einfluss aus dem Süden handeln.

Neben dem Gastgeber war seine Gattin nebst ihrer erwachsenen Tochter anwesend. Nach dem Tod seiner ersten Gemahlin hat Signor Laklosiez erneut den Traviabund geschlossen und seine ebenfalls verwitwete zweite Frau brachte ihre Tochter mit in die Ehe, so wurde mir erklärt. Diese familiären Verhältnisse sind auch hier weder so üblich noch so selten, wie ich dachte, und letztlich nicht weiter verwirrend, wenn du die Familie Weißenthaler bedenkst. Den gleichfalls erwachsenen Sohn habe ich leider nicht angetroffen, er weilt noch auf einer geschäftlichen Reise, sich einige Pflanzungen anzusehen. Mir wurde das Versprechen abgerungen, nicht abzureisen, bevor ich das Vergnügen hatte, ihn kennenzulernen. Ich weiß nicht, warum ich zugestimmt habe, sicher aus Höflichkeit. Ich bleibe so lange oder kurz, wie es geschäftlich notwendig ist. Doch dieser Abend war verwirrend, ich kann noch immer nicht klar denken.

Es lag sicherlich am Essen, das zu scharf oder zu süß ist, Travia sei dank immerhin nicht beides zugleich, wie bei den Maraska-

nern, und am Wein, der hier in großen Mengen zum Essen getrunken wird. Doch wahrhaft verwirrend für meine Sinne war Madalena, die Tochter des Hauses.

Eine Wolke Blütenduft kündigte sie an. Sie ist von graziler Gestalt, das schwarze Haar so aufgesteckt, dass sich einzelne Locken über ihr Gesicht und ihren schlanken Hals schmiegen. Sie trug ein Kleid aus blauer Seide, das sich an ihren Körper presste und nicht nur durch die Spitze mehr zeigte, als es verbarg. Ich hatte große Mühe, meine rahjagefälligen Gefühle zu verbergen und habe sie beim Betreten des Raumes angestarrt wie ein besoffener Matrose. Wir haben ja beide schon von der Verruchtheit südländisch beeinflusster Kleidung gehört, aber vieles habe ich für Übertreibung gehalten. Für Madalena scheint dies jedoch nicht gelten, auch schien ihr Auftreten ihre Eltern keinesfalls zu beunruhigen. Eine derartig freizügige Garderobe muss hier wohl üblich sein. Madalena präsentierte mir ohne Scheu durch den weichen Stoff ihre Reize und lächelte mich mit kirschroten Lippen an. Sie führte mich nach dem Essen auf die Terrasse für einen weiteren Schluck Wein und plauderte den ganzen Abend mit mir, doch ich weiß nicht mehr, was ich sagte. Ich erinnere mich nur noch, dass ich zustimmte, mir morgen von ihr die Stadt zeigen zu lassen.

Rahja möge mir beistehen, wie soll ich diesen Tag und die kommenden überstehen?

Ich vermisse deinen Rat, mein Freund,
Thurvin

Brief von Thurvin Rosenquell an seine Mutter Dythlind Rosenquell

Liebe Mutter,

ich bin wohlbehalten in Drôl angekommen. Der Verlust der mitgeführten Waren bewegte sich im kalkulierten Rahmen. Ich habe bereits Signor Laklosiez meine Aufwartung gemacht. Er zeigte sich über das Gastgeschenk sehr erfreut und lud mich erneut ein, unter seinem Dach zu leben. Ich habe dieses traviagefällige Angebot dennoch wieder ausgeschlagen und bin in meine

Unterkunft zurückgekehrt. Über die geschäftlichen Details haben wir noch nicht gesprochen, doch du hattest mich ja bereits gewarnt, dass hier die Verhandlungen etwas langsamer verlaufen und mit zahlreichen, gesellschaftlichen Pflichten einhergehen. Ich bin also guter Dinge.

Dein treuer Sohn Thurvin

Brief von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Liebster Vittorio,

mit Bedauern habe ich deine letzte Nachricht gelesen. Es tut mir so leid für dich, dass deine Verlobte ein sanftes Geschöpf mit überaus reizloser Kleidung ist, die ihre Zeit damit verbringt, Bedürftigen zu helfen. Diese Wahl von Vater betrübt mich sehr, doch wir beide wissen, dass sich diese Ehe nicht verhindern lässt und du jederzeit in anderen Betten etwas zum Kosen findest.

Auf der anderen Seite erfreute mich deine Nachricht, denn Eifersucht ist, wie wir wissen, eine überaus hässliche Sache, die in unserer Familie wahrhaft keinen Platz haben sollte.

Unser Gast ist heute eingetroffen und überaus entzückend. Ich hatte schon halb einen Bären von einem Mann erwartet, in jedem Fall jedoch blondes Haar. Stattdessen trat ein hübscher Junge mit braunen Löckchen und einem schüchternen Lächeln ein, das mich sofort in seinen Bann schlug. Thurvin, so sein Name, ist überaus artig und so höflich, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Er hat bisher keinerlei Interesse daran gezeigt, zu uns ins Haus zu ziehen, obwohl dies auch für die Geschäfte deutlich nützlicher wäre. Auch mein schönstes Lächeln konnte ihn nicht umstimmen oder für mehr einnehmen. Doch ich denke, er ist einfach schüchtern und noch nie einer richtigen Frau begegnet. Im Norden haben sie bestimmt nur muskelbepackte Trollweiber.

Beim Essen hatte ich es so eingerichtet, dass er neben mir saß, und es war wirklich alles etwas befremdlich für ihn. Er sagte stets danke und bitte und schien noch nie in seinem Leben Wein getrunken zu haben, so unsicher, wie er immer wieder in seinen Pokal blickte. Aber vielleicht – nur vielleicht, schließlich gibt es

keinen Wein im Norden – wusste er nicht, wohin er schauen sollte, immer wieder ging sein Blick heimlich zu mir. Wenn ich ihn dann jedoch anlächelte, sah er wieder auf seinen Teller. Ist das nicht herzig?

Ich habe ihn direkt nach dem Essen von den langweiligen Geschäftsgesprächen entführt und mit ihm auf der Terrasse geplaudert. Es war zu köstlich, mir von seiner Reise erzählen zu lassen, während er versuchte, Sitte und Anstand zu wahren und nicht beständig seinen Blick auf mir zu haben. Selbst ein versehentlich fallengelassener Becher, den er mir sofort aufhob, konnte ihn nicht dazu verlocken, einen Blick unter mein Kleid zu wagen. Vermutlich wäre er enttäuscht gewesen, doch ich wollte ihn auch nicht sofort blenden, es war auch nur das nachtblaue Kleid, also keinesfalls das offenherzigste. Doch zu einem Besuch der Stadt konnte ich ihn überreden, aber keine Sorge, ich fange harmlos an, nicht dass dieser liebe Junge sofort die Flucht ergreift oder ihn Ohnmacht fällt. Der Stadtpark und vielleicht auch ein Badehaus erscheinen mir gute Orte, ein süßes Goldstück wie ihn näher kennenzulernen.

Voller Vorfreude auf den morgigen Tag,
Madalena

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Bester Rondrian,

der Tag war ganz und gar anders als erwartet.

Madalena zeigte mir die bekannten Bauwerke der Stadt und wir unterhielten uns. Sie ist sehr lachlustig und war der Hitze angemessen, aber keinesfalls so aufreizend gekleidet wie am Abend zuvor. Mittlerweile bin ich mir nicht einmal mehr sicher, was ich gesehen habe, vielleicht war auch irgendein fremdes, südländisches Gewürz in meinem Essen oder es war die seltsame Schwüle der Luft, oder ich habe dem Wein doch mehr zugesprochen, als gedacht. Nur ihre Lippen leuchteten wieder rot wie frische Kirschen. Ich musste mich sehr zusammenreißen, um sie nicht immer wieder anzusehen.

Auf dem Markt, auf dem es deutlich lauter zugeht als bei uns, erlebten wir jedoch eine Überraschung. Eine junge Dame verteilte mit liebevollen Worten Almosen an die zahlreichen Armen und verwickelte Madalena in ein Gespräch, sobald sie unser ansichtig wurde. Madalena stellte sie mir pflichtschuldig vor, es war ihre zukünftige Schwägerin! Ich bot an, bei diesem travia-gefälligen Werk zu helfen, womit ich große Freude bei der Dame weckte. Casmira Volidaz ist ihr Name, sie ist Erbin eines Schiffsausrüsters und mit Madalenas Stiefbruder Vittorio verlobt. Er muss Travia danken, eine so fromme Frau zu bekommen.

Aus Madalenas Reaktion bin ich nicht recht schlau geworden, schien sie doch überrascht und fast verärgert, Casmira zu treffen. Doch wirklich zu deuten vermochte ich ihren Gesichtsausdruck nicht und so weiß ich es nicht, aber letztlich ist mir an dieser Frau alles ein Rätsel, ihr Lächeln ebenso wie die Anspielungen, die sie im melodischen Dialekt der Region macht.

Ich hoffe, es gelingt mir bald, alles Geschäftliche erfolgreich abzuschließen, bevor ich nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht.

Auf bald,
Thurvin

Brief von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Oh Vittorio,

was ein Desaster! Ich hatte einen heiteren Tag mit einem lieben Jungen erwartet, den ich zum Abschluss mit ins Badehaus nehmen wollte, um ihn dort zu fragen, ob wir uns nicht vielleicht an einen ruhigeren Ort zurückziehen wollen. Nichts besonderes also, ich will ihn ja auch nicht unter Druck setzen, ihm nur ein wenig die Freuden der Stadt zeigen und mich an seiner kindischen Unschuld erfreuen. So sagte er doch, dass er Rahjanisches erst nach dem Abschluss des Ehebundes für angemessen hält. Ich habe mir das Lachen verboten und ihm erklärt, dass dies vielleicht im Mittelreich gelten mag, hier jedoch keinesfalls. Doch ich vermute, dieses naive Goldstück hat noch nicht einmal Ahnung von dem, was Männer miteinander tun können. Was für

Augen er wohl auf einem Treffen mit unseren Freunden machen würde?

Ich war mir so sicher, ihn überzeugen zu können, alles etwas weniger streng zu sehen, spätestens im Bad, doch in der Stadt trafen wir, Rahja sei es geklagt, auf Casmina. Sie war damit beschäftigt, irgendwelche Almosen zu verteilen. Wenn du mit ihr verheiratet bist, musst du dringend auf das Geld achten, sonst wird sie es noch der ganzen Stadt in den Rachen werfen!

Selbstverständlich war es unmöglich, an ihr vorbeizugehen, doch was bei mir ein kleiner Wortwechsel wäre, wurde leider durch Thurvin unterbrochen. Stell dir vor, der dumme Junge war ganz hingerissen von ihr und ihrer Mildtätigkeit! Und da sie deine zukünftige Gattin ist, konnte ich auch nicht sagen, was ich von ihr halte und wohin sie sich scheren könne, sondern habe ein wenig Konversation betrieben.

Du kannst dir sicher vorstellen, dass wir an diesem Tag nicht ins Bad gegangen sind. Ich bin sehr verärgert!

Madalena

Brief von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Meine liebste Madalena,

ich sehe, du hast es bereits darauf abgesehen, den Jungen dem Mittelreich und seinem gesitteten Treiben abspenstig zu machen. Und zudem denkst du bereits darüber nach, ihn unseren Freunden vorzustellen! Liebste Stiefschwester, ich denke, es wird dich beruhigen, dass ich genau dies von dir erwartet habe. Zu gern würde ich dir dabei zur Hand gehen, doch leider erwartet mich noch eine letzte Pflanzung, die noch schlimmer sein dürfte als die vorherigen.

Doch sobald ich zurück bin, werde ich dir dabei zusehen, wie du den Jungen tiefer zwischen deine Schenkel ziehst. Dass ausgerechnet meine Verlobte dich dabei gestört hat, ringt mir jedoch ein Lächeln ab. Glaube nicht, dass ich dir den Spaß missgönne, einen unschuldigen Mann zu verderben, doch so bekommst du wenigstens den Hauch eines Eindrucks der Langweile, die mich

erwarten wird, wenn ich erst verheiratet bin. Wenn die brave, ewig fromme Casmina nicht so viel Geld mit in die Ehe bringen würde, du weißt, ich hätte Vater längst davon überzeugt, mir eine andere Frau zu erwählen.

In Eile,
Vittorio

Brief von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Liebster Vittorio,

jetzt muss ich dich schimpfen! Niemals würde ich einen so braven Jungen verderben, ich will lediglich seinen Horizont erweitern und ihn auf seine Hochzeitsnacht vorbereiten. Du wirst mir zustimmen, ein wenig Übung zuvor kann nicht schaden.

Und erneut spricht die Eifersucht aus dir! Du missgönnt es mir, dass ich meine Zeit mit unserem Gast verbringen kann, während du dich mit der Besichtigung der Pflanzungen herumschlagen musst. Ich bedauere dich zutiefst, doch ich befürchte, selbst wenn du hier wärst, würde unser Gast seine Zeit viel lieber mit mir verbringen, denn ich denke nicht, dass ein Mann aus dem verklemmten Norden weiß, was er mit einem Mann anfangen sollte. Unseren Freunden stelle ich ihn natürlich einstweilen nicht vor, ich will ihn ja nicht verjagen.

Was Casmina angeht, kam mir jedoch der Gedanke, dass du vielleicht irrst. Möglicherweise hatte sie bisher einfach nur die falschen Lehrer oder überhaupt keine, sodass du in der Hochzeitsnacht eine Frau vor dir hast, die ebenso ahnungslos ist wie unser lieber Gast. Ich verstehe nicht, wie so etwas in dieser Stadt geschehen kann, wo doch an jeder Ecke das rahjanische Vergnügen wartet. Ich vermute, die Schuld ist in ihrem Elternhaus zu suchen, immerhin stammen sie nicht aus dem Süden und haben sich vor allem dem Geschäft gewidmet. In jedem Fall denke ich, dass dem dringend abgeholfen werden und Casmina von ihrer Ahnungslosigkeit befreit werden sollte. Du solltest sie also schnellstmöglich heiraten, um ihr zu zeigen, was sie bisher verpasst hat und dringend erlernen muss, und dann wird auch Cas-

mina dir sicher eine ansprechende Gefährtin sein, innerhalb und außerhalb des Bettes.

Thurvin hat übrigens angeboten, ihr bei der Almosenverteilung zu helfen! Diese Nordländer! Er bringt mich noch zur Verzweiflung!

Ich umarme dich!

Deine Madalena

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Mein lieber Rondrian,

bei meiner ersten Begegnung mit Casmina hatte ich angeboten, ihr auch bei künftigen Armenspeisungen zur Hand zu gehen und sie bei ihrem traviagefälligen Tun zu unterstützen. Ihre übergroße Freude darüber erstaunte mich zuerst, doch im Weiteren habe ich einiges von ihr über diese Stadt und auch unsere Geschäftspartner gelernt.

Sie spricht niemals schlecht von ihnen, ich glaube, zu so etwas ist sie nicht fähig, dennoch scheint ihre zukünftige Ehe eine rein geschäftliche Verbindung zu sein. Wir beide wissen, dass das vorkommt. Doch zu Vittorio, ihrem zukünftigen Gemahl, unterhält sie nicht nur kaum Kontakt, dieser ist wohl auch ein rechter Lebemann, der sich lieber in Betten herumtreibt und sich bisher nicht für Casmina interessiert hat. Er soll sich sogar mit der Anzahl seiner Eroberungen brüsten und mit einigen Freunden immer wieder Feiern abhalten, wo diese nicht nur mit ihren Abenteuern prahlen, sondern sich auch gemeinsam in rahjanischem Treiben ergehen. Seine Stiefschwester Madalena steht ihm darin wohl in nichts nach! Du kannst dir denken, dass ich angemessen entsetzt war. Die Kinder meiner Geschäftspartner besuchen und veranstalten Orgien!

Auch an anderen Stellen ist Drôl anders als erwartet. Sicher sind die Bewohner geschäftstüchtig und auch hier betteln die Armen, doch von der Gelehrsamkeit des nördlichen Horasreiches bin ich hier meilenweit entfernt. Es sind weniger die halbnackten Waldmenschen, die hier allerorten anzutreffen sind, eher die all-

gemein wilden Sitten: schwer bewaffnete Rechtswahrer, die aussehen wie Straßenräuber, sollen über das Land reisen und dort das Gesetz durchsetzen. Tabak wird nicht nur geraucht, sondern auch gekaut, und überall gibt es schweren roten Wein, Waren wie in der Nachbarschaft eines Rahjatempels und aufreizende Kleidung. Nicht nur die berühmte Drôler Spitze, auch Seide und leichtes Leder. Zudem gibt hier nahezu sämtliche Kleidung mehr preis als sie verdeckt. Diese Stadt ist verwirrend und es ist nur eine einzelne gute Seele wie Casmina, die sich um die weniger Glücklichen kümmert. Ich bedauere sie sehr, dass sie einen solchen Wüstling wird heiraten müssen!

An Tagen wie diesen vermissen ich die Heimat und deine Gesellschaft, doch noch sind die Geschäfte hier nicht abgeschlossen.

Dein pflichtbewusster Thurvin

Brief von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Liebste Madalena,

du weißt, dass ich deinen Humor mag, aber du übertreibst. Niemals lässt sich aus diesem reizlosen Geschöpf eine Frau machen, die mir gefallen könnte! Dafür müsste Rahja selbst ein Wunder wirken!

Und natürlich bedauere ich dich, dass Casmina dir unseren Gast mit ihren Almosen abspenstig zu machen droht. Doch ich kenne dich gut genug, um zu wissen, dass dich so etwas nicht unberührt lässt und du dich eifrig darum bemühst, ihn weiter in deine Arme zu ziehen. Da an Casmina nicht das geringste interessant ist, wird es dir, da bin ich sicher, gelingen.

An anderer Stelle habe ich jedoch weniger Lob, denn deine Annahme, im Norden sei das rahjagefällige Beisammensein von Männern unbekannt, halte ich für falsch. Denk nur an die Thorwaler! Und selbst wenn es im Mittelreich doch unbekannt sein sollte, was ich eben nicht glaube, muss dies nicht heißen, dass es nicht erlernbar ist. Wie wir beide wissen, sind noch ganz andere Praktiken in den Laken erlernbar.

Und richte Vater aus, dass die dritte Pflanzung die erwartete Katastrophe ist: alles zugewuchert, die Gebäude baufällig, der Boden sumpfig. Phex muss seinen Verstand vernebelt haben, wenn er dafür Geld bezahlt hat.

Ich umarme dich,
Vittorio

Brief von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Mein lieber Vittorio,

muss ich wieder mit dir schimpfen? Du glaubst mir nicht, dass es möglich ist, etwas aus Casmina zu machen! Doch wie du es für möglich hältst, einen Nordländer den Umgang mit einem Mann zu lehren, denke ich, dass es sehr wohl möglich ist, auch aus deiner Verlobten wenigstens so viel Reiz herauszukitzeln, dass du zumindest die Hochzeitsnacht genießen kannst. Ich denke, dafür sollten wir nicht Rahja um ein Wunder anflehen, sondern selbst etwas tun. Ich selbst werde es zu meiner Pflicht machen, sie ein wenig in die Lehre zu nehmen. Ich verspreche dir, du wirst sie nicht wiedererkennen.

Was unseren Gast betrifft, fasse ich mich einstweilen in Geduld.
Deine Madalena

Brief von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Liebe Madalena,

schimpf, soviel du willst, doch deine Nachricht lässt mich lachen. Unser Gast lässt dich abblitzen und du willst dich stattdessen darum kümmern, Casmina in eine interessante Frau zu verwandeln. Das ist wirklich fast ein schlechter Scherz! Glaub mir, du verschwendest damit deine Zeit, du hast dir etwas vollkommen Unmögliches zum Ziel erkoren. Zudem willst du doch ohnehin nur davon ablenken, dass du mit Thurvin nicht weiterkommst. Wahrscheinlich hast du den scheuen Mittelreicher mit all deinen Begierden, deinen roten Lippenfarben und dei-

nem vorgetäuscht schamhaften Lächeln verschreckt und kannst doch nicht von ihm lassen. Also suchst du Casminas Nähe, um eigentlich weiter in seiner zu weilen. Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass er mittlerweile davon abgelassen hat, sie bei der Almosenverteilung zu begleiten. Es wirkt fast, als habest du dich ein wenig in ihn verliebt! Oder hast du mittlerweile Gefallen an reizlosen Frauen gefunden? Sind sie neuerdings das, was dein Blut zum kochen bringt?

Wenn ich in wenigen Tagen wieder in der Stadt bin, werde ich der Frage auf den Grund gehen, ob Nordländer wissen, wie sie mit einem Mann umgehen können oder ob sie dies lernen können. Ich bin mir sicher, mit ein wenig Führung wird unser Gast bald nach meiner Umarmung vergehen. Und dann erwarte ich auch eine Antwort auf die obenstehenden Fragen!

Dein Vittorio

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Lieber, getreuer Rondrian,

geschäftlich komme ich voran, Mutter wird also zufrieden sein, und mit Casmina all den armen Seelen dieser Stadt etwas Gutes zu tun, erfreut mich und mindert ein wenig das Heimweh.

Doch heute geschahen gleich zweierlei Dinge, von denen ich mir wünsche, ich könnte sie so gut verstehen wie Preislisten: Madalena schloss sich mir und Casmina an, während wir einige der Armen aufsuchten. Sie verteilte großzügig Almosen und verwickelte Casmina in ein Gespräch über liebste Speisen und Getränke, von denen ich die meisten nicht zu kennen glaube. Auch äußerte sie den Wunsch, am nächsten Tag erneut traviagefällige Werke mit Casmina zu tun. Ich denke, Madalena hat sich entschlossen, ihre künftige Schwägerin kennenzulernen, doch Casmina vertraute mir an, über diesen Sinneswandel erstaunt zu sein. Madalena habe bisher keinerlei Anstalten gemacht, eine Freundschaft mit ihr zu schließen, im Gegenteil, sie sei ihr bisher aus dem Weg gegangen. Auch wird Travia hier kaum geehrt, Madalena wird sich sicher nicht plötzlich der Gütigen Mutter zuge-

wandt haben. Leider konnte ich sie nicht danach fragen, doch ich werde bei einem unserer nächsten Zusammentreffen versuchen, eine Antwort zu erhalten.

Zugleich fürchte ich jede weitere Begegnung jedoch, denn Madalena überreichte mir im Beisein von Signor Laklosiez eine Einladung zu ihrer Tsatagsfeier. Eine solche Einladung kann ich unmöglich ausschlagen! Zumal mir auf dem Weg hinaus Signor Laklosiez zuraunte, nicht nur Madalena wäre sehr erfreut, wenn ich an ihrer Feier teilnehme, sondern auch sein Sohn Vittorio. Und zudem könne es dem Geschäftlichen nicht schaden, dass ich ein gutes Verhältnis zu seinen Kindern unterhalte. Als ich die Einladung gegenüber Casmira erwähnte, im Flüsterton, damit Madalena einige Schritt entfernt mich nicht hörte, sagte sie, Madalena würde ihren Tsatag sicher wieder mit ihren wüsten Freunden mit einer Orgie begehen. Ich muss ausgesehen haben wie die Kuh, wenn es donnert, denn Madalena eilte sogleich zu mir und erkundigte sich nach meinem Wohlbefinden. In meiner Verwirrung fragte ich sie, ob es wahr sei, dass sie an ihrem Tsatag eine Orgie feiern würde. Als sie daraufhin lachte, wünschte ich mir, im Boden versinken zu können. Es seien nur einige sehr gute Freunde geladen, versicherte mir Madalena, doch ihr Zinkern lässt mich daran zweifeln, ob ihre Worte der Wahrheit entsprachen. Vielleicht sind es die Freunde ihres Bruders, die sich zu rahjanischem Austausch treffen? Es klingt fast, als wolle sie doch eine Orgie abhalten und dies nur vor Casmira geheim halten. Doch ich auf einer Orgie! Der Feier fernzubleiben wäre eine Beleidigung unserer Geschäftspartner, aber was für Eltern erlauben ihren Kindern, erwachsen oder nicht, überhaupt, eine solche abzuhalten? Ich muss hingehen, ja, mich eigentlich gar geehrt fühlen ob der Einladung, doch ich auf einer Orgie?

Bei allen Göttern, was soll ich nur tun? Ich wünschte, du wärst hier, um mir einen Rat zu geben!

Dein Thurvin

Mein lieber Vittorio,

jetzt bin ich wirklich böse auf dich! Wie kannst du mir etwas so dummes unterstellen! Ich will dir etwas gutes tun und aus der langweiligen Casmina eine interessante und geschickte Frau machen, die dir deine und ihre geheimen Wünsche erfüllen kann, und du spottest über mich!

Und verliebt, Rahja sei meine Zeugin, habe ich mich bestimmt nicht in ihn. Er ist ein hübscher Junge, mit dem ich gerne Zeit verbringen und den ich sicherlich nicht aus meinem Schlafzimmer weisen würde, im Gegenteil! Doch verlieben, nein! Es scheint mir derzeit eher, als würde er Gefühle für die barmherzige Casmina entwickeln. Ein Grund mehr, sie schnellstmöglich auf andere Gedanken zu bringen. Wenn sie mit mir Badehäuser und Boudoirs aufsucht, hat sie keine Zeit mehr, sich um die Armen zu kümmern und Thurvin die schrecklichsten Winkel Drôls zu zeigen.

Ich habe ihn zu meiner Tsatagsfeier eingeladen, was sicher ebenso in meinem wie deinem Interesse ist. Ich habe außerdem Vater vorgejammert, wie sehr ich es bedauern würde, wenn Thurvin nicht an meiner Feier teilnehmen würde. Ich denke, es hatte den gewünschten Effekt, denn Thurvin erzählte heute doch tatsächlich Casmina von der Einladung. Da er flüsterte, tat ich so, als würde ich es nicht hören, doch ihre Antwort war allerliebste und zeigte mir zugleich, dass es wirklich dringend an der Zeit ist, sie ein wenig in die Lehre zu nehmen. Stell dir vor, sie raunte ihm vertraulich zu, es sei sicher wieder eine meiner Orgien. Was für ein Bild sie von mir hat! Er wurde daraufhin so bleich, dass ich mich eilig nach seinem Wohlbefinden erkundigte und ihn anschließend anhaltend beruhigen musste, dass ich lediglich einige gute Freunde eingeladen habe, meinen Tsatag mit mir zu feiern. Wie nah uns die Freunde sind, habe ich ihm wohlweislich verschwiegen.

Du siehst, er weiß nichts von der Welt. Und dass du ihn verführen könntest, wie du angedeutet hast, würde mich zum Lachen bringen, wäre ich nicht so wütend auf dich. Ich halte es

für vollkommen unmöglich, dass er sich für Männer erwärmen könnte und selbst wenn doch, dann sicherlich nicht für einen Mann wie dich. Höchstens, allerhöchstens, für einen sanften, zärtlichen Liebhaber! Du bist viel zu fordernd und begierig für Thurvin. Doch du nennst mich begierig, als wäre die Liste deiner Eroberungen nicht deutlich länger, mein lieber Stiefbruder! Oder muss ich dich daran erinnern, wie du dich getröstet hast, als Vater deine Braut ausgewählt hat? Oder wie hartnäckig du immer wieder versuchst, mich in dein Bett zu bekommen?

Und reizlose Frauen interessieren mich nicht das Geringste! Ich hatte dein und mein Wohlergehen im Sinn, um von dir nicht länger zu hören, wie unglücklich du über diesen Bund bist, weil du dich mit Casmina in rahjagefälligem Treiben ergehst. Ich weiß, dass du dies für vollkommen unmöglich hältst. Doch sobald du wieder hier bist, werde ich dir beweisen, dass dem nicht so ist und Casmina keinesfalls reizlos und langweilig bleiben muss.

Noch immer ein wenig böse,
deine Madalena

Briefchen von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Meine liebe Madalena,

ich wollte dich nur von einem schier unmöglichen Vorhaben abbringen, um dich vor einer schlimmen Enttäuschung zu bewahren. Doch wenn du willst, werde ich dich nicht aufhalten. Im Gegenteil! Ich versichere dir, ich freue mich, morgen endlich Thurvin kennenzulernen und dann wirst du sehen, wie sanft und zärtlich ich sein kann! Zu schade für dich, dass du bisher einen Besuch meines Bettes verschmäht hast. Danach wird er sich nicht weiter für das interessieren, was zwischen deinen Schenkeln wartet.

Vittorio

Kontrakt zwischen Madalena und Vittorio Laklosiez

Um die eigenen Fähigkeiten im rahjagefälligen Treiben zu beweisen, schließen Madalena und Vittorio Laklosiez hiermit folgenden Kontrakt:

Bis zu Madalenas 20. Tsatag wendet sich Vittorio der Aufgabe zu, dem Gast der Familie, Thurvin Rosenquell, die Liebe zwischen Männern zu zeigen.

Madalena wird bis zum selben Datum der Aufgabe nachgehen, Casmina Validaz in die Welt körperlicher Zärtlichkeiten einzuführen.

Wer bis zum Stichtag keinen Erfolg hat, wird dem Sieger auf der am Stichtag abgehaltenen privaten Feierlichkeit jedweden gewünschten rahjagefälligen Dienst erweisen.

Abgeschlossen und bezeugt im Rahjatempel zu Drôl
Schwester Rahjanella

Brief von Madalena Laklosiez an Casmina Validaz

Meine liebe Casmina,

diese Nachricht zu schreiben, fällt mir nicht leicht. Du hältst mich sicher für eine zügellose Frau, die sich nur ihrem eigenen Vergnügen widmet. Deine strengen Blicke, wenn wir uns in der Stadt trafen, sprachen eine deutliche Sprache und ich weiß, dass es mehr als eine zweifelhafte Geschichte über mich gibt. Sicher liebe ich schöne Kleider und noch schönere Männer, aber mein Leben besteht nicht nur aus solch oberflächlichen Vergnügungen. Ich glaube, du denkst auch, ich würde deine barmherzigen Werke für Verschwendung halten, aber ich versichere dir, dem ist nicht so. Ich bewundere deine Hingabe und deine Entschlossenheit, dieser Aufgabe auch trotz Mühen nachzugehen. Es hat mich mit tiefer Dankbarkeit erfüllt, dass du unseren Gast Thurvin so unter deine Obhut genommen und ihm unsere Stadt gezeigt hast. Zudem hast du auch mich mit daran teilhaben lassen, obwohl ich, so leid es mir tut, eher ablehnende Worte erwartet hatte. Umso größer war meine Freude, dass du mich willkommen

geheißen hast. Die gemeinsam verbrachten Stunden haben mich sehr erfreut, nicht, weil ich jemanden angetroffen habe, der kandierte Kirschen ebenfalls zu seinen Lieblingsspeisen zählt, nein, deine Gegenwart hat mich erfreut.

Bald werden wir Teil einer Familie sein. Sicher, ich bin nur Vitorios Stiefschwester, doch er liegt mir brüderlich am Herzen. Mit Abschluss eures Bundes wirst du ebenfalls etwas wie meine Schwester. Nicht nur aus diesem Grund halte ich es für außerordentlich bedeutend, dass wir einander besser kennenlernen. Ich würde dir gern beweisen, dass ich keinesfalls bin, was du von mir denken magst oder du vielleicht über mich gehört hast. Mein inniger Wunsch ist es, dir eine schwesterliche, vertraute Freundin werden, die dir zur Seite steht. Aus diesem Grunde möchte ich dich für morgen zu einem nachmittäglichen Tee im *Rosentee* einladen.

Bitte, bitte sag ja!

Voller Hoffnung und Hochachtung,
deine ergebene Madalena

Brief von Casmira Volidaz an Madalena Laklosiez

Liebe Madalena,

ich war über dein Schreiben überaus überrascht. Ich hatte es nicht zu hoffen gewagt, dass wir uns außerhalb all der offiziellen Anlässe sehen würden oder gar, dass du mir deine Freundschaft anbietest. Zu wüst waren die Geschichten, die meine Ohren erreicht hatten, doch auch mich haben unsere gemeinsamen Werke erfreut. Zu gern folge ich daher deiner Einladung.

Thurvin ist ein freundlicher junger Mann, aber auch überaus schüchtern. Ich glaube, er weiß nicht recht, ob ihm Drôl gefällt. Einige Male klagte er über das Wetter, was mich jedoch nicht im geringsten überrascht, ist er doch stets zu dick angezogen. Ich habe ihm gern ein wenig unserer Heimatstadt gezeigt, er ist höflich und seine Gesellschaft angenehm. Als du dich uns angeschlossen hast, war ich sehr froh, habe jedoch Thurvins Anwesenheit fast etwas bedauert. Zu dringend brennen in mir zahl-

reiche Fragen über Vittorio und meine Zukunft mit ihm. Die Verbindung ist von geschäftlichem Vorteil, doch ich kenne meinen künftigen Gatten kaum. Sicher weiß ich, was über ihn gesagt wird, doch entspricht dies der Wahrheit? Ich hoffe, du verzeihst mir meine Bitte, doch würdest du mich ein wenig erhellen und wenigstens meine allerdrängendsten Fragen beantworten?

In schwesterlicher Zuneigung,
Casmira

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Lieber Rondrian,

geschäftlich läuft es immerhin annehmbar, auch wenn ich auf einige Warenproben warten muss. Aus diesem Grund suchte ich heute auch das Kontor der Familie Laklosiez auf, was mir schwer fiel, denn wie du weißt, habe ich bei allen weiteren Dingen immer noch keine Klarheit gefunden und befürchtete, Madalena anzutreffen. Selbstverständlich begegnete ich ihr. Ganz so, als habe sie auf mich gewartet, saß sie vor den Geschäftsräumen und verwickelte mich sogleich in ein Gespräch. Sie wiederholte ihre Einladung zu ihrer Tsatagsfeier und betonte, ich solle mir keinerlei Sorgen machen, sie habe nur Freunde eingeladen, die sie alle sehr schätze und die sich freuen würden, mich kennenzulernen. Bei allen Göttern, ich wusste nicht, was ich ihr antworten sollte, die Schwüle der Stadt drückt mir auf die Gedanken und lähmt meine Zunge ebenso wie ihr beständiges Lächeln mit den stets kirschroten Lippen.

Aus meiner Not rettete mich ihr Stiefbruder, der Sohn unseres Geschäftspartners. Vittorio ist nicht im Geringsten so, wie ich ihn nach Casminas Beschreibung erwartet hatte. Weder war er ein raubeiniger Lebemann, noch ein Wüstling mit halb geöffnetem Hemde, im Gegenteil. Vor mir stand ein gepflegter, junger Mann mit einem herzlichen Lächeln, der bis auf eine Zigarre keine der hier üblichen Modetorheiten mitzumachen scheint. Er begrüßte mich höflich mit der Frage, ob ich der geschätzte Gast und Geschäftsfreund sei und entwand mich geschickt Madalenas

beständigem Lächeln. Sie habe mich bereits lange genug heimgesucht, sagte er. Was ich ihm antwortete, weiß ich nicht mehr, es wird irgendeine Höflichkeit gewesen sein. Er zog mich in die Geschäftsräume, wo wir vor seiner Schwester sicher waren, er sagte, sie habe sich noch niemals hineingetraut. Er ließ uns Tee und Zigarren bringen, Phex sei Dank keinen Wein, und wir plauderten munter. Ich bemerkte erst, wie sehr die Zeit vergangen war, als es draußen zu dämmern begann. Stell dir das vor! Mit zahlreichen Entschuldigungen, mir meine Zeit gestohlen zu haben, lud er mich ein, ihn doch am übernächsten Tag in der Familienvilla aufzusuchen, um unser Gespräch abseits des geschäftlichen Umfeldes fortzusetzen.

Diese Einladung kam zum rechten Zeitpunkt, denn ich werde wohl noch einige Tage auf die Warenproben warten müssen. Zudem hoffe ich, in Vittorios Anwesenheit vor der Frage sicher zu sein, ob ich an Madalenas Feier teilnehmen will.

Dein zum ersten Mal wieder hoffnungsvoller
Thurvin

Briefchen von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Madalena, Madalena,

du lauerst neuerdings im Kontor unschuldigen Mittelreichern auf? Schäm dich! Thurvin hat sicher eine halbe Stunde damit verbracht, mich zu bitten, dich bei ihm für seinen schnellen, formlosen Abgang zu entschuldigen. Ich bin froh, dass ich ihn aus deinen Armen reißen konnte. Fast scheint es mir, als habe er Angst vor dir. Was hast du mit dem armen Jungen getan? Willst du mich etwa darin bremsen, ihn zu gewinnen, weil ich meine Zeit dafür einsetzen muss, ihn von seiner Angst zu heilen? Oder hast du ihm in deinem Überschwang der Gefühle anderweitig einen Schrecken versetzt, während ich noch die Pflanzungen besichtigen musste?

Vittorio

Briefchen von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Ach mein armer Vittorio,

hast du schon jetzt Angst, zu verlieren? Ich dachte, du magst es, wenn sich seine Gespielen ein wenig fürchten. Nicht zu sehr, aber doch soweit, dass sie sich dir zu Füßen werfen.

Thurvin habe ich nichts getan, im Gegenteil, ich war zu ihm stets freundlich und habe ihn, wie du weißt, sogar zu meiner Tsatagsfeier eingeladen. Ich weiß also wirklich nicht, was du denkst, was ihn ängstigen könne, zumindest solange du die Reitgerte nicht auspackst. Leugne es nicht, ich weiß genau, dass du eine solche in deinem Schlafgemach hast und auch gelegentlich von ihr Gebrauch machst. Oder lässt du sie neuerdings auch an dir gebrauchen?

Übrigens solltest du derjenige sein, dem etwas Angst gut zu Gesicht stünde. Casmira hat eingewilligt, sich mit mir zu treffen, es scheint sogar, sie wolle ein wenig mehr über dich erfahren. Aber ich werde ihr nur das allerbeste erzählen, mal sehen, welche kleinen Geheimnisse und Sorgen sie umtreiben. Für übermorgen habe ich übrigens die Schneiderin im Haus und werde sehr, sehr dringend Casmiras Rat dabei brauchen. So von Frau zu Frau.

Und es ist eine hübsche Idee, die Warenproben zu verzögern, um Thurvin aufzuhalten. Ja, ich weiß es, aber mach dir keine Sorgen, dein Geheimnis ist bei mir sicher.

Küsse,
Madalena

Briefchen von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Meine liebe Madalena,

dein letztes Briefchen konnte mich schon nicht von meinem Weg abbringen. Ich kenne dich gut und ich weiß, was du tust. So hörte ich, du seist gestern mit Casmira gesehen worden. Ihr habt einen Tee im *Rosentee* getrunken und geplaudert. Dabei fiel häufiger mein Name und du sollst Casmira sogar ein Lächeln entlockt haben. Es heißt, du hättest ihr einige Sorgen in Bezug auf

meinen Lebenswandel nehmen können und sie müsse anders als befürchtet nicht ein Jahr nach der Hochzeit in der Gosse leben, weil ich das Vermögen für Wein und käufliche Liebe verschwendet habe. Auch hast du wohl ihr Haar gelobt, es habe eine Farbe wie dunkler Honig. Ein netter erster Zug, meine Liebe. Aber wir sind noch lange nicht soweit, dass du gewonnen hast.

Also spare dir weitere Spekulationen, ich könne mir Sorgen machen. So glücklich wie Thurvin aussah, als ich meine Einladung aussprach, bin ich sicher, dir den Sieg nicht überlassen zu müssen.

Vittorio

Brief von Casmira Volidaz an Thurvin Rosenquell

Werter Thurvin,

bedauerlicherweise muss ich unseren morgigen Gang der Fürsorge absagen, Madalena hat mich gebeten, ihr beizustehen. Sie hat einen Termin mit der Schneiderin und mich um meine Hilfestellung ersucht. Ich versichere dir, es kommt für mich ebenfalls überraschend, doch du verstehst sicherlich, dass ich einem solchen Hilfesuch meiner künftigen Schwägerin nachkommen muss. Da Madalena durchaus besorgt um ihr Äußeres ist, denke ich, dass dieses Treffen ein wenig mehr Zeit in Anspruch nehmen dürfte und halte es daher für das beste, unseren Gang durch die Stadt abzusagen. Ich werde die Verteilung der Almosen meiner Zofe auftragen.

Ich hoffe, du hast Verständnis für diese Entscheidung.

Mit Hochachtung,

Casmira

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Lieber Rondrian,

du Erinnerst dich sicher, ich hatte eine Verabredung mit Vittorio, um unser Gespräch abseits des Lärms der Geschäftsräume

ungestört fortsetzen zu können. Aus diesem Grund war ich nicht allzu betrübt, als mich am Vorabend eine Nachricht Casminas erreichte, sie sei am nächsten Tag verhindert.

Bester Laune begab ich mich also zum Haus der Familie Laklosiez, ich hegte gar die Hoffnung, unser Verhältnis könne sich dergestalt entwickeln, dass ich Vittorio um seinen Rat bitten könne, wie ich die Einladung zu Madalenas unsäglicher Feier absagen kann, ohne sie zu beleidigen und unsere Handelsbeziehung zu beschädigen. Ich kann dir bereits jetzt mitteilen, dass ich damit keinerlei Erfolg hatte, ja, gar nicht zu meiner Frage kam und mich mittlerweile auch nicht mehr traue sie ohne Peinlichkeiten zu stellen.

Doch von Anfang an. Ich begab mich zur angegebenen Zeit zum Haus und wurde eingelassen. Vittorio begrüßte mich herzlich, doch bereits nach wenigen Schritten wurden wir aufgehalten. Eine Dienerin trat durch eine Tür direkt vor uns und stieß versehentlich mit Vittorio zusammen. Eine Flut Orangen ergoss sich durch den Flur, Vittorio schimpfte und die Dienerin weinte. Ich half ihr, die Orangen aufzuheben, dabei hörte ich auch Madalena, die ebenfalls mit der Dienerin schimpfte. Sie war aus dem Nebenraum auf den Flur getreten angesichts des Lärms. Doch als ich mich wieder aufrichtete, stand in der Tür zum Speiseraum nicht etwa Madalena, die stand noch auf dem Flur und rügte ihren Bruder und die Dienerin, sondern eine wunderschöne junge Frau, die ich meinte, noch nie gesehen zu haben, sich jedoch bei näherem Hinsehen als Casmina herausstellte. Sie war also im selben Haus wie ich! Ich hatte sie zuvor nur in ihrer schlichten, praktischen Kleidung gesehen, doch jetzt trug sie kaum mehr als einen Hauch flammend roter Seide, der wunderbar geformte Beine enthüllte. Sofort ergriffen mich überaus rahjanische Gefühle, die ich mit den Orangen, die ich noch immer in meiner Hand hielt, zu verdecken suchte. Doch ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, ich denke nicht, auch wenn niemand etwas darüber sagte. Madalena drängte sich äußerst dicht an mir vorbei, um die verwirrte Casmina wieder mit sich in das Zimmer zu ziehen und warf mir einen ebenso langen wie kecken Blick zu. Ich habe die

Orangen beschämt wieder in den Korb der Dienerin gelegt und bin Vittorio gefolgt, wusste seine Blicke jedoch ebenso wenig zu deuten, wie das helle Gelächter Madalenas hinter uns.

Ich habe Vittorio anschließend ausgiebig zu seiner kommenden Ehe mit dieser Frau beglückwünscht, doch so recht schien er mir nicht glücklich zu sein. Er stimmte mir zu, sie sei in diesem Kleid unendlich viel hübscher als zuvor, doch im Nachhinein erscheint es mir so, als habe ich ihn vielleicht etwas verärgert oder gar seine Eifersucht geweckt. Nicht, dass er denkt, ich würde ihm seine Verlobte ausspannen wollen, da seien Rahja und Travia vor! Ich habe ihm dies zwar mehrfach versichert, doch er schien nicht recht zufrieden und wechselte das Thema. Du kannst dir sicher denken, dass diese Situation nicht dazu angetan war, Vittorio zu fragen, wie ich am besten vermeiden kann, auf Madalenas Feier zu müssen.

Wir verbrachten im Weiteren dennoch einen heiteren Nachmittag miteinander, er legte mir ausführlich seine faszinierenden Gedanken zur Erziehung junger Pferde dar und unterstrich seinen Vortrag mit großen Gesten seiner Reitgerte. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, ihn verärgert zu haben. Doch als ich mich bereits auf den Schlaf vorbereitete und noch einmal nach Feder und Briefpapier für diesen Brief griff, erreichte mich noch eine Nachricht von Vittorio, in der er mich um Verzeihung für sein Benehmen bat und zu einem ausgedehnten Frühstück und einem anschließenden Ausritt einlud.

Du siehst, ich bin mit meiner Weisheit am Ende und könnte deinen Rat wirklich brauchen. Dennoch freue ich mich sehr auf die erneute Begegnung mit Vittorio.

Dein Thurvin

Brief von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Meine liebe Madalena,

netter kleiner Trick, die Dienerin in dem Moment aus dem Raum zu schicken, in dem ich mit meinem Gast vorbeigehe, und dabei Casmina in ihrem neuen Kleid zu präsentieren. Das war es doch,

was du wolltest, nicht wahr? Ich bin gewillt, einzuräumen, dass die Frau, die mir gegenüberstand, wenig Ähnlichkeit mit dem reizlosen, unscheinbaren Wesen hat, das mir als meine Verlobte vorgestellt wurde. Aber gleich ein so skandalös feuriges Rot? Meine Liebe, dass du gleich soweit gehst, hätte ich nicht gedacht! Du weißt, in meinen Augen war das Kleid dennoch nicht mehr als eine nette Spielerei. Wirklich beeindruckt hast du dagegen Thurvin, der ja mit allerliebster geöffnetem Mund und deutlicher Wölbung in der Hose im Korridor stand. Ich hoffe, du vergibst mir, aber dein Trick könnte andere Auswirkungen haben als die gewünschten. Einen Teil der gemeinsamen Zeit sprach ich mit ihm über Casmina, die ihn wirklich beeindruckt hat. Ich denke, ich weiß, woran er heute Abend denkt, wenn er allein im Bett ist.

Sicher willst du mich damit stören und meinen Sieg verhindern, doch ist dir der Gedanke gekommen, dass es damit enden könnte, dass es Casmina auch weiter von deinen Interessen entfernt? Oder hoffst du, durchtrieben wie du bist, sie wolle für den Umgang mit Thurvin entsprechende Techniken erlernen?

Ich warte gespannt auf deine Antwort! Und was meine Reitgerate betrifft, die du neulich erwähnt hast, wird sie vielleicht doch Thurvins Körper berühren. Sie lag wie stets auf der Truhe und sein Blick ruhte so sehr auf ihr, dass ich ihm erklärte, wie ich sie zur Erziehung junger Pferde einsetze. Ich denke nicht, dass er mich verstanden hat, doch ihm wurde offensichtlich so heiß, dass ich ihm eilig eine Zigarre zwischen die Lippen schob. Doch ich habe ebenso große Lust, sie dir zu spüren zu geben, wenn du unsere kleine Wette verloren hast.

Vittorio

Brief von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Oh Vittorio,

ist deine Angst so groß, dass du mir Mogelei unterstellst? Es gibt wenig, das mir ferner liegen würde. Ich habe nur in meinem und deinem besten Interesse gehandelt. Selbstverständlich wollte ich dir Casmina zeigen, schließlich sollst du auch ein wenig an

ihrer Entwicklung teilhaben können, und ich denke, das ist mir gelungen. Aber warum gefällt dir das Rot nicht? Wäre dir eine andere Farbe lieber gewesen? Ein noch skandalöseres Schwarz mit Rot vielleicht und noch etwas mehr Spitze? Keine Sorge, mein Lieber, eins nach dem anderen!

Aber ich betone noch einmal, ich hatte dir lediglich meinen Fortschritt zeigen wollen, wo wäre der Reiz der Wette, wenn ich mogeln würde. Casmina war im Übrigen anschließend sehr betrübt und ich musste ihr versichern, dass du die Dienerin nicht für das Missgeschick bestrafst. Also halte mein Versprechen! Auch hatte sie das Rot auf Thurvins Wangen und anderes bemerkt, doch mehr als einige beruhigende Worte habe ich darüber nicht verloren. Aber ich denke, du wirst ihm kurz darauf ein wenig Gebäck und eine Zigarre in seinen kleinen Mund geschoben haben, anstatt die Situation auszunutzen, denn du hattest ja gesagt, du wolltest ihm Zeit lassen. Sonst hättest du dich nicht mit einem Vortrag über Pferde aufgehalten!

Casmina und ich haben uns weiter den Äußerlichkeiten zugewandt und ich muss schon sagen, aus ihren Haaren lässt sich wirklich viel machen. Du wirst es bei Gelegenheit schon zu Gesicht bekommen, keine Sorge.

Aber sag mal, willst du mir wirklich mit deiner Reitgerte drohen? Ich denke, ich werde sie in allen ihren Möglichkeiten an dir austesten, wenn ich unsere Wette gewonnen habe.

Madalena

Brief von Casmina Volidaz an Thurvin Rosenquell

Werter Thurvin,

ich bedauere, dass es zu diesem Zwischenfall im Hause Laklo siez gekommen ist. Sicher verstehst du, dass ich eine Einladung meiner künftigen Schwägerin nicht abschlagen konnte, mit einer solchen Peinlichkeit hatte ich jedoch nicht gerechnet. Ich war unaufmerksam und hätte die Dienerin zurückhalten sollen, doch die Schritte im Flur sind mir bedauerlicherweise entgangen. Ich war noch zu sehr davon gefangen, mein neues Kleid anzusehen.

Stell dir vor, Madalena hat es mir geschenkt! Allerdings war es eigentlich für einen passenden, feierlichen Anlass gedacht und nicht dafür, dir auf dem Flur einen roten Kopf zu verursachen und dich in die Sprachlosigkeit zu stürzen.

Ich bitte dich inständig um Entschuldigung und hoffe, dich auf meinem nächsten Gang der Fürsorge erneut anzutreffen.

Mit Hochachtung,
Casmira

Brief von Thurvin Rosenquell an Casmira Validaz

Beste Casmira,

es gibt absolut nichts zu entschuldigen! Missgeschicke passieren und letztlich ist nichts passiert außer einigen zerdrückten Orangen. Im Übrigen steht dir das Kleid ausgezeichnet, ich war also aus den besten Gründen sprachlos. An welchen feierlichen Anlass hatten du und Madalena denn gedacht?

Zum nächsten Gang der Fürsorge kann ich dich leider nicht begleiten, Vittorio hat mich zu einem Ausritt eingeladen und diese Einladung möchte ich ungern ausschlagen. Nicht nur aus geschäftlichen Gründen, sondern auch aus persönlichen. Ganz unter uns, ich hoffe, Vittorio eines Tages einen Freund nennen zu können. Ich weiß, ihr kennt euch kaum, aber ich kann dich beruhigen, dass er im Grunde seines Herzens ein überaus freundlicher Mann ist, dazu noch mit besten Manieren. Er mag einen überaus wilden Ruf haben, scherzt über diesen jedoch ausdauernd und herzlich und ist keinesfalls der Wüstling, der er sein soll. Sicher widmet er sich nicht ausschließlich dem Geschäft, doch er versicherte mir aufrichtig, keinesfalls seine Zeit im Schlafzimmer mit wechselnden Damen zu vergeuden. Wie so oft scheint also auch hier an den Klatschgeschichten wenig Wahrheit zu sein und weitaus mehr Neid und Langeweile der Erzählenden denn Tatsache.

Ich hoffe also, dich mit meinen Worten ein wenig in Hinblick auf deine bevorstehende Heirat und Ehe beruhigen zu können.

Mit stets nur den besten Wünschen,
Thurvin

Briefchen von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Oh Madalena,

du weißt doch gar nicht richtig, wie man eine Reitgerte verwendet, sie richtig zu führen, ist eine anspruchsvolle Technik, mit ein wenig Drohen ist es dabei nicht getan.

Wie weit bist du denn damit, meine Verlobte zu verführen? Ich habe Thurvin heute eine ausgiebige Massage angedeihen lassen. Weiter wollte ich noch nicht gehen, doch auch so hatte ich bereits meine helle Freude daran. Fast bedauere ich dich, dass es dir noch nicht gelungen ist, ihn in seine Umarmung zu ziehen. Sein Körper unter all der Kleidung ist wirklich hübsch anzusehen und nach der Massage mit Öl glänzten seine Muskeln überaus ansprechend. Wer weiß, vielleicht wirst du sie auch einmal zu Gesicht bekommen. Doch bis zu deinem Tsatag gehört er mir und ich habe bereits für morgen eine neue Verabredung mit ihm ausgemacht. Wir werden ausreiten und dabei werde ich überaus zufällig mit ihm die Jagdhütte aufsuchen.

Du siehst, ich bin auf dem besten Weg, unsere Wette zu gewinnen.

Vittorio

Brief von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Liebster Vittorio,

du nennst diesen Liebeswinkel immer noch Jagdhütte? Verrate mir bitte mit welchem deiner zahlreichen Gespielen und Gefährtinnen du dort noch nicht gewesen bist. Sicher, ich nutze sie ebenfalls, besonders seit die neuen Möbel dort stehen, aber ich hatte eigentlich erwartet, du hättest mittlerweile einen besseren Namen für das Häuschen. Und eine Massage zu Beginn ist fast schon altmodisch, aber ich bin bereit einzuräumen, dass es bei einem scheuen Nordländer wie Thurvin sicher nicht das schlechteste Vorgehen ist.

Mit Casmina mache ich ebenfalls gute Fortschritte, fast würde ich sagen, bessere als du. Wir haben den Vormittag damit ver-

bracht, kandierte Früchte zu naschen und das Schminken von Gesicht und Lippen zu üben. Dass Honigtropfen und an den falschen Stellen gelandetes Lippenrot mit Küssen entfernt werden müssen, brauche ich dir ja nicht zu erklären. Bisher stellt sie sich gar nicht ungeschickt an, die Arme hat einfach keine Erfahrung und auch bisher keine Möglichkeiten gehabt, sich auszuprobieren. Sie weiß gar nicht, welche Reize sie hat, kein Wunder, dass weder dir noch mir jemals ihre Beine aufgefallen sind. Doch dies ändert sich jetzt! Zudem fragte sie mich mehrfach auch nach dir, sie gab mir einige Geschichten preis, die sie über dich gehört hatte, und die dich wirklich als überaus zügellos darstellen. Sie macht sich wohl Sorgen, du könntest sie nicht wollen. Wie recht sie hat! Doch ich versprach ihr, meine Ratschläge würden ihr helfen, deine Aufmerksamkeit zu bekommen. Nur deine Zuneigung konnte ich ihr leider nicht zusichern.

Doch jetzt muss ich mich eilen, Casmina wollte heute Nachmittag erneut herkommen, um über Korsette und dergleichen zu lernen. Und vielleicht werde ich sogar erwähnen, welche Art dir besonders zusagt.

Madalena

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Lieber Rondrian,

ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich habe Dinge getan, von denen ich niemals erwartet hätte, dass ich sie jemals tun würde. Doch Rahja sei meine Zeugin, es war wundervoll und ich bereue nichts.

Doch alles nacheinander: Ich traf mich wie ausgemacht mit Vittorio. Doch anstatt uns in Plauderei zu ergeben, brachen wir sogleich auf. Unser Ausritt führte uns zu einem kleinen Haus abseits Drôls, das Vittorio scherzhaft als die Jagdhütte der Familie bezeichnete, obwohl das Innere eher einem bequemen Salon gleicht. Wir rasteten und nach dem Genuss einer Zigarre bot mir Vittorio eine erneute Massage an. Bereits die letzte hatte mich sehr entspannt und so legte ich mich bereitwillig auf das Ka-

napee. Vittorios Finger sind sehr geschickt und ich fühlte mich überaus wohl, auch als sie begannen, nicht mehr nur meinen Rücken zu kneten, sondern mir über Haar und Hüften strichen. Zu gern schmiegte ich mich an ihn und vertraute mich seiner zärtlichen Führung an.

Wir liebkosten uns lange und innig und kehrten erst in der Dämmerung in die Stadt zurück, wo ich nicht lange nachdenken musste und sofort in Vittorios Einladung für den folgenden Tag einwilligte. Mein Freund, niemals hätte ich erwartet, dass die Liebe unter Männern so wundervoll ist. Ich weiß nicht, wie ich es in Worte fassen soll. Warum habe ich ihr all die Jahre bereitwillig entbehrt?

Ich umarme dich!

Thurvin

Briefchen von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Meine Liebe,

Sieg! Thurvins Mund ist keineswegs so klein, wie du angenommen haben wirst und der schüchterne Nordländer war anschließend sehr, sehr glücklich.

Vittorio

Briefchen von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Mein lieber Vittorio,

ich denke nicht, dass du gewonnen hast! Während du Thurvin zur Gänze erkundet hast, habe ich Casmina meine Olisboi-Sammlung ausprobieren lassen. Sprechen wir auf meinem Tsatag noch einmal darüber, wer hier der Sieger ist!

Madalena

Brief von Madalena Laklosiez an Casmira Validaz

Meine liebe Casmira,

ich kann dich nur noch einmal ermuntern, deine neuen Kenntnisse in die Tat umzusetzen. Du bist absolut bezaubernd und kannst gut küssen, doch etwas Übung kann keinesfalls schaden. Ich versichere dir noch einmal, dass es Vittorio nicht kränken wird, sollte er erfahren, dass dich auch andere begehren. Im Gegenteil, es wird ihm gefallen! Also warte nicht darauf, sondern zeige dich und erprobe deine Wirkung auf die Welt.

Ich umarme dich!

Madalena

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Lieber Rondrian,

heute traf ich mich nach einigen Tagen ohne sie erneut mit Casmira, Vittorio hatte leider einige geschäftliche Termine einzuhalten, obwohl mir seine Umarmung und seine Leidenschaft in jedem Augenblick fehlt, den er fern von mir weilt. Ich war überaus erstaunt bei Casminas Anblick, sie trug eine andere Frisur, ein wenig Schminke und elegante Kleidung, die ihre Vorzüge betonte. Ich weiß nicht recht, was geschehen ist, das sie so verändert hat, doch sie vertraute mir an, Madalena habe ihr geraten, doch mehr aus sich zu machen und ihr dabei auch tatkräftig zur Seite gestanden. Vor mir stand eine ganz andere Frau! Sie sah nicht nur deutlich hübscher, sondern auch viel glücklicher aus als zuvor. Madalena, die ich noch für so zügellos hielt, hat ein wahres Wunder gewirkt.

Wir verteilten Almosen und ließen uns auf Casminas Vorschlag hin anschließend für einen Tee und ein wenig Gebäck nieder. Noch etwas, womit ich niemals gerechnet hätte. Geselliges Beisammensitzen mit Tee und Gebäck schien sie bisher nicht zu reizen. Doch jetzt erzählte Casmira mir wie zuvor auch ein wenig über die Stadt, doch nicht nur ihr Äußeres hatte sich verändert. Sie wusste zudem zahlreiche, erheiternde Anekdoten über ihre

Mitmenschen und fand plötzlich nur noch gute Worte für Madalena, über deren Freundlichkeit und guten Geschmack. Sie entschuldigte sich wortreich, bisher so schlecht über sie gesprochen zu haben. Erneut stellte Casmina mir außerdem zahlreiche Fragen über Vittorio, die ich teilweise nicht beantworten konnte. Ich denke, du verstehst, dass ich kein Wort über meine letzten Treffen mit ihm verlieren wollte. Doch ich lobte ihn erneut in höchsten Tönen. Dabei muss ich es übertrieben haben, denn schließlich neigte sie sich zu mir und presste ihren Finger auf meine Lippen. Sie sei mir dankbar, dass ich sie beruhigen wolle und so höflich sei, doch ich solle bitte ehrlich sein.

Dies sei die Wahrheit, versicherte ich, doch sie wollte mir nicht recht glauben. Sie schüttelte lächelnd den Kopf und ich konnte nicht anders, als in ihre blauen Augen zu blicken. Sie würde den Vittorio, von dem ich stets in so großen Tönen spräche, gern kennenlernen, sagte sie, doch zuvor wolle sie mich besser kennenlernen. Ich dachte, sie hätte einige Fragen über mich und das Mittelreich und erwiderte lächelnd, das könne sie sehr gern. Doch daraufhin neigte sie sich wieder zu mir und drückte mir einen Kuss auf den Mund. Die scheue, barmherzige Casmina! Ihr Parfüm und die Hitze verwirrten mich noch mehr und ich erwiderte ihren Kuss. Ihre Lippen waren süß wie Früchte und ich begann wohl auch, zärtlich ihr Haar zu zausen. Als wir uns voneinander lösten, lächelte sie übergücklich und auch ich fühlte mich froh und heiter.

Doch als ich mich umwandte, erblickte ich Vittorio! Er war eben an einen der Nachbartische getreten und im Funkeln seiner Augen konnte ich erkennen, dass er alles mitangesehen hatte! Ich entschuldigte mich bei Casmina und verließ, so schnell es Anstand und Höflichkeit erlaubten, das *Rosentee*, doch Vittorios Blick schien mich zu verfolgen. Rahja steh mir bei, wie soll ich ihm morgen nur unter die Augen treten! Ich wollte doch niemals seine Eifersucht wecken! Doch unser gemeinsames Treffen am Nachmittag absagen kann ich ebenfalls nicht.

Voll Kummer,
Thurvin

Brief von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Meine Liebe,

soeben wurde ich im *Rosentee* Zeuge eines überaus überraschenden Ereignisses, das dich sicher ebenso erfreuen wird wie mich. Und auch wenn du mir sicherlich erneut damit ankommen wirst – ich habe keinerlei Sorge, unsere Wette zu verlieren, schließlich habe ich, wie du wohl weißt, mein Ziel längst erreicht. Spare dir also entsprechende Sticheleien.

Im *Rosentee* saßen Thurvin und Casmina bei Tee und Gebäck heiter zusammen, doch ich finde es immer noch erstaunlich, wie ihm entgehen konnte, dass sie jedem im Raum schöne Augen machte. Du hast es also ein wenig übertrieben. Beständig schien sie darauf zu achten, ihren Körper richtig zu biegen, dass ihre kaum verborgenen Reize gut zur Geltung kamen. Ich konnte auch erkennen, dass du ihr dazu geraten hast, sich überall zu rasieren. Thurvin bemerkte davon jedoch nicht viel, bis Casmina ihn küsste. Es sollte wohl leidenschaftlich sein, doch ich denke, dass sie noch einiges zu lernen hat. Thurvin erwiderte den Kuss, doch er floh überstürzt, sobald er meiner ansichtig wurde. Meine Liebe, sicher ist Casmina jetzt weniger langweilig als zuvor, doch das rechte Maß hast du sie eindeutig nicht gelehrt. Da hast du also noch einiges an Arbeit vor dir, bevor ich deinen Anteil an unserer Wette anerkennen kann, was ich eigentlich überhaupt nicht mehr kann, doch du kannst immer noch für ein wenig Milde meinerseits sorgen.

Dein gnädig gestimmter Vittorio

Brief von Thurvin Rosenquell an Rondrian Kleefeld

Lieber Rondrian,

meine Sorge hat sich bestätigt, ich habe Vittorio eifersüchtig gemacht, doch Rahja sei meine Zeugin, dieser Mann ist etwas wirklich Besonderes.

Mit bangem Herzen suchte ich also die Villa auf, wo mich Vittorio kühl begrüßte und wir uns sogleich auf den Weg in das

Liebesnest der Jagdhütte machten. Als ich versuchte, eine Erklärung vorzubringen, unterbrach er mich nur mit knapper Geste und gab seinem Pferd die Sporen. An der Jagdhütte versuchte ich erneut mein Glück, doch erst als wir die Pferde versorgt und den Salon betreten hatten, ließ er mich zu Wort kommen.

Ich versuchte, meine Verwirrung in Worte zu fassen, meine Sorge, er könne es falsch verstehen und ich seine Eifersucht geweckt haben, ich sei doch der Seinige, doch er unterbrach mich schroff. Seine Augen funkelten erneut wie am Tag zuvor bei der überraschenden Begegnung, doch erst jetzt weiß ich diesen Blick zu deuten. Er wies mich scharf an, ich solle mich ausziehen, um ihm zu beweisen, dass ich der Seinige sei und nicht Casminas.

Du kannst dir vorstellen, wie mir zumute war, als ich nackt und bloß vor ihm stand. Ich bat ihn um Verzeihung, flehte ihn an, mir zu vergeben, niemals hätte ich ihn eifersüchtig machen und seine Verlobte küssen wollen. Er packte mich grob im Nacken und beugte mich über das Kanapee, auf dem wir uns sonst so nah waren. Dann zog er mir die Reitgerte über die Hinterseite. Ein wenig Erziehung könne mir wohl nicht schaden, so seine Worte, und er würde mich lehren, jemand anderen ohne sein Einverständnis zu küssen.

Rahja, wie kann etwas schmerzen und zugleich so süß sein! Selbst jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, kann ich nicht ohne Schmerzen sitzen. Doch jeder Schlag stachelte mein Begehren nur noch mehr an. Vittorio schien dies sehr wohl zu bemerken und berührte mich hin und wieder zärtlich, bevor er erneut zuschlug. Ich versicherte ihm, dass ich nie wieder ohne ihn sein wolle, ich künftig gehorsam sei und mich nur noch ihm hingabe. Auch sein Begehren wuchs mit jedem Schlag und als er schließlich meine Hingabe forderte, gab ich sie ihm mit größten Freuden.

Anschließend war er überaus zärtlich, koste mich zärtlich und war voller Freude, dass ich ihm sagte, ich würde sicher noch viel dieser Erziehung benötigen.

Doch an diesem Tag wollte er mir keine weitere angedeihen lassen. Er bat mich um Hilfe, er wolle Madalena auf der Feier ihres Tsatages überraschen. Natürlich würde ich ihm bei allem gern

zur Seite stehen, doch sei es wirklich eine Orgie? Er lachte und erklärte mir, er und Madalena hätten einen kleinen Kreis Freunde, mit dem sie sich immer wieder trafen, um Rahja zu huldigen. Sicher sei das etwas, das man im Norden als Orgie bezeichnen würde, doch hier sei es einfach nur eine besondere Form der Geselligkeit, die ihm nebenher den Ruf eines Wüstlings eingebracht habe. Ich vertraute ihm endlich meine Sorgen über diese Feier an und er beruhigte mich, er wäre an meiner Seite. Doch er wolle Madalena gern überraschen, indem er mit mir und Casmina bei dieser Feier erscheine. Er zerstreute meine Bedenken, Casmina könne keinerlei Interesse an einer Feier dieser Art haben und erinnerte mich an den Kuss, den sie mir gegeben hatte.

Als ich fragte, was ich tun solle, bat er mich zuerst, ihm Feder und Papier zu reichen, um mit meinem Körper als Unterlage eine Nachricht an sie zu schreiben. Anschließend begann er, mir seinen Plan zu erklären und mich in einigen Techniken zu unterweisen, die ich zur Beglückung Casminas einsetzen kann. Ich gab mir große Mühe und er belohnte mich überaus zärtlich.

Ich habe noch immer das Gefühl zu schweben!

Thurvin

Brief von Vittorio Laklosiez an Casmina Validaz

Meine liebe, verehrte Casmina,

ich denke, du hast nicht erwartet, von mir zu hören und ich gebe offen zu, ich habe mich auch nach unserer Verlobung alles andere als galant verhalten. Doch unsere heutige Begegnung zeigte mir überdeutlich, welches Versäumnis dies von meiner Seite aus ist und ich möchte mich zutiefst für meine bisherige Ignoranz dir gegenüber entschuldigen.

Ebenso will ich mich entschuldigen, heute bei unserer überraschenden Begegnung im *Rosentee* nicht mehr Zeit gehabt zu haben, leider konnte ich meine Geschäftspartner nicht einfach verlassen. Zudem bedauere ich es, dass mein Freund Thurvin dich so schmachlich allein ließ und werde ihn bei passender Gelegenheit darauf hinweisen, sich in Zukunft höflicher zu verhalten.

Vor allem jedoch will ich dich um Verzeihung für meine bisherige Gefühlskälte bitten! Ich schreibe dir heute in der Hoffnung, dich abseits aller familiärer und geschäftlichen Verpflichtungen einmal in privaterem Rahmen treffen zu können. In der Villa einer unserer Familien, im *Rosentee*, im Stadtpark, nenne Ort und Zeit und ich werde dort sein.

Dein sehr ergebener
Vittorio

Briefchen von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Vittorio,

was geht da hinter meinem Rücken vor sich? Zuerst sah ich dich und Thurvin von eurem Ausritt zurückkommen, er konnte sich kaum im Sattel halten. Ich dachte, du wolltest zärtlich zu ihm sein! Will ich ihn wirklich fragen, was du mit ihm angestellt hast und wie hart du mit ihm umgesprungen bist?

Dann erzählte mir Casmina, ihr Kuss für Thurvin und ihr Lächeln und das neue Kleid hätten endlich zu einem Ergebnis geführt. Ich erwartete eine Geschichte über wenigstens einen Verehrer, doch sie berichtete freudestrahlend, du habest ihr geschrieben und sie würde sich mit dir treffen. Und zwar ausgerechnet dann, wenn ich nicht zuhause bin, sondern mich um die Vorbereitungen für die Feier kümmern muss. Natürlich habe ich sie beglückwünscht und auch sogleich mit kandierten Kirschen und Zärtlichkeiten belohnt. Doch was hast du vor? Suchst du nach einem Beweis, wer die Wette gewonnen hat? Glaub mir, ich scheue mich nicht, Thurvin nach ein wenig Rotwein zu fragen, was du alles mit ihm angestellt hast!

Aufgebracht,
Madalena

Briefchen von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Liebste Madalena,

ich hoffe, du hast alle Spezialitäten für deine Tsatagsfeier bekommen. Zudem hörte ich, du habest das Personal ausgefragt bei deiner Rückkehr und mit Wut reagiert, dass ich mit Casmia und Thurvin zur Jagdhütte geritten bin. Ja, ich gestehe es offen, ich habe Geheimnisse vor dir.

Aber um dich ein wenig zu erhellen und weil du es zudem ohnehin bald erfahren wirst: ich habe mit Casmia ein wunderbares Frühstück im *Rosentee* eingenommen und ganz in ihren Reizen geschwelgt. Anschließend verbrachten wir ein wenig Zeit in meinem Schlafgemach und als Thurvin später dazu stieß, sind wir zu dritt in die Jagdhütte aufgebrochen. Aber was erzürnt dich so, meine Liebe, ein Mann wird doch wohl noch seine Geheimnisse haben dürfen. Besonders vor deinem Tsatag! Wo bliebe denn sonst die Überraschung? Ich verspreche dir, es wird etwas ganz Besonderes! Mach dich auf die Nacht deines Lebens gefasst!

Voller Vorfreude auf deinen Tsatag,
Vittorio

Briefchen von Casmia Volidaz an Thurvin Rosenquell

Lieber Thurvin,

wäre es möglich, dass wir uns morgen früh noch einmal treffen und die Handgriffe noch einmal durchgehen? Du verstehst sicher, dass ich mich keinesfalls blamieren oder einen anderen Fehler machen möchte. Vittorio hat jedoch leider keine Zeit, er muss noch einige Bestellungen abholen. Aber ich habe hier mein Korsett und den Olisbos liegen, und wäre dir sehr verbunden, wenn du mir morgen früh noch einmal zur Hand gehst. Ist das möglich?

Küsse,
Casmia

Lieber Rondrian,

du erinnerst dich, wie sehr ich mich vor Madalenas Tsatag drücken wollte und jetzt kann ich über diese Sorgen nur noch lachen. Es war eine so wundervolle Nacht!

Casmina und ich trafen uns kurz zuvor mit Vittorio, der längst bereit war, uns mit zärtlichen Küssen beruhigte und mir mit seinen geschickten Fingern den Körper einölte, während ich Casmina das Korsett schnürte.

Wir kamen wie geplant ein wenig zu spät, Rahja, ich habe noch nie so viele freudige Blicke auf meinem Körper gespürt. Madalena fiel vor Überraschung der Weinbecher aus der Hand! Als mich Vittorio den versammelten Freunden präsentierte, stieg Rahjas Lust in meine Lenden und wollte sie den Rest der Nacht nicht mehr verlassen.

Zuerst half ich Vittorio und Casmina, den Plan in die Tat umzusetzen, der Madalena nach dem ersten Erstaunen überaus glücklich machte. Danach gab ich mich ganz dem Rausch aus rotem Wein und sinnlichen Düften hin. Im Laufe der Nacht lernte ich alle Freunde der Geschwister Laklosiez kennen und durfte mich an ihrer Nähe erfreuen. Die Details sind im Taumel der Gefühle verloren gegangen, doch ich weiß, dass ich etliche Einladungen erhielt und schließlich mit Casmina erneut in Vittorios Arme sank.

Ich erwachte mit den beiden in einem Bett und obwohl unsere Körper noch immer die Liebesspuren der letzten Nacht trugen, versicherten wir einander erneut der gegenseitigen Zärtlichkeit. Dies, so sagte Vittorio, wünsche er sich für jeden Morgen – seine wunderbare Frau und seinen Geliebten in seinen Armen. Gemeinsam mit der übergücklich strahlenden Casmina fragte er mich, ob ich in Drôl bleiben wolle.

Ich hoffe, du verstehst, dass ich aus diesem Grund nicht wieder zurückkehren kann.

Sollte es dir daheim zu langweilig werden, komm mich besuchen! Wir werden dich gern mit all unseren Freunden bekannt machen.

Voller Liebe,
Thurvin

Briefchen von Vittorio Laklosiez an Madalena Laklosiez

Guten Morgen, meine liebe Madalena,
ich hoffe, du hast dich wieder ein wenig von den Anstrengungen der Feier erholt. Aus deinem Schreien habe ich entnommen, dass dir die Überraschung zugesagt hat. Hattest du es dir in etwa so vorgestellt, die Wette zu verlieren oder soll ich beim nächsten Mal doch Gebrauch von der Reitgerte machen?

Vittorio

Brief von Thurvin Rosenquell an seine Mutter Dythlind Rosenquell

Liebe Mutter,
wie du den beigefügten Warenlisten entnehmen kannst, habe ich die hiesigen Geschäfte letztlich zur beiderseitigen Zufriedenheit abschließen können. Aufgrund der Bedeutung der Waren und einen guten Zugang zu diesen, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass es nur im Interesse aller sein kann, wenn ich noch eine Weile in Drôl verbleibe. Ich hoffe, damit auch auf dein Wohlwollen zu stoßen.

Dein getreuer Sohn Thurvin

Briefchen von Madalena Laklosiez an Vittorio Laklosiez

Vittorio,
sagen wir einfach, ich habe schon schlechtere Geschenke bekommen und schlimmere Wetteinsätze begleichen müssen. Die hungrigen Blicke der beiden waren auch allerliebste und mich haben bereits in der Nacht erste Fragen erreicht, ob du bereit

wärest, Casmina, Thurvin oder beide auch außerhalb unserer Treffen ein wenig zu teilen. Zu schade, dass ich immer an dich verweisen musste.

Doch dass du mir wieder mit der Reitgerte drohst, bekommt Thurvin sie nicht oft genug zu spüren? Oder ist es die Herausforderung zu einer neuen Wette? Mir würde da schon etwas einfallen!

Madalena

Vittorios Antwort, auf den Rand gekritzelt

Wetten? Wenn du dich traust, jederzeit!



Der rote Ritter

von Alex Spohr und Axel Spor

Das Geschrei der Möwen, die sich lauthals über den Mangel an Feuerschlick beschwerten, übertönte sogar die Befehle der Offiziere der Handelsschiffe, die den Hafenarbeitern Anweisungen entgegenbrüllten.

Dscheridan al'Awana setzte zum ersten Mal seit langer Zeit wieder einen Fuß auf die Hafenpromenade der Weißen Stadt. Elburum hatte sich verändert, seit er das letzte Mal hier gewesen war. Noch immer verdiente die Stadt ihren Beinamen, daran hatte weder die oronische Besatzung der finsternen Moghuli Dimiona, noch das Herunterwirtschaften unter der letzten Sultana Jaschil saba Dalilah etwas geändert. Elburum hatte die Fesseln der Herrschaft der Dämonendiener abgelegt und man sah der leidgeschüttelten Stadt an, dass sie sich von dem Schrecken erholt hatte, der viele Jahre über ihr schwebte wie der Schatten Golaris. Dscheridan war in Elburial an Land gegangen, dem Fremdenviertel, dass vor allem Maraskaner anlockte, wie eine überreife Orange die Schmeißfliegen. Während er sein überschaubares Gepäck schulterte, ging er in Richtung der Rosenbrücke. Der Geruch der Garküchen drang ihm in die Nase und er verspürte augenblicklich einen leichten Hunger.

Man sollte seine Abenteuer nicht mit leerem Magen beginnen. Ein kleiner Imbiss vor dem Abendessen hat noch niemandem geschadet.

Obgleich Elburum nach den Jahren der oronischen Herrschaft wieder offen für Besucher aus ganz Aventurien war – und man erzählt sich, dass sich selbst unter der Knute Dimionas genug

vergnügungssüchtige Mittelreicher und Horasier einfanden, um allen nur erdenklichen Lastern zu frönen –, schauten die Bürger auf der Straße Dscheridan mit einer Mischung aus Furcht und Erstaunen an.

Das sollte mich nicht überraschen. Ein Fremder, der eine Waffe trägt, wirkt nun mal bedrohlich. Und manch einer der Menschen hier mag noch nie in seinem Leben von Rosenrittern gehört, geschweige denn einen gesehen haben.

Als Dscheridan die Esplanade des Friedens erreicht hatte, sah er aber auch Menschen, die ihm zulächelten und anerkennend nickten. Ein Piddaverkäufer, der in blumigen Worten seinen gelungenen Teig, das zarte Ongalorindfleisch und das gesunde Gemüse seiner Ware anpreiste, schien besonders erfreut zu sein, ihn zu sehen.

Noch während er einer dicklichen Kundin in einem roten Burnus eine gefüllte Pidda überreichte, sprach er Dscheridan an.

»Oh Sahib, roter, rächender Ritter, Ihr seht so aus, als würdet Ihr schon seit Tagen hungern, nur um in Eurem Magen Platz zu schaffen für eine von Burkas Piddas«, bewarb der Mann seine Ware.

»Wenn deine Pidda nur halb so gut ist, wie deine Lobeshymne auf sie, dann hast du die beste ganz Elburums. Es wäre mir eine Ehre, sie zu kosten«, sagte Dscheridan.

»Mit Käse? Und scharf?«, fragte Burka, während er das Piddabrot schon halb mit Gemüse und vorgeschnittenen Fleischstreifen gefüllt hatte.

»Mit allem, was keinen Mundgeruch verursacht«, erwiderte der Ritter.

Burka lächelte und füllte das Brot weiter mit dem Geschick eines Mannes, der dies schon tausendfach getan hatte.

»Oh, der ehrenwerte Sahib mit dem guten Geschmack hat noch eine Verabredung?«

Ein echter Menschenkenner, dieser Burka.

Dscheridan liebte es, mit jemand einfachem aber scharfsinnigen, wie dem Piddaverkäufer, zu sprechen.

Das einfache Volk. An ihm kannst du sehen, wie es einer Stadt, ja einem ganzen Königreich geht. Die neue Sultana scheint ein Segen für die Stadt zu sein. Ich habe nur einen einzigen Bettler in Elburial gesehen und dessen Bettelschale war bis an den Rand mit Hallah gefüllt. Es stimmt wohl, was man über die Sultana sagt. Eine gute Herrscherin. Hoffentlich stimmen auch die Gerüchte, die man sich über ihre Schönheit erzählt.

Dscheridan wollte zunächst seine Sachen irgendwo unterbringen, bevor er sich dem Ziel seiner Reise widmete. »Kennt ihr ein gutes Teehaus in der Stadt, vielleicht auch gleichzeitig mit einem Zimmer zum Übernachten?«

»Oh Sahib, ich kann Euch den Blauen Pfau empfehlen. Ihr bekommt dort nicht nur das beste Tulamidengold, sondern gleich auch noch für ein paar Schekel mehr ein gemütliches Bett. Der Wirt ist ein guter Mann, die Zimmer sauber und ihr könnt sicher sein, dass Euch dort niemand euren Geldbeutel stiehlt«, sagte Burka.

Dscheridan war für die Hilfe des Piddaverkäufers dankbar, denn Elburums Geschäfte und Herbergen hatten sich im Laufe der Jahre ebenso verändert wie einige Straßenzüge. Zwar waren längst nicht mehr alle Gassen gefährlich, aber es gab immer noch den berüchtigten Suq, ein Viertel, wo sich der Abschaum traf, wo Bordelle und Rauschkrauthöhlen neben den Mietshäusern der Ver zweifelten standen. Die dunkle Seite der Weißen Stadt.

Dscheridan ließ sich von Burka den Weg beschreiben und machte sich nach dem Verzehr seiner Pid da auf den Weg zum Teehaus.

Der Blaue Pfau war nicht zu verfehlen. Zum einen hing in der schmalen Seitengasse über einem Haus ein Holzschild, auf dem ein begabter Künstler einen hübschen elburischen Liebespfau gemalt hatte. Zum anderen drang aus dem Teehaus der Geruch von Minze in seine Nase, ein deutlicher Hinweis auf Tee.

Als Dscheridan den Vorhang im Türbereich zur Seite schob, sah er einen dunklen, nur durch vereinzelte Öllampen erhellten Raum, der einigen Dutzend Sitzkissen, sechs niedrigen Tischen, vier Gästen, zwei Wasserpfeifen und einem Kamelspiel Platz bot. Die Gäste, Männer unterschiedlichsten Alters, waren sichtbar überrascht von der Ankunft des Ritters. Dem ältesten von ihnen

wäre fast die Kamelfigur aus der Hand gefallen, dem jüngsten, ein Knabe mit dem ersten Flaum über den Lippen, stand der Mund soweit offen, dass Dscheridan ihm am liebsten eine Dattel in den Rachen hineingeworfen hätte. Der Rosenritter ging eiligst auf die Theke zu, vorbei an den gaffenden Männern, die jeden seiner Schritte verfolgten wie eine hungrige Katze eine fette Maus. Der Wirt war von dem furchteinflößenden Krieger, der sein Teehaus beehrte, nicht weniger erstaunt als seine Gäste.

So musste Dscheridan die Initiative ergreifen und das Schweigen brechen. »Travia und Phex zum Gruße, Effendi. Ich hätte gerne eine Tasse Tulamidengold, und ein Zimmer für diese Nacht, falls ihr eines frei habt.«

Der Wirt nickte. Es schien so, als wollte er mehr sagen, aber als Antwort auf Dscheridans Bitte kam nur ein kurzes »Ja, selbstverständlich« heraus.

Dscheridan legte dem Mann vier Schekel hin und fragte, ob das reichte. Der Wirt nickte erneut und Dscheridan gab ihm zu verstehen, dass er den Rest behalten konnte.

Der Rosenritter hatte sich im Teehaus noch mal umgesehen, aber es gab hier wohl keine Bediensteten, denen er seine Sachen anvertrauen konnte, damit sie zu seinem Zimmer gebracht wurden.

Oh Rahja, keine hübsche Angestellte, die den Tee serviert? Was für eine Enttäuschung!

»Sahib! Ja, Ihr an der Theke. Wollt Ihr euch vielleicht zu uns setzen? Es wäre uns eine Ehre, wenn ein Rosenritter sich zu uns gesellt. Wir übernehmen auch die Bezahlung für Eurer Essen«, sagte einer der Gäste.

Das Angebot des Mannes konnte Dscheridan kaum ausschlagen und vielleicht wäre es nicht nur für seinen Geldbeutel eine Wohltat, sondern die freundlichen Männer könnten ihm bei seiner Suche weiterhelfen.

»Habt Dank, oh ihr Söhne der Großzügigkeit. Wie könnte ich, ein untertänigster Diener der Herrin Rahja, dieses Angebot ablehnen«, sagte Dscheridan.

Als der Rosenritter zwischen einem glatzköpfigen, etwas wehleidig aussehenden Fünfundzwanzigjährigen und dem Mann, der ihn eingeladen hatte, Platz nahm, musste er feststellen, dass dieser wahrhaftig von Rahja gesegnet war. Seine Augen leuchteten voller Tatendrang und auf seine Lippen hatte er Lavendelbalsam aufgetragen.

Jede Frau und so mancher Mann wird ihm hinterherschauen. Sogar seine Fingernägel hat er gefärbt. Ein schöner Rotton.

»Wenn ihr erlaubt, dann stelle ich mich und meine Freunde kurz vor. Mein Name ist Kahedlan und ich bin ein Händler für Seide aus Yaisirabad, den es für ein paar Tage nach Elburum verschlagen hat. Dies hier«, Kahedlan deutete auf den alten Mann, der freundlich grinste, als auf ihn gezeigt wurde und für sein Alter noch erstaunlich viele Zähne aufwies, »ist Yakubman ibn Jallah al'Manach. Zu Eurer Linken sitzt Abdulrik und unserer junger Freund hier hört auf den Namen Naschir. Er wartet eigentlich auf Abdulriks Sohn Abubrecht, aber bis dahin wollte er uns beim Kamelspiel zuschauen.«

Dscheridan nickte jedem einzelnen zu und Abdulrik stupste Naschirs Kinn an, damit dieser seiner Mund wieder schloss.

»Wie man unschwer aufgrund Eurer roten Gewandung, der feinen Kettenrüstung und des wertvollen Khunchomers erkennen kann, gehört ihr dem Orden der Rose an. Meine Freunde und ich haben schon viel von den Heldentaten der Rosenritter gehört und der Vater des jungen Naschir hat ihm als Kind jede Nacht eine Geschichte von König Arkos und seinen heldenhaften Rittern erzählt. Zwar habe ich auf meinen Reisen gelegentlich einen Rosenritter gesehen, aber in Elburum seid ihr der erste, dem ich begegne. Wenn ich eine Frage stellen dürfte: Welches Abenteuer führt euch hierher?«, stellte Kahedlan fest und sah Dscheridan neugierig an.

Dscheridan hatte mit dieser Frage gerechnet. »Leute wir ihr, die den König und Rahja zu schätzen wissen, dürft einen Rosenritter immer fragen. Ich kann euch nicht versprechen, dass jeder Ritter euch antworten darf, denn manchmal muss er auf den König und die Schöne Göttin einen Schwur leisten, die Aufgabe, die

ihm aufgetragen wurde geheim zu halten, aber nicht in meinem Fall. Ich bin der Liebe wegen hier«, sagte Dscheridan.

Die vier Männer schauten sich gegenseitig erstaunt an.

»Der Liebe wegen, sagt ihr? Die Liebe zu einer Frau? Oder meint ihr eine andere Form der Liebe, etwa die zu einem Shadif oder einem guten aranischen Schlauchwein?«, wollte Abdulrik wissen.

»Die Liebe zur Schönheit. Und die Liebe zu einer Frau«, sagte Dscheridan.

»Ihr sprecht fürwahr in Rätseln.« Abdulrik schien mit der Antwort nicht zufrieden und verschob eine der Kamelfiguren auf dem Spielbrett.

»Der König schickt mich nicht. Ich bin hier, weil ich gehört habe, dass in Elburum die schönste Frau ganz Araniens leben soll.« Der Rosenritter machte eine kleine Pause und fügte hinzu »Ausgenommen von der Königin selbstverständlich.«

»Ah. Ihr wollt also eine Frau für euch gewinnen. Ihr seid also noch nicht vergeben?«, wollte Kahedlan wissen.

Dscheridans Lächeln verging bei der Frage und sein Gesicht nahm einen wehmütigen Ausdruck an, ganz so wie der von Abdulrik.

»Man kann mehr als einen Menschen lieben. Ein Mann kann seine Mutter lieben, seine Kinder, seine ... Schwester. Warum nicht mehr als eine Frau? Die Herrin Rahja hat dagegen nichts einzuwenden«, sagte Dscheridan.

Die vier Männer sahen sich gegenseitig an. Bis auf Naschir, der wieder seinen Mund ein Stück weit öffnete, zeichnete sich auf ihren Gesichtern Verständnis ab.

»Oh, so ist das. Ihr seid nicht der erste Mann, der die rahjagefällige Freude bei mehr als einer Frau sucht. Schaut einfach nur zu den Wickelköpfen aus der Khôm, dort ist doch jeder Zweite mit drei oder vier Frauen verheiratet. Aber Ihr solltet bedenken, dass Aranierinnen sich nicht leicht überzeugen lassen, einen Mann mit einer anderen Frau zu teilen. Eher wird sie euch überzeugen, dass ein zweiter Mann besser ist als nur einer. Oder alleine mit der anderen Frau durchbrennen«, sagte Kahedlan.

Yakubman und Abdulrik, dann auch Kahedlan brachen in Gelächter aus und konnten sich kaum beruhigen.

»Wie war das noch gleich, Rik? Du hast doch deiner Frau damals vorgeschlagen, ob du nicht noch eine Gespielin für euch beide suchen sollst. Ich erinnere mich, Zulamida hat dich drei Straßen weit mit ihrem Nudelholz verfolgt und du hast dich erst zwei Tage später wieder nach Hause getraut«, sagte Yakubman.

Kahedlan und Yakubman lachten weiter, das Lachen von Abdulrik erstarb augenblicklich.

»Das stimmt doch ...«, fing Abdulrik an zu erwidern, doch das schallende Lachen der anderen ließen seinen Einspruch untergehen. Ein paar Augenblicke später hatten sich Yakubman und Kahedlan wieder beruhigt und klopfen dem immer noch schmollenden Abdulrik auf die Schulter.

»Wer ist die Frau, nach der Ihr sucht? Vielleicht kennen wir sie ja«, fragte Yakubman Dscheridan.

»Ihr kennt sie. Jeder in der Stadt kennt sie.«

»Bei den Zwölfen! Ihr sucht aber nicht nach der dreizehnmal-verfluchten oronischen Magierin? Dieses launische, bösartige Wesen aus den Niederhöllen, dass jeden Mann in sein Verderben führen will?«, fragte Abdulrik und sprang dabei fast von seinem Kissen auf. Der Zorn, der sich unerwartet in ihm geregt hatte, überraschte Dscheridan.

»Eure Beschreibung passt nicht zu dem, was ich über sie gehört habe. Wen meint ihr?«, war die ruhige Antwort des roten Ritters.

Der Wirt war mit dem Aufbrühen des Tees fertig und ein wundervoller Geruch von Granatapfel und Honig erfüllte den Raum. Aus einer Tür, die sich hinter dem Tresen befand, kam eine Dienerin hervor, die zugleich das Tablett mit dem Tee ergriff und zu den Gästen hinüberging. Ihre braunen Haare trug sie offen, sodass sie an ihrem Rücken bis zu ihrem Po hinunterfielen. Ihre Augenlider hatte sie smaragdgrün bemalt und etwas hinzugefügt, was ein leichtes Glitzern verursachte. Sie trug nur eine knappe Weste aus blauem Samt, die verziert war mit hübschen, goldenen Stickereien. Dscheridan betrachtete ihren nackten Bauch voller Verzücken, insbesondere den roten Amethyst, der ihren Bauchnabel zierte.

Oh, bei Rahja, ich war zu voreilig. Doch eine schöne Bedienstete. Hab Dank, Göttin, dafür spende ich dir später auch etwas.

Die junge Frau, die von allen Männern am Tisch voller Bewunderung angesehen wurde, außer von Abdulrik, bediente Dscheridan zuerst. Sie beugte sich an ihm vorbei und stellte seine Tasse vor ihm ab, nicht ohne sich dicht an ihn zu schmiegen, deutlich dichter, als es notwendig gewesen wäre. Mit einem Lächeln verharrte sie einen kurzen Augenblick und sah Dscheridan an, der zurücklächeln musste, aber nichts sagte. Die Bedienstete war auch zu den anderen Gästen zuvorkommend, aber der Rosenritter bildete sich ein, dass sie ihn am längsten angelächelt hatte.

Abdulrik fuhr fort, als alle einen Schluck Tee getrunken hatten. »Ihr seid nicht von hier, sonst hättet Ihr von ihr gehört. Ihr Name lautet Khelbara ay Baburia. Merkt Euch diesen Namen, edler Ritter. Wen Ihr sie je trifft, dann hütet Euch vor ihr. Sie diente einst, als Elburum von der oronischen Satrapa Merisa regiert wurde, in der Schule der Schmerzen als Magierin. In der dämonischen Akademie wurden grausame Rituale zu Ehren der Erzdämonen abgehalten. Experimente mit Menschen. Unvorstellbare Grausamkeiten sind dort durch ihre Hand geschehen«, sagte Abdulrik.

»Jetzt krieg dich wieder ein, Rik. Aber es stimmt, sie wurde dort ausgebildet, aber sie hat Oron schon lange abgeschworen und setzt sich nun für die Kranken ein. Sie lebt irgendwo in der Stadt und nutzt ihre magischen Kräfte, um diejenigen zu heilen, die sich keinen Medicus leisten zu können. So jedenfalls erzählt man es sich«, ergänzte Yakubman.

»Eine Dämonenanhängerin, die sich geläutert gibt?«, wollte Dscheridan wissen.

»Ich kann Euch nicht sagen, ob sie die All-und-Einzige wirklich verehrte, oder nur so tat. Es gibt viele Gerüchte, aber niemand kennt die Wahrheit. Nur sie selbst«, sagte Yakubman.

»Sie ist eine Verführerin. Ich habe gesehen, wie sie meinem Sohn schöne Augen gemacht hat. Ich kann mir gut vorstellen, was sie vorhat. Magische Rituale. Und dazu braucht sie Knabenblut oder eine Jungfrau. Dieses Flittchen kleidet sich so, wie dies keine anständige Frau tun würde. Und wir wissen doch alle, was

die Oronis bei ihren götterlästerlichen Zeremonien alles getrieben haben. Und mit wem, oder mit was«, sagte Abdulrik.

»Hinter ihr bin ich nicht her, seid unbesorgt. Meine Suche gilt der Sultana. In meiner Heimat Zorgan erzählt man sich, dass sie die liebevollste Frau ganz Elburiens ist. Ihre Schönheit wird von den Geschichtenerzählern ebenso gepriesen wie von jedem, der sie erblickte«, sagte Dscheridan.

»Ich nehme an, ihr meint die amtierende Sultana Shanya ash Shaya? Nicht, dass wir uns missverstehen, aber Schönheit war das Markenzeichen der letzten drei Herrscherinnen Elburums, auch wenn sie charakterlich äußerst unterschiedlich waren«, hakte Kahedlan nach.

»Iphemia von Narhuabad und Jashild saba Dalilah?«, fragte Dscheridan.

»Ja. Iphemia war eine wunderschöne Frau und der Stadt ging es gut als sie herrschte, allerdings war es nach der Herrschaft der alten Vettel Merisa auch nicht schwer zu glänzen. Ihre Nachfolgerin hingegen ... Jashild war eine verwöhnte Göre, stets betrunken und dem Rauschkraut zugetan. Sie verstand nichts von den Amtsgeschäften einer Sultana. Aber auch sie hatte ihre körperlichen Vorzüge.«

Die Erwachsenen begannen schelmisch zu lachen und Yakubman begann mit einer Hand und einer kreisenden Bewegung große Brüste anzudeuten. »Shanya ash Shaya ist aber wahrhaftig eine besonnene Sultana. Sie investiert die Steuern in den Bau neuer Häuser, gibt den Armen ausreichend Almosen und fällt gerechte Urteile. Und ja, ihre Schönheit ist so groß, wie Eure Haimamudim erzählen«, bekräftigte Kahedlan, und Yakubman und Abdulrik nickten.

»Ja, diese Sultana suche ich.«

»Ohne Audienz werdet Ihr aber kaum die Gelegenheit bekommen, sie zu sehen. Nicht mal ein Rosenritter wird so schnell zu ihr vorgelassen. Die Sultana ist ständig unterwegs. Sie nimmt ihre Amtsgeschäfte sehr ernst, reist teilweise bis in die entlegensten Winkel Elburiens und kontrolliert zusammen mit ihrem Vertrauten, Vater Rasan, einem Geweihten der

Travia, ob sich nicht irgendwo noch ein paar Anbeter der zwölfmalverfluchten Ein-und-Einzigen verstecken«, merkte Kahedlan an, während er einen Schluck Tulamidengold trank.

»Das hatte ich nicht bedacht«, sagte Dscheridan ein wenig enttäuscht. »Gibt es denn keine Möglichkeit, wie man schneller zu ihr vorgelassen werden kann?«

»Nein, aber vielleicht habt Ihr Glück. Die Sultana ist eine Rahjageweihnte und der neue Rahjatempel ist ihr Werk. Sie hält sich gelegentlich dort auf, wenn es ihre Zeit erlaubt. Aber ich gebe Euch noch einen guten Rat mit auf den Weg. Shanya ash Shaya ist keine gewöhnliche Geweihte. Sie lebt ein keusches Leben und teilt die heilige Ekstase nur sehr selten mit jemandem«, sagte Kahedlan.

»Ich habe davon gehört. Ein solcher Jemand möchte ich sein. Deswegen bin ich hier. Ein Rosenritter strebt immer nach Herausforderungen, seien sie rondra- oder rahjagefälliger Art«, erklärte Dscheridan voller Zuversicht.

»Kennt Ihr den König? Seid Ihr ihm schon einmal begegnet?« Naschirs Fragen waren allein schon deshalb bemerkenswert, weil es das erste Mal war, dass er in Anwesenheit von Dscheridan etwas sagte.

Dscheridan sah den Jungen freundlich an und nippte an seinem Tee. »Ich kenne den König. Jeder Rosenritter kennt ihn.«

»Ist er ein so guter König, wie man sich erzählt? Und stimmen die Geschichten über seine Heldentaten?«, wollte der junge Bursche wissen.

»Ich weiß nicht, was du über den König gehört hast, aber ich kann dir sagen, dass gewiss nur die Hälfte davon stimmt, was man sich erzählt. Aber er hat das Wohl seines Volkes im Sinn und würde sein Leben dafür geben, wenn er es müsste. Dessen kannst du dir gewiss sein«, sagte Dscheridan.

»Aber stimmt es, dass er am Donnersturmrennen teilgenommen hat, dass er den Biss der Shaz-Man-Yat überlebte und der Moghuli den Kopf abschlug?«, wollte Naschir wissen.

»Ja, all das ist wahr.«

Naschirs erstaunter Blick verriet Freude.

»Hoffentlich kommt der König bald nach Elburum. Ich würde mich freuen, ihn zu sehen«, sagte der Junge.

»Er ist, wie die Sultana, sehr beschäftigt. Aber darum gibt es die Rosenritter. Sie reisen im Auftrag des Königs durch die Lande, um zu helfen«, sagte Dscheridan.

Der Rosenritter trank seinen Tee aus, schaute sich noch mal nach der hübschen Bediensteten um und sah, dass sie ihn aus dem Hinterzimmer beobachtete und scheu wegschaute, als sie seine Blicke bemerkte.

»Ich danke euch für eure Hilfe. Wenn es so ist, wie ihr sagt, dann werde ich mein Glück im Rahjatempel versuchen. Ich wollte sowieso dorthin, um etwas zu spenden«, sagte Dscheridan.

»Es freut uns, dass wir einem Mann des Schahs helfen konnten. Wir sind morgen nach Sonnenuntergang wieder hier, falls Ihr uns Gesellschaft leisten wollt. Dann könnt Ihr vielleicht von Eurem rahjagefälligen Abenteuer berichten«, sagte Kahedlan.

»So möge es geschehen, wenn Rahja es wünscht«, verabschiedete sich Dscheridan.

Der rote Ritter stand auf und verneigte sich kurz zum Zeichen der Ehrerbietung.

Das einfache Volk. Ohne sie wäre so mancher Ritter verloren.



Die frische Luft des warmen Abends ließ Dscheridans Kopf klarer werden. Er hatte die Informationen über Shanya noch einmal in Gedanken aufgerufen und seine Hoffnung, eine Audienz bei ihr zu bekommen und sie mit seinem Gesang oder einem Gedicht zu beeindrucken, schwand.

Wie sollte er sie verführen, wenn er keine Chance hatte, sie zu sprechen? Der Rahjatempel war seine letzte und einzige Hoffnung. Er konnte nicht ewig in Elburum auf eine Audienz warten. Er hatte zwei, vielleicht drei Tage, dann musste er zurück.

Eine viel zu kurze Zeit für ein Abenteuer. Phex und Rahja, seid mir hold. Lasst sie heute Abend im Tempel sein.

Dscheridan machte sich auf den Weg zum Tempel und brauchte nicht lange, bis er ihn erreicht hatte. Der Rahjatempel war noch vergleichsweise neu. Zu oronischen Zeiten hatte man den alten Tempel zu einer Kultstätte der Erzdämonin Belkelel umgewandelt. Dscheridans Erinnerungen an jene Zeit stiegen wieder in ihm auf und er musste frösteln. Er dachte an Abdulriks Worte über die oronische Magierin, die noch immer irgendwo in der Stadt unbemerkt praktizierte und ihr erfortertes Wissen einsetzte.

Kann so jemand wirklich bereut haben? Und selbst wenn, ist es von Peraine gewollt, dass Wissen um Heilkunst durch Verstümmelung und Leid gewonnen wird? Das kann der Göttin nicht gefallen.

Anders als bei vielen anderen Rahjatempeln, hatte die jetzige Sultana weder die phallusartige, noch die Vulvaform als Grundriss des neuen Tempels gewählt. Erotische Motive verzierten die Außenwände, aber sie verbargen bei der Darstellung der nackten Frauen und Männer den Schambereich. Selbst nackte Brüste sah man keine, stets waren Gewänder, Hände oder Tiere da, um den rahjagefälligen Anblick zu verdecken und die Phantasie des Betrachters anzuregen. Zwischen den nackten Körpern waren Bilder von Pferden, Katzen und Schmetterlingen zu sehen. Der Tempel hatte nichts Anrühiges an sich, sondern er strahlte eine harmonische Schönheit aus.

Zwei Säbeltänzer bewachten den Eingangsbereich. Ein Mann und eine Frau. Sie standen nicht still wie gewöhnliche Tempelwachen, sondern sie bewegten sich im Rhythmus von Musik, die nur sie wahrnehmen konnten. Ihre eleganten Schritte deuteten auf einen lange einstudierten Tanz hin. Die beiden trugen nur einen rotseidenen Hauch von nichts, der ihre Blößen bedeckte, aber jedem Zuschauer verriet, womit Rahja sie gesegnet hatte. Dscheridan sah sich vor allem die Säbeltänzerin genauer an, deren Körper so athletisch wie der eines Majunas war. Man sah ihre Bauchmuskeln, den rahjagefälligen Hintern, wenn sie sich vom Rosenritter wegdrehte, und die straffen, kleinen Brüste mit den dunklen Rahjaknospen.

Die Säbeltänzer schienen Dscheridan nicht weiter zu beachten und so ging er zwischen beiden hindurch, bis er in den Vorraum der Tempelhalle gelangte. Dort gab es, wie es in einem Rahjatempel üblich war, eine Umkleide, und der Rosenritter machte sich daran, seine Kleidung abzulegen. Seine wertvolle Waffe ließ er zwar nur ungern zurück, doch er vertraute darauf, dass kein Dieb so dreist sein würde, in einem Rahjatempel etwas zu stehlen – und vor allem gab es noch die Säbeltänzer, die darauf aufpassten.

Als er die Umkleide verließ, betrat er das Wasserbecken, dass angenehm warm war. Dscheridan durchschritt es so würdevoll wie er vermochte und wurde auf der anderen Seite bereits von einem Tempeldiener erwartet. Der Mann trug nur ein rotes Tuch um seine Lenden und einen spiralförmigen Armreif um seinen rechten Oberarm. In einer Hand hielt er zwei weiße Tücher. Das eine war zum Abtrocknen gedacht, das andere zum Ankleiden. Mit der anderen Hand streckte er Dscheridan einen goldenen Pokal mit Wein entgegen.

Heiliger Tharf. Ein guter Brauch. Wohlschmeckend und zugleich nützlich.

»Willkommen. Möge Rahja mit dir sein«, begrüßte ihn der Mann freundlich.

»Habt Dank.« Dscheridan trocknete sich ab, zog sich das zweite Tuch um die Lenden und begann vom heiligen Tharf zu trinken, bis sich in ihm eine innere Wärme ausbreitete.

»Euer Gnaden, vielleicht könnt Ihr mir helfen. Ich suche jemanden«, sagte Dscheridan.

»Ich helfe Euch gerne, aber nennt mich nicht Euer Gnaden. Ich diene zwar der Schönen Göttin, doch bin ich kein Geweihter. Panizar, nennt mich doch bitte einfach Panizar, denn ich bin nur ein Tempeldiener und habe keine Weihe empfangen«, sagte Panizar und lächelte Dscheridan an.

»Einverstanden, Panizar. Ich suche die Sultana. Ich suche Shanya ash Shaya, die Gründerin dieses Tempels.«

»Viele Menschen suchen sie. Viele Menschen wollen mit ihr sprechen, erbitten eine Audienz bei ihr und kommen in den Tempel, um sie aufzusuchen. Hier ist sie nur eine Geweihte,

eine Dienerin der Göttin, keine Sultana. Ihr seid nicht der erste, der hier nach ihr sucht. Aber ich muss Euch leider enttäuschen, heute Abend ist sie nicht hier«, sagte Panizar.

»Bedauerlich. Wisst ihr, ob sie morgen da ist?« Dscheridans Hoffnung schwand wie das Leben aus einem Zorganpockenkranken.

»Leider nein, sie kündigt sich nur selten an. Aber seid nicht zu traurig. Kann ich euch vielleicht ein wenig herumführen?«, fragte Panizar.

Dscheridan hatte zwar anfangs nicht den Wunsch verspürt, sich das Tempelinnere zeigen zu lassen, und er war, da Shanya nicht hier war, enttäuscht, aber seine Stimmung hellte sich zusehends auf, als er sich die Rahjageweihten in der Tempelhalle ansah.

»Gut, Panizar, führe mich durch den Tempel. Ich habe gehört, dass er einige Besonderheiten aufweisen soll«, sagte Dscheridan.

»Oh ja, der Tempel ist etwas ganz Besonderes.« Der Tempeldiener freute sich sichtlich, den Gast herumführen zu dürfen.

Während Panizar vorausging, folgte ihm Dscheridan, sah sich aber immer mal wieder zu einer der Rahjageweihten um, die ihm freundliche Blicke zuwarfen. Dscheridan spürte, dass Erregung ihn ergriff. Weiblichen Reizen konnte er nur selten widerstehen und wo, wenn nicht in einem Rahjatempel, fand man die schönsten von ihnen.

Stumme Borongeweichte oder asketische Magier mögen auf die Freuden Rahjas verzichten. Nicht so ich, solange ich ein Gefolgsmann der Schönen Göttin bin!

»Wusstet ihr, dass die Wärme des Bodens nicht von einem Heizungskeller kommt?«, fragte ihn Panizar.

»Wie gelingt es euch sonst, für die Wärme zu sorgen?«

»Es handelt sich um Magie. Ein Freund des Tempels ist zufälligerweise ein Magier und geübt in der Beschwörung von Elementaren. Er hat der Sultana versprochen, dass ein Feuerschinn an kalten Tagen den Marmorboden erwärmen wird und er hat Wort gehalten«, erläuterte der Tempeldiener.

Die beiden Männer spazierten durch den Tempel, während Panizar dem Ritter noch so manche merkwürdige Geschichte über die Halle und seine Bewohner erzählte.

So gelangten sie schließlich zum Massageraum, wo der Diener stiller wurde, da er offenbar die anderen Gäste des Tempels nicht stören wollte. Er hielt an und Dscheridan tat es ihm gleich. Der Dampf, der von dem warmen Badebecken inmitten des Massageraums aufstieg, verhüllte die Sicht, sodass man nur vage wahrnehmen konnte, was in einigen Schritt Entfernung vor sich ging.

An einer der Massagebänke sah Dscheridan verschwommen zwei Frauen. Die eine war eine dunkelhaarige Rahjageweihete, mit einem Diadem als Kopfschmuck und goldenen Ohrringen mit vielen Gliedern. Sie stand hinter einer Massagebank und trug außer ihrem Schmuck nur einen zarten rotschimmernden Seidenhauch von Nichts an ihrem Körper.

Ihre Finger glitten über den Rücken der anderen Frau, die auf der Massagebank vor ihr auf dem Bauch lag. Dscheridan faszinierte der Anblick der beiden Schönheiten, wobei sein Blick auf der ungewöhnlichen Tätowierung der Liegenden hängen blieb. Der Kopf einer grünen Schlange zierte die Stelle über ihrem Auge. Der Leib des Schuppentiers schlängelte sich an ihrem Hals hinunter, weiter in Richtung ihrer linken Brust bis zum Bauch, wo die Spitze des Schwanzes nicht mehr zu sehen war.

Eine Hesindegeweihete? Oh Rahja, vielleicht muss ich dir heute doch noch mehr spenden, als ein paar Schekel. Du versüßt mir den heutigen Abend mit diesem Anblick.

»Ich werde Euch nun alleine lassen. Euch dürstet nach anderer Gesellschaft, das sieht man Euch an«, sagte Panizar.

»Ist mein Gesicht rot geworden?«, fragte Dscheridan leise und etwas verlegen.

»Euer Gesicht hat Euch nicht verraten«, beruhigte ihn Panizar und deutete gleichzeitig mit einem Finger auf Dscheridans Lendenbereich, bevor er verschwand.

Dscheridan war nicht aufgefallen, wie erregt er war und wie sich sein Gemächt gegen das Tuch spannte. Er versuchte sich ein wenig zu entspannen und lehnte sich mit einem Arm gegen die nächstgelegene Säule des Raumes.

Dscheridan malte sich vor seinem geistigen Auge aus, wohin das Ende der Schlangentätowierung führte und er spürte Hitze

in sich aufsteigen, die weder vom Dampf, noch von der Erwärmung des Bodens durch den Dschinn stammte. Er konnte nicht sagen, ob die liegende Frau eine Tulamidin war oder nicht. Ihre Haut war so hell wie die der Mittelreicher, ihre Haare braun und zu einem Zopf gebunden, der über den Nacken floss und dann seitlich hinunterfiel.

Die liebkosenden Handbewegungen der Geweihten schienen der Frau mit der Tätowierung zu gefallen. Dscheridan konnte leises Entspannungsseufzen hören.

Der Rosenritter verfiel in rahjanische Träumereien und malte sich aus, was die beiden wohl außer einer Massage noch miteinander anstellen könnten. Und mit ihm. Die Erregung in seinem Gemächt wuchs und seine rechte Hand wanderte unter sein Handtuch.

Die Rahjageweihte tunkte ihre Finger in ein kleines Schälchen mit Öl und massierte die Schultern und den Rücken der anderen Frau. Die Hände der Priesterin wanderten weiter in Richtung des Gesäßes und hinterließen einen öligen Schimmer auf der Oberfläche der Haut. Dscheridan war es völlig gleichgültig, ob jemand den Massageraum betreten, oder ob die beiden ihn bemerken würden. Er war versunken in seinen Träumen von 1.001 Rausch und dem Gleichklang seiner Handbewegung.

Ich wünschte, ich wäre an ihrer Stelle. Oder zwischen beiden.

Als die Geweihte die Pobacken mit ihren Händen erreicht hatte, beugte sie sich soweit mit ihrem Körper herunter, dass die Knospen ihrer Brüste den Körper der Liegenden leicht berührten. Die Frau mit der Schlangentätowierung öffnete zum ersten Mal die Augen, als die Rahjageweihte nicht nur mit ihren Händen, sondern mit Einsatz ihres ganzen vorderen Körpers das Öl verteilte, und Dscheridan glaubte, dass sie in diesem Moment zu seinem Standort sah und ihn bemerkte. Die Braunhaarige lächelte und erst dachte Dscheridan, dass dieses Lächeln ihm galt, doch sie bewegte sich zur Seite, sodass er nur noch ihren Rücken sehen konnte – ein Anblick, den er nie mehr vergessen würde, selbst wenn Boron versuchen würde, ihm die Erinnerung daran zu rauben.

Die Schönheit auf der Bank flüsterte der Rahjageweihten etwas zu und diese nickte. Einen kurzen Moment später sah Dscheridan, wie die Geweihte um den Tisch auf die andere Seite ging. Er konnte dabei einen Blick auf ihre rahjagleichen Beine und wohlgeformten Schenkel erhaschen – und auch auf den Tempel ihrer Lust, der mit einem kleinen, goldenen Ring verziert war. Dscheridans Erregung wurde größer. Für ihn gab es kaum etwas erotischeres als solchen Körperschmuck an rahjagefälligen Stellen.

Die Geweihte drehte ihm nun den Rücken zu und die Tätowierte wendete ihren Körper, sodass sie auf dem Rücken lag. Dscheridan blieb fast der Atem weg und er spürte, wie seine Knie weich und seine Lenden heiß wurden, doch noch gab er sich nicht Rahjas Höhepunkt hin.

Die Priesterin benetzte ihre Finger abermals mit Öl und streichelte anfangs über den Hals der Braunhaarigen, glitt schließlich zu ihren Brüsten hinunter und fing an, diese behutsam einzureiben. Dscheridan war die Sicht durch die Geweihte teilweise versperrt, sodass er nur erahnen konnte, was sie tat. Er glaubte zu sehen, wie die Hände der Geweihten weiter nach unten wanderten, zum Bauch und zur der Tätowierung. Und dann noch tiefer. Die Liebkosungen ließen die Braunhaarige aufstöhnen und ihr Körper spannte sich an. Was immer die Rahjageweihte tat, die andere Frau durchlebte Wonnen der Lust, die sich von Augenblick zu Augenblick steigerten. Dscheridan konnte nicht wegsehen, obwohl er sich mehr in seinem Kopf zusammenspann, als er tatsächlich sehen konnte.

Auf einmal endete die Massage abrupt. Enttäuscht sah Dscheridan, nachdem eine Nebelwolke an ihm vorbeigeflogen war und er wieder bessere Sicht hatte, dass die Geweihte wegging und einen Nebenraum aufsuchte. Die Tätowierte blieb noch einen Moment liegen, stand dann aber auf. Zu Dscheridan Bedauern konnte er nicht mehr als ihren prächtigen Rücken erspähen. Sie nahm einen grünen Leinenmantel, der neben dem Tisch lag und zog ihn an. Zum Erstaunen des Rosenritters kam sie direkt auf ihn zu. Schnell ließ Dscheridan seine Hand wieder hervorkommen und lehnte mit ihr gegen die Säule.

»Ich dachte, es gilt als unhöflich, jemanden heimlich zu beobachten, während er sich entspannt.« Die Fremde lächelte ihn herausfordern an. »Hat dir wenigstens gefallen, was du gesehen hast?«

Dscheridan war zu überrascht, um ihr etwas zu erwidern.

»Das muss dir nicht peinlich sein. Ich hätte dich auch beobachtet, wenn sich die Gelegenheit ergeben hätte.« Die Frau rieb mit ihren Händen sanft über ihre Unterarme, um das Öl noch besser zu verteilen. »Yasmina ist eine phantastische Masseurin. Du solltest sie mal ausprobieren.« Sie sah ihm tief in die Augen und Dscheridan konnte das parfümierte Massageöl riechen. Es roch nach Rosen. Die Haut der Frau war noch immer schimmernd-ölig und ihr Bademantel nicht ganz geschlossen. Dscheridan spürte wieder, wie sein Glied gegen das Tuch drückte.

»Was hältst du von einem kleinen Spielchen?«, fragte sie ihn leiser, nachdem er weiterhin schwieg und wie ein Idiot dastand.

Die Fremde nahm seine Hand und führte ihn in eines der Separées des Tempels. Der Raum war nicht groß, aber er war hübsch eingerichtet. Kissen und ein kleiner Tisch mit einer Obstschale füllten ihn aus. Räuserschalen verströmten einen betörenden Lavendelduft, der sich mit dem des Rosenöls auf der Haut der Frau mischte.

Die Tätowierte schupste Dscheridan auf die Kissen. Erwartungsvoll lag er auf dem Rücken und sah, wie sie ein Lederband von einer Wandhalterung ergriff und sich daran machte, seine Handgelenke zu fesseln. Dscheridan ließ diese Prozedur willig über sich ergehen, in der berauschten Vorfreude, dass seine sehnlichsten Wünsche gleich in Erfüllung gehen würden. Die Frau verband nicht nur die Handgelenke miteinander, sondern schnürte sie zudem an der Halterung fest. Dscheridan nahm in seinem Inneren eine Warnung wahr, dass er sich in einer gefährlichen Lage befand, doch sein Verlangen war größer als sein Verstand.

Sie nahm ein Seidentuch, das auf einem der Kissen lag, und fing an, es als Augenbinde für den Rosenritter zu benutzen.

»Nein, wartel«, sagte Dscheridan, dem dies doch etwas zu viel wurde, doch die Braunhaarige legte ihm einen Finger auf die Lippen. Dscheridan ließ sie gewähren. Er fing an, ihren Finger mit seinem Mund zu verschlingen, doch sie entzog sich ihm schnell und band die Augenbinde um seine Augen. »Heute werden einige deiner sehnlichsten Wünsche erfüllt, Dscheridan«, hörte er sie sagen und wunderte sich darüber, dass sie seinen Namen kannte.

Es dauerte einen unendlich langen Moment – fast dachte der Ritter, die Schöne sei gegangen und hätte ihn gefesselt und in Schmach zurückgelassen –, bevor er bemerkte, wie sie sein Lendentuch entfernte und sanft mit einer Hand über sein Gemächt strich. Ihre geschickten Finger ließen ihn nicht los, bereiteten ihm zugleich Freude und Qualen. Er wusste nicht, wie lange er durchhalten würde, denn seine Erregung war schon so groß, dass das Liebesspiel jederzeit enden konnte.

Sie ließ ihn jedoch nicht in Rahjas Arme sinken. Als sie merkte, dass er gleich kommen würde, hörte sie auf. Sie schmielte sich stattdessen an ihn und küsste ihn. Erst sehr zaghaft und beinahe schüchtern, dann immer heftiger und leidenschaftlicher. Er zog tief den Geruch ihrer nach Rosen dufteten Haut ein. Die Küsse der Fremden wanderten nach unten. Ihre Zunge war ebenso geschickt wie ihre Hände.

Dscheridans Sinne waren vom Rausch Rahjas erfasst. Er wollte noch, aber er konnte nicht mehr und ergoss sich im Mund der Fremden. Schwer schnaufend, zitternd und kraftlos hing er in seinen Fesseln. Sie wartete geduldig und liebte sein Glied solange, bis er sich ganz entspannt hatte und sie den letzten Tropfen seiner Levthansmilch getrunken hatte.

Als sie aufstand und ihm das Seidentuch abnahm, erblickte Dscheridan nicht die Fremde, sondern die Masseurin. Dscheridan war überrascht und brauchte einen Moment, bis er begriff, dass er getäuscht worden war.

»Ihr? Wo ist die Frau mit der Schlangentätowierung«, fragte Dscheridan verwundert. Die Geweihte sah ihn freundlich an und begann seine Fesseln zu lösen.

»Sie ist gegangen, nachdem sie mich geholt hatte. Sie berichtete mir von deinem sehnlichsten Wunsch und ich wollte ihn dir erfüllen. Bist du enttäuscht? Oder wolltest du gar nicht mit mir der Göttin huldigen?«, fragte die Geweihte ein wenig entsetzt.

»Es ist nur ... ich hatte nicht Euch erwartet. Nicht, dass ich es mir nicht gewünscht habe, aber ich dachte eigentlich, Ihr seid die Frau mit der Schlangentätowierung.«

»Es tut mir leid. Nach allem, was sie mir erzählt hatte, dachte ich, es sei ein kleines Spiel und von dir gewünscht. Ich hätte fragen sollen. Es war mein Fehler«, sagte die Geweihte und schien verunsichert zu sein.

»Im Namen der Göttin, grämt Euch nicht. Ihr wart das beste Versehen, das mir seit langer Zeit passiert ist. Ich habe Euch schon bewundert, als ich Euch im Massageraum gesehen habe. Das Ihr Zeit für mich hättet, wagte ich gar nicht zu hoffen.«

»Ich habe gespürt, dass du Sehnsüchte hast. Große Sehnsüchte. Du bist in diese Stadt gekommen, damit diese erfüllt werden«, sagte die Geweihte lächelnd und sichtbar erleichtert, dass Dscheridan die Täuschung so leicht wegsteckte.

Was für ein kleines Biest. Aber ich war zu leichtgläubig. Nochmal wird mir das nicht passieren. Nun ja, es hätte mich schlimmer treffen können.

Dscheridan musste bei den Worten der Rahjapriesterin an seine Frau denken. Obgleich er sie liebte, war seine Leidenschaft für sie nicht mehr so wie früher. Es gab zu vieles, was in der Vergangenheit passiert war. Die Rahjakirche hatte ihnen beiden über das Schlimmste hinweggeholfen, aber es war dennoch nicht so wie früher.

»Mein Name ist Yasmina. Duzen wir uns doch«, sagte Yasmina und legte sich neben ihm auf die Kissen. »Erzähl mir von deinen Sorgen und ich werde zuhören. Du brauchst jemanden, dem du dich offenbaren kannst.«

»Meine Geschichte ist lang«, fing Dscheridan an.

»Nicht nur deine Geschichte«, fügte sie kichernd hinzu.



»Mein lieber Dscheridan, steht auf.«

Dscheridan öffnete seine Augen. Er fühlte eine wohlige Wärme in seinen Gliedern und reckte sich. Neben ihm lag Yasmina. Sie hatten die halbe Nacht miteinander geredet, nachdem sie Rahja gehuldigt hatten. Die Geweihte hatte sich seine Sorgen angehört und er hatte zum ersten Mal seit Monaten wieder das Gefühl, dass ihn jemand verstanden hatte. Er hatte ihr seine Geheimnisse anvertraut und sie staunte, was er ihr offenbart hatte. Aber sie war verständnisvoll und behandelte ihn deswegen nicht anders als zuvor.

Der Mann, der ihn geweckt hatte, war Panizar. Der Tempeldiener lächelte den Rosenritter an und beugte sich zu ihm hinunter.

»Ihr wolltet doch eine Audienz bei der Sultana haben, nicht wahr?«, fragte Panizar mit einem noch breiteren Lächeln auf den Lippen. »Ihr werdet Eure Chance bekommen.«

»Wann?«

»Jetzt.«

Dscheridans Müdigkeit verschwand und er setzte sich auf. Ungläubig starrte er Panizar an.

»Woher weiß die Sultana, dass ich sie sehen will?«

»Ihr habt mich gestern davon überzeugt, dass es euch eine Herzensangelegenheit ist, mit der erhabenen Shanya ash Shaya zu sprechen. Und ihr seid einer der Rosenritter des Königs. Obwohl sie nicht viel Zeit hat, schien es mir so, als ob die Sultana eine gewisse Hoffnung hatte, dass ein Rosenritter ihr bei einem ihrer Probleme helfen könnte. Es war unverkennbar, als ich ihr von Eurem Aufenthalt im Tempel berichtet habe.«

»Habt Dank, Panizar. Ihr seid ein guter Mann.«

»Das bin ich. Mein Mutter sagte immer, ich sei der Beste.«

Panizar verbeugte sich vor Dscheridan. Yasmina war trotz des Gesprächs zwischen den beiden Männern nicht erwacht.

Du bist so schön, wenn du schläfst. Ich verlasse dich nur ungerne, Blume von Elburum. Du hast mir gestern Nacht mehr gegeben als nur eine flüchtige Liebschaft. Deine Worte haben mich zum Nachdenken gebracht.

»Kannst du ihr sagen wohin ich gegangen bin?«, fragte Dscheridan.

»Ich werde einem Diener auftragen, es ihr auszurichten. Ich würde es selbst tun, aber ich begleite Euch zur Sultana. Sie ist wundervoll, nicht wahr? Man vergisst niemals Yasminas Zuneigung.«

Der Pfauenpalast hatte den Ruf, eines der schönsten Gebäude von ganz Aranien zu sein. Doch man erzählte sich noch eine andere Geschichte über den Herrschaftssitz der Sultane von Elburum. Obwohl der Palast nicht größer war als der Palast von Zorgan, soll es kaum einem Menschen gelungen sein, die Orientierung im Inneren zu behalten. Fast schien es so, als würde sich die Anordnung der Zimmer, Gänge und Räume von Tag zu Tag ändern. Selbst die Diener und Bewohner des Palastes verirrten sich häufiger als sie es zugeben wollten und einem Fremden war es fast unmöglich sich zurechtzufinden.

Einige Geschichten besagten, dass der Pfauenpalast verflucht sei. Eine mächtige Hexe oder ein Dämon sollen dafür gesorgt haben, dass niemand sich die Wege merken konnte. Eine andere Legende berichtete von einem Dschinn, der die Räume nach Lust und Laune verschob und den Pfauenpalast zu einem Labyrinth machte, in dem man verrückt werden konnte.

Dscheridan wusste nicht, ob diese Gerüchte stimmten, doch als er den Eingangsbereich des Palastes betrat, konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, dass darin mehr als nur ein Körnchen Wahrheit steckte. Allein von diesem ersten Raum gingen unzählige Türen ab, die zu langen, fast immer gleich aussehenden Korridoren führten. Dscheridan und Panizar wurden bereits erwartet. Unter all den großgewachsenen Palastgardisten, die ruhig neben den Türen standen, wirkte der kahlköpfige ältere Mann, der sie empfing, völlig deplatziert und doch irgendwie so, als wäre er ein Teil des Palastes.

»Ehrenwerte Gäste, willkommen im Pfauenpalast, dem Sitz der Sultana von Elburum. Mein Name ist Leilan ibn Nasjeda. Ich bin der Wesir dieses Palastes und soll euch zur Sultana bringen.«

Dscheridan musste innerlich über den Wesir lachen, der ein faltiges Gesicht wie das eines Mopses aufwies, und seine Rede in einem so emotionslosen und auswendiggelernten Ton vortrug, wie dies nur ein schlechter Ausrufer vermochte.

»Führt uns zu Shanya ash Shaya, edler Leilan«, sagte Dscheridan.

Der Audienzsaal war anders als Dscheridan ihn erwartet hatte. Die breiten Säulen waren mit schönen Stoffbahnen aus al'anfanischer Seide verziert, die Strahlen der Praiosscheibe drangen durch die verglasten, bunten Fenster und tauchten den Raum in ein angenehmes Licht, und zwischen den wenigen Palastwachen stolzierten elburische Liebespfauen umher.

Am Ende des Raumes stand der Thron der Sultana. Es war ein Thron, der geschmückt war mit hunderten von blauen Pfauenfedern und mit Pfauenaugen. Der Thron war viel zu groß für die Frau, die auf ihm saß und interessiert dem Mann neben ihr lauschte, der ihr aus einer Schriftrolle vorlas.

Dscheridan wusste sofort, wer der Mann war. Anhand seiner Kleidung, die in einem orangefarbenen Ton gehalten und mit stilisierten Wildgänsen bestickt war, konnte es sich nur um Vater Rasan handeln, den Traviageweihten Elburums, der trotz aller Unterschiede zwischen den beiden ein getreuer Verbündeter der rahjageweihten Sultana war.

Dscheridan hatte aber nur Augen für die Frau auf dem Thron, die sich jetzt, wo er und Panizar näherkamen, zu ihm umsah.

Die Gerüchte über die Schönheit der Sultana waren nicht übertrieben. Ihre Haut war leicht gebräunt, weder zu hell, noch zu dunkel. Ihr Haar war blond, doch wie man an dem schwarzen Haaransatz sehen konnte, hatte sich Shanya die Haare gefärbt. Ihr Gesicht war ebenmäßig, ihre Augen strahlten eine Mischung aus Freude und Güte aus, die Dscheridan noch bei niemanden wahrgenommen hatte, und das, was der Rosenritter von ihrem Körper sehen konnte, ließ ihn verzaubern. Obwohl sie eine Rahjageweihte war, die ihre Reize üblicherweise nicht verbargen, trug Shanya ash Shaya Kleidung, die sowohl die Schönheit ihres Körpers betonte, wie auch genug verdeckte, damit Vater Rasan sich nicht allzu unwohl fühlen musste. Das durchsichtige rosa-

farbene Hemd war nicht so durchsichtig, dass man mehr als die Form ihrer wohlgeformten kleinen Brüste erahnen konnte und die darüberliegende offene Weste verdeckte mehr, als Dscheridan lieb war. Die Hose war aus dem gleichen Stoff gewoben und verdeckte, zusammen mit einem kurzen Samtrock, der mehr die Breite eines großen Gürtels hatte, geschickt die Hüfte und den Schambereich der Geweihten. Dennoch konnte Dscheridan die bunte Rosentätowierung auf ihrem rechten Oberschenkel sehen.

Wie sagte meine Mutter oft: »Manchmal ist weniger mehr«.

Dscheridan entging nicht, dass sowohl Shanya als auch Rasan ihn musterten. Bei dem Traviageweihten war es ihm gleichgültig, doch er bemerkte, dass er ihn argwöhnisch anblickte, wohingegen Shanyas Gesichtsausdruck offene Freundlichkeit und Neugier ausdrückte. Sie lächelte ihn an – ein so bezauberndes Lächeln, dass Dscheridan schon in ihrem Bann war, noch bevor sie ein Wort an ihn gerichtet hatte.

»Willkommen, Dscheridan al’Awan. Panizar hat mir von deiner Ankunft berichtet und war voll des Lobes. Er berichtete mir zudem, dass du mich sprechen wolltest. Leider halten mich zahlreiche Aufgaben davon ab, meine Gäste mit der gebührenden Eile zu empfangen. In deinem Fall aber wollte ich aus zwei Gründen eine Ausnahme machen. Ich bin selbst neugierig, was einen Rosenritter nach Elburum führt. Und ich habe möglicherweise eine Aufgabe für dich, wenn du mir helfen willst«, sagte Shanya.

»Oh Sahiba, ich bin Euer untertänigster Diener. Mein Leben gehört dem König, Rahja und von nun an auch Euch.«

»Du hast noch nicht gesagt, was dich nach Elburum führt«, merkte Rasan von der Seite an und blickte streng auf Dscheridan.

»König Arkos hat den Rittern der Rose, sofern er ihrer Dienste nicht bedarf, den Auftrag erteilt, durch die Lande zu ziehen und jenen beizustehen, die Hilfe benötigen. Schon lange war kein Ritter mehr in der Weißen Stadt und ich hörte von Euch, Sahiba. Von Euren Taten, von Eurem starken Glauben. Von Eurer Schönheit. Ich wollte mich von all dem überzeugen und wenn ich Euch helfen kann, so befiehlt mir und ich werde gehorchen.«

»Du bist wahrhaftig ein Ritter der Rose. Solch schmeichelnde Worte vermag nicht jeder zu sprechen, Dscheridan al'Awana«, sagte die Sultana.

»Wie kommt es, dass ich deinen Namen noch nie gehört habe? Es gibt nicht mehr viele Rosenritter. Die meisten fielen im Krieg der-35-Tage. Aber von jenen, die überlebten, hörte man viele Heldentaten. Du gehörst zu den älteren Rittern«, merkte Rasan spöttisch an.

»Verzeiht, wenn mein Name Euch bislang nichts sagt, Euer Gnaden. Ich will dies gerne ändern, darum bin ich hier. Aber sagt, wie war gleich noch Euer Name, Euer Gnaden? Euch kenne ich auch noch nicht.« Dscheridans Provokation hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Rassans Gesicht nahm eine leicht rote, durch Wut ausgelöste Farbe an.

»Ich kann deine Dienste gut gebrauchen, Dscheridan. Es gibt da etwas, was du für mich tun kannst«, sagte Shanya. Sie wartete einen Moment, bevor sie fortfuhr: »Vor drei Tagen gelang es Rasan und mir einen Verschwörerzirkel auszuspüren. Du musst wissen, ich suche nach den Überbleibseln der oronischen Herrschaft dieser Stadt, gleich, ob es sich dabei um unheilige Artefakte oder verborgene Anhänger handelt. Dieser Zirkel bestand aus vier Personen und es gelang uns, drei von ihnen auszuschalten. Aber ihr Anführer entkam und wir wissen nicht, wo er untergetaucht ist. Leider trug er eine Maske, die Maske einer Ziege. So konnten wir erkennen, wie er aussah. Die übrigen Kultisten waren tot und die Hinterlassenschaften in dem Kult-raum deuteten darauf hin, dass wir es mit einer dämonenverehrenden Bande zu tun hatten, die die oronische Tradition wieder aufleben lassen wollte. Der einzige Hinweis, der uns vielleicht über den Anführer Aufschluss geben kann, ist ein Amulett, das er bei der Flucht verloren hat«, berichtete die Sultana.

Shanya hatte das Amulett auf ihrem Thron liegen und zeigte es Dscheridan. Es war ein Anhänger aus Onyx, der einen Ziegenkopf darstellte.

»Weder Rasan noch ich können etwas damit anfangen. Auch die Hohe Lehrmeisterin des Hesindetempels ist ratlos. Gewiss,

der Ziegenbock ist das Tier Levthans, aber das ist alles, was wir dazu sagen können.«

Dscheridan kannte sich mit den Geschichten über Levthan bestens aus. Der gefallene Sohn der Rahja hatte viele Dinge getan, die man nicht gutheißen konnte. Er soll der Hexengöttin Sautuaria Furchtbares angetan haben und er war Gast in Belkelels Palast in den Niederhöhlen, bevor Rahja ihn rettete.

»Es gibt jemanden, von dem wir annehmen, dass er sich mit oronischen Kulturen besser auskennt als jeder andere in Elburum. Jemand, der selbst auf der Seite der Oronis gestanden und magische Künste studiert hat. Sagt dir der Name Khelbara etwas?«, fragte Shanya.

»Oh Sahiba, Ihre Tochter des Liebreizes. Wie könnte ich nicht von der verderbten Magierin gehört haben. Man erzählt sich in der Stadt viele schreckliche Geschichten über sie.«

»Ich glaube nicht, dass sie alle wahr sind. Es gibt Geschichten von Menschen, denen Khelbara geholfen hat. Und deshalb glaube ich, dass sie auch uns helfen wird. Aber sie vermeidet jeglichen Kontakt mit mir. Sie befürchtet, dass ich sie gefangen nehmen würde. Ich kann es ihr nicht verdenken. Aber vielleicht wird sie einem Ritter wie dir zuhören.« Die Sultana lächelte wieder, als sie Dscheridan erwähnte und er wusste, dass er den Auftrag selbst dann annehmen würde, wenn es keine Belohnung gab.

»Oh lieblichste Sultana Araniens, wie kann ich sie finden? Ich bin, wie Ihr schon wisst, fremd in dieser Stadt.«

»Ich weiß es leider nicht, aber ich traue dir zu, einen Weg zu finden. Ihr erkennt sie an einer auffälligen Tätowierung, die ihren Körper bedeckt. Eine Schlange, von der Stirn bis zu ihrem Bauchnabel. Es muss Zeugen in der Stadt geben, die wissen, wo sie ist. Und auch wenn keiner von diesen mit meinen Gardisten darüber sprechen würde, vielleicht tun sie es mit dir.«

Dscheridan wurde heiß und kalt gleichermaßen. *Das kleine Biest!* Er wechselte einen Blick mit Panizar, der eine Augenbraue hochzog, als Zeichen dafür, dass er den gleichen Gedanken wie Dscheridan hatte.

»Oh Sultana, ich habe schon eine Idee. Ich werde sie finden und schwöre Euch bei Rahja und Rondra, dass ich diesen Diener Orons zur Strecke bringen werde.«



Am Ende der Audienz führte Rasan Dscheridan und Panizar hinaus, nicht ohne dem Rosenritter noch eine Warnung ins Ohr zu flüstern »Mach keine Dummheiten, ich beobachte dich genau. Und lass deine Finger von ihr«, sagte er zu Dscheridan.

Danach kehrte Dscheridan zusammen mit Panizar zunächst zu Yasmina zurück. Sie empfing ihn mit einem Kuss und erkundigte sich nach seinem Wohlergehen. Leider hatte er nur wenig Zeit für Höflichkeiten und so fragte er sie nach Khelbara. Yasmina versicherte ihm glaubhaft, dass sie nicht wusste, mit wem sie es zu tun hatte. Khelbara hatte sie gestern zum ersten Mal aufgesucht, einige Schekel gespendet und sich angeregt mit Yasmina unterhalten. Anschließend hatte sie sie um eine Massage gebeten. Auch die übrigen Geweihten und Panizar kannten die Tätowierte nicht.

Diese Spur erwies sich als Sackgasse, aber der Ritter hatte noch eine Idee. Dscheridan suchte nach dem Gespräch mit Yasmina wieder das Teehaus auf und erkundigte sich nach Abdulrik. Zwar war Abdulrik nicht da, aber der Wirt erzählte ihm, dass er genauso wie jeden Abend dem Blauen Pfau einen Besuch abstatten würde.

So verbrachte Dscheridan den Tag damit, sich auf der Straße nach Khelbara umzuhören, aber außer ein paar Gerüchten schnappte er nichts weiter auf. Ihre Spur verlor sich schon kurz nach dem Verlassen des Tempels, fast so, als ob sie einen Zauber gewirkt hätte, um nicht aufzufallen. Niemand hatte eine Frau mit dieser auffälligen Schlangentätowierung gesehen.

Am Abend kehrte Dscheridan zum Teehaus zurück und wartete auf Abdulrik, der pünktlich zu Sonnenuntergang ankam.

»Die Zwölfe zum Gruße, Abdulrik«, grüßte Dscheridan Abdulrik, als dieser das Teehaus betrat.

Der wehleidig aussehende Mann war überrascht, aber sein Gesichtsausdruck hellte sich auf, als er den Rosenritter sah.

»Ah, Ihr! Ihr seid vor allen anderen da. Und, wie lief es mit Eurem Abenteuer?«

»Es ist noch nicht vorbei. Aber um es zu einem guten Abschluss zu bringen, benötige ich Eure Hilfe.«

Abdulrik war freudig überrascht, aber sein wehleidiger Gesichtsausdruck tauchte wieder auf, so als ob er ahnte, dass etwas von ihm verlangt werden würde, das Mühsal bedeutete.

»Meine Hilfe? Wie kann ich Euch denn helfen?«, fragte der Mann Dscheridan.

»Ich muss jene Magierin sprechen, vor der Ihr so viel Angst habt.«

»Khelbara? Bei den Zwölfen, geht nicht zu ihr! Sie wird Euch irgendetwas antun. Sie wird Euch in ihren Bann ziehen und dann werdet Ihr ihr verfallen!«

»Es ehrt Euch, dass Ihr an meine Sicherheit denkt, aber ich muss sie finden. Und ich weiß, dass Ihr wisst, wo sie sich aufhält«, sagte Dscheridan.

»Ich? Woher sollte ich wissen, wo man sie finden kann?«

Dscheridan lächelte.

»Ihr habt erzählt, dass Eurer Sohn Abubrecht ihr ganz verfallen ist. Es liegt nahe, dass Ihr und Euer Sohn ganz in Khelbaras Nähe wohnt und sie häufiger seht. Vermutlich habt Ihr sie bislang nur noch nicht verraten, weil Ihr befürchtet, dass sie Euch dann etwas antut.«

Abdulrik sah Dscheridan erstaunt an, dann verlegen und schlussendlich wurde sein wehleidiges Gesicht noch wehleidiger.

»Ich bin vor allem um Euch besorgt, Dscheridan. Ihr seid ein Sohn des Wagemuts, aber diese Khelbara ist gefährlich. Sie wird Euch umgarnen und verzaubern. Und nachdem sie Euch verführt hat, wird sie Eure Lebenskraft für irgendwelche finsternen Rituale einsetzen. Ich habe gehört, sie soll Amirhold in ihr Bett gelockt haben. Am nächsten Morgen war er so ausgelaugt, dass man es ihm ansehen konnte. Wie eine ausgepresste Arange. Oh, bei Pra-

ios, was hat diese dreizehnmalverfluchte Samenräuberin ihm nur angetan, diese ...«

»Abdulrik«, unterbrach ihn Dscheridan, »ich kann Euch versichern, dass ich vorsichtig sein werde. Aber von Euch hängt ab, ob ich einen wichtigen Auftrag zu Ende bringen kann oder nicht. Und von diesem Auftrag hängen Leben ab. Also, im Namen der Sultana, des Königs und von Rahja: Wo finde ich diese Khelbara?«

Abdulriks Widerstand war gebrochen, noch bevor er wirklich entstanden war. Er senkte seinen Kopf, sah dann wieder zu Dscheridan auf und sprach leise zu ihm, als ob er befürchtete, jemand anderes könnte hören was er sagte.

»Sie wohnt im gleichen Haus wie ich.«

Dscheridan hatte sich Abdulriks Wegbeschreibung zu seinem Haus gut eingeprägt und ihn darum gebeten, nicht mitzukommen, sondern sein abendliches Treffen wie immer abzuhalten. Er versicherte ihm nochmals, dass alles in Ordnung sei und er sich keine Sorgen machen brauche, weder um seine Wohnung, noch um sich oder seinen Sohn.

Das Haus war ein großer rechteckiger Bau, in dem mindestens ein Dutzend Familien lebten. Der Innenhof war groß und einladend. Abdulrik hatte Dscheridan erzählt, dass Khelbara und die Frau, die mit ihr zusammenwohnte, im Innenhof bisweilen Schüler in Zauberei unterrichteten. Es war ein offenes Geheimnis, dass Khelbara früher in den Diensten Orons stand, doch die Besitzerin des Hauses hatte offenbar ein Abkommen mit der Magierin und ihrer Begleiterin geschlossen. Die Nachbarn schützten sie, auch Abdulrik. Während viele es aus Freundlichkeit taten, weil Khelbara ihre Wehwehchen und Krankheiten heilte, hatte Abdulrik einen anderen Grund. Er fürchtete sich davor, dass er seine Wohnung verlieren konnte, da die Besitzerin und Khelbara offenbar befreundet waren. Dennoch missfiel ihm alles, was sie tat. Er hatte eine so schlechte Meinung über sie, wie ein Praiosgeweihter über Dämonen. Dscheridan glaubte, dass es vor allem mit seinem Sohn zusammenhing. Der Jüngling Abubrecht schien sich, wie es für viele Jungen seines Alters üblich war, langsam aber sicher für das weibliche Geschlecht zu interessieren. In die-

sem Fall für die Magierin, die er jeden Tag in rahjagefälliger Gewandung im Innenhof sah und die ihn wohl schon bezirzt hatte.

Ich kann es ihm nicht verdenken. Ich verstehe ihn sogar sehr gut.

Zu dieser späten Tageszeit, es musste die neunte Stunde nach Mittag sein, war der Innenhof leer und verlassen. Dscheridan konnte ihn durch einen Bogen zwischen der Vorderseite des Gebäudes erreichen und sah sich dort nur kurz um, bis er zur Eingangstür von Khelbaras und Lajellas Wohnung ging. Lajella war die Frau, mit der Khelbara zusammenwohnte. Abdulrik hatte nicht viel über sie sagen können, aber seine Meinung über Lajella war um Längen besser als die über Khelbara.

Vielleicht sind sie mehr als nur Zimmergenossinnen. War ich ein Narr, als ich mir einbildete, dass die Magierin erfreut war, mich im Rahjatemplel zu sehen? Vielleicht gab es einen guten Grund für die Massage durch eine Frau und nicht durch einen Mann? Oder schätzt sie beide Geschlechter gleichermaßen? Ach, ich sollte mir nicht so viele Gedanken darüber machen. Jetzt ist erst einmal wichtig, ob sie mir helfen kann.

Dscheridan klopfte nicht an, sondern untersuchte, ob man den Türknauf herunterdrücken und die Tür einfach öffnen konnte. Sie war abgeschlossen. Also versuchte er es mit einem gewöhnlichen Klopfen.

»Wer ist da?«, hörte er eine weibliche Stimme aus der Wohnung fragen. Es war nicht Khelbaras Stimme, dessen war sich Dscheridan sicher.

»Man nennt mich Dscheridan al'Awān. Ich bin ein Ritter der Rose und ich benötige Hilfe von einer belesenen Dame«, antwortete Dscheridan.

Es dauerte einen kurzen Moment, dann öffnete sich die Tür und er erblickte eine Tulamidin mit einem misstrauischen Gesichtsausdruck und einem roten Fez auf dem Kopf. Sie blickte ihn musternd an. »Wen sucht ihr genau?«

»Ihr Name ist Khelbara. Sie und ich sind uns schon einmal begegnet. Nun brauche ich ihre Hilfe«, sagte Dscheridan.

»Wenn das so ist, dann kommt herein.«

Dscheridan trat ein, während die Frau die Tür schloss. Die Wohnung war einfach und sauber, und Dscheridan sah schon vom

Flur aus, dass das Wohnzimmer voller Bücher war. Doch er hatte keine Zeit, sich darauf zu konzentrieren, denn er hörte hinter sich, wie die Frau etwas murmelte und Dscheridan kannte dieses tulamidische Wort. Es war ein Zauber, den die meisten Gelehrten nur in seiner Magierbosparano-Variante kannten: »Paralysis«. Dscheridan spürte, wie seine Glieder sich versteiften und er große Probleme bekam, sich zu bewegen. Selbst als er »Nein, bitte nicht« sagen wollte, kam nur ein langgezogenes »Nnnneeeiii-innn« aus ihm heraus. Sogar seine Zunge war gelähmt. Dennoch konnte er sich noch bewegen, die Zauberin war nicht so mächtig, dass sie ihn sofort ganz versteinern konnte. Er hatte sich so weit gedreht, dass er Lajella sehen konnte und wie sie zu einer Waffe griff, die seitlich neben der Tür an der Wand lehnte. Dscheridan hatte keine Chance, rechtzeitig seinen Säbel zu ziehen, also warf er sich gegen Lajella und versuchte sie umzuwerfen. Sie war jedoch deutlich schneller als er, hatte die Waffe, einen langen Holzstab, bereits ergriffen, konnte jedoch nicht rechtzeitig ausholen. Dscheridan fiel ihr entgegen, hielt sich am Stab fest und fing an mit ihr um die Waffe zu kämpfen. Der Ringkampf wäre schnell für Dscheridan entschieden gewesen, denn er war stärker als die Frau, aber durch die magische Lähmung fiel es ihm schwerer als erwartet, sie zu Boden zu ringen. Dennoch dauerte es nur ein paar Augenblicke, bis er sie niederdrücken konnte. Sie trat ungeschickt nach seinem Gemächt, versuchte anschließend ihr Knie in seine Weichteile zu stoßen, aber Dscheridan konnte sie überwältigen. Er wusste nicht genau, was er mit ihr machen sollte, aber als der Zeitpunkt gekommen war zu handeln, öffnete sich die Eingangstür und beide sahen zu Khelbara auf, deren Gesichtsausdruck verriet, dass sie keinen Ringkampf auf dem Boden erwartet hatte.

»Lass gut sein, Jella. Ich kenne den Mann. Und ich habe seine Gedanken gelesen, er wird uns nichts tun.«

Lajella drückte noch einmal wütend den Stab gegen Dscheridan, der verwundert von ihr stieg, immer noch gelähmt durch den Zauberspruch.

»Duuu haaast meeeine Gedaaaanken geleeeseen?«, fragte Dscheridan immer noch angeschlagen.

»Ich hatte die Möglichkeit und die Fähigkeit dazu. Hättest du das nicht auch bei jemandem gemacht, der dich heimlich beobachtet, während du nackt auf einer Massagebank liegst?«

»Er hat dich beobachtet, als du nackt warst?«, fragte Lajella erstaunt.

»Selbstverständlich. Oder hast du schon mal eine Ganzkörpermassage angezogen genossen?«

Khelbara fing zu grinsen an, schloss die Tür, schaute vorher aber noch einmal in Richtung des Fensters, an dem Abubrecht saß und sie heimlich beobachtete.

»Deine Lähmung wird nicht lange anhalten. Jella wollte dich nicht verletzen, nur aufhalten und überwältigen. Sie misstraut fremden Besuchern, seitdem jemand vor einiger Zeit bei uns eingedrungen ist.«

Dscheridan spürte, wie die Kraft des Zauberspruchs bereits nachließ, stand auf und rieb sich das Kinn, da er dort noch immer ein Taubheitsgefühl verspürte.

»Ich muss zugeben, dass ich überrascht bin, dass du hierher gefunden hast. Entscheidend dürfte aber eher sein, warum du hier bist«, sagte Khelbara.

»Ich bin hier, weil ich deine Hilfe brauche.«

»Wegen deiner Verletzung am Bein? Ich bin mir nicht sicher, ob man dagegen noch etwas tun kann. Die Wunde ist schon älter und sie sieht fast so aus, als ob die Shaz-Man-Yat persönlich zugebissen hätte«, sagte Khelbara und fing an zu lachen.

»Das hier führt mich zu dir«, sagte er zu Khelbara und holte das Amulett mit dem Ziegenkopf hervor. »Hast du dieses Amulett schon einmal gesehen und kannst mir mehr darüber sagen?«

Sie sah sich das Amulett an und ihr Lächeln verschwand. »Vielleicht.«

»Es ist wichtig. Das Amulett hat die Sultana bei einem Zirkel von Kultisten erbeuten können, aber der Hohepriester ist ihr entwischt und sie glaubt, dass er immer noch irgendetwas im Schilde führt.«

Khelbara überlegte, Lajella, die sich mittlerweile erhoben hatte, sah Dscheridan unfreundlich an, dann wurde ihre Neugier aber ebenfalls durch das Amulett geweckt.

»Ich kenne das Symbol«, sagte Khelbara, nicht ohne einen unglücklichen Blick auf das Amulett zu richten.

»Dann los, rede.«

»Nicht so voreilig. Du kommst uneingeladen in mein Haus, erwartest, dass ich dir und der Sultana helfe, die meinen Kopf haben will, und nun wirst du auch noch ungeduldig.«

»Die Gruppe hat versucht, Menschen zu opfern.«

Die Magierin dachte einen langen Augenblick nach.

»Also schön. Lajella und ich werden noch einige Nachforschungen anstellen müssen, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass dieses Symbol für den Zirkel der schwarzen Ziege steht.«

»Was ist das für ein Zirkel? Einer aus oronischer Zeit?«

»Ja«, sagte sie, und wartete einen Augenblick, während Dscheridan sie erwartungsvoll ansah. »Ich nehme an, du willst es genauer wissen. Na schön. Der Zirkel der schwarzen Ziege gründete sich einige Monate vor dem Untergang Orons. Das Ziel des Zirkels war die Unterwanderung der Rahjakirche. Sie wollten Levthan, den sie für Belkeles Sohn hielten, die Position einnehmen lassen, die Rahja innehat. Durch die Opferung von möglichst vielen Rahjageweihten erhofften sie sich eine Schwächung der Schönen Göttin und eine Stärkung Levthans. Die Mitglieder kannten zudem angeblich ein Ritual, mit dem sie ihren Gott herbeirufen konnten. Da dies aber viel Kraft kostete, war dies nur über eine größere Ansammlung von geweihten Blutopfern möglich. Aber der Zirkel ging unter, als das Ende des Moghulats gekommen war. Das aranische Militär tötete die letzten Zirkelmitglieder«, erklärte Khelbara

»Offenbar war man nicht gründlich genug. Ein paar Mitglieder dieses Zirkels müssen überlebt haben.«

»Vielleicht. Oronis sind schon immer geschickt darin, unterzutauchen.« Khelbara lächelte Dscheridan spöttisch an. »Vielleicht kann uns ein Mann weiterhelfen, der früher mit dem Zir-

kel Geschäfte gemacht hat. Er heißt Feruzef al'Magla und ist ein Rauschkrauthändler aus dem Suq.«

»Lass uns gleich zu ihm gehen. Je eher wir alles erledigt haben, desto besser.«

»Wir? Nun ja, vielleicht komme ich mit und helfe dir. Vielleicht. Aber nicht mehr heute. Meine Erinnerung könnte trügerisch sein und ich will noch ein paar Bücher konsultieren, in denen mehr über den Zirkel steht. Man sollte keinen Feind angreifen, wenn man ihn nicht gut kennt«, sagte Khelbara

Sie gab Lajella Anweisungen, einige Bücher aus der Bibliothek zu holen.

»Was gäbe ich nicht für eine größere Bibliothek. Du hast nicht zufällig den fünften Band der Encyclopaedia Magica?«, fragte Khelbara Dscheridan nicht ganz ernst gemeint.

Der Ritter war ungeduldig, aber er sah ein, dass er ohne Khelbaras Hilfe nicht vorankommen würde. Und da sie über Feruzef schwieg, konnte er wenig tun.

»Bis wir fertig sind, kann es einige Stunden dauern. Du kannst morgen wiederkommen« Khelbara hielt kurz inne und ergänzte dann. »Oder du kannst unser Gästezimmer benutzen, wenn du nicht weißt, wo du übernachten sollst.«

»Habt Dank für das Angebot. In der Tat habe ich noch keine Bleibe für die Nacht«, log Dscheridan, der im Blauen Pfau für heute ein Zimmer hatte, aber das Angebot der hübschen Magierin nicht ausschlagen wollte,

Er war müde. Früher, als er noch jünger war, hätte ihn ein solches Abenteuer nicht so schnell erschöpft. Aber eine lange Nacht, die Audienz, die Nachwirkungen des Paralysis' und der Kampf mit Lajella hinterließen ihre Spuren.

Ach, was bin ich weich geworden. Als ich noch zwanzig Jahre jünger war, habe ich immer über die alten Säcke geschimpft. Und nun bin ich selbst einer. Aber bei Rahja, ich werde wieder in Form kommen und beweisen, dass noch immer mit mir zu rechnen ist.

Lajella führte ihn missmutig in eine Kammer, die durch einen Vorhang vom Rest der Wohnung abgetrennt war.

»Mach keine Dummheiten, ich beobachte dich genau. Und lass deine Finger von ihr«, sagte Lajella und verließ Dscheridan.

Der Rosenritter machte es sich auf dem Gästebett gemütlich und überlegte, wie er weiter vorgehen wollte.



Dscheridan hatte die Augen geschlossen und stellte sich die hübschen Frauen vor, denen er in Elburum begegnet war. Yasmina, Shanya, Khelbara. Lajella war nicht sein Typ und sie mochten sich gegenseitig nicht, aber sie war keineswegs hässlich. Dscheridan stieß einen Seufzer aus. Er hatte erwartet, in erotische Abenteuer verstrickt zu werden und nun musste er sich mit einem Zirkel oronischer Schurken auseinandersetzen. Zugleich machte er sich aber Hoffnung, Shanya dadurch für sich zu gewinnen.

Dscheridan war schon halb eingeschlafen, als er Geräusche hörte. Hinter dem Vorhang, der seine Kammer vom Flur der Wohnung trennte, zeichnete sich eine Gestalt ab. Trotz des wenigen Lichts – nur die Sterne und der Mond erhellten den Raum durch das Fenster –, konnte er sehen, wie sein Besucher den Vorhang beiseiteschob. Dscheridan tastete nach seinem Säbel, der ihm schon unzählige Male das Leben gerettet hatte, und seine Finger fanden die Scheide und den Knauf. Die Gestalt war leise, doch keineswegs darauf bedacht sich an ihn heran zu schleichen. Sie entzündete wie von Zauberhand eines der Öllämpchen auf einer Kommode und Dscheridan sah nun, dass Khelbara zu ihm gekommen war.

Rahja, als ob du meine Gedanken gelesen hättest! Aber gewiss wird sie nur eine schlechte Nachricht überbringen oder mich wieder versuchen zu täuschen.

Khelbara wandte sich Dscheridan zu, öffnete den Gürtel, der ihren Mantel festhielt und ließ ihn zu Boden sinken.

Oder, du bist die beste Göttin von allen und schenkst mir die Erfüllung meiner Träume!

Die Schwanzspitze der Schlange, von der sich Dscheridan während seines Tempelbesuchs fragte, wo sie endete, umrundete

halb den Bauchnabel der Magierin. Er betrachtete ihre wohlgeformten Brüste, die keinen Vergleich mit den weiblichen Rundungen Yasminas zu scheuen brauchten. Und Dscheridan blickte noch tiefer. Die Magierin war in der Tat vollkommen nackt. Abdulrik hatte ihm in einem Schwall von Verwünschungen berichtet, dass sie einen Zaubertrick beherrschte, der alles Körperhaar unterhalb der Augenbraun und des Haupthaars entfernte. *Sie hat ihn offensichtlich auf sich selbst angewandt.* Langsam ging sie auf ihn zu, jeder ihrer Schritte eine Betonung ihrer Sinnlichkeit.

»Ich ...«, versuchte Dscheridan irgendeinen Satz anzufangen, von dem er nicht mal wusste, wie er enden sollte, als Khelbara ihn erreicht hatte und ihm abermals mit einem auf den Mund gelegten Zeigefinger verdeutlichte, dass er still sein sollte.

Wie im Tempel. Aber dieses Mal lasse ich mich nicht fesseln und täuschen.

Dscheridan spürte seine Männlichkeit erwachen. Khelbara musste das ebenfalls bemerkt haben, lächelte und griff mit ihrer Hand in Dscheridans Hose. Zunächst fing sie nur an, sein Glied zu massieren. Obwohl er von dieser Wendung überrascht war, setzte sich Dscheridan nach kurzem Zögern aufrecht hin und fing an, die Brüste und den Hals der Magierin zu küssen. Er hörte sie kichern und war sich nicht ganz sicher, ob er zu zaghaft war und sie amüsiert über seinen Versuch war, oder ihr seine zärtliche Behandlung gefiel. Ihre Haut duftete nach einem leichten Parfüm, eine Mischung aus Jasmin und etwas, was Dscheridan nicht zuordnen konnte.

So muss es in Rahjas Paradies duften.

Wenn eine Frau zu viel Parfüm aufgetragen hatte oder das falsche wählte, wurde Dscheridan mitunter übel, wenn er sie küsste oder leckte. Selbst bei seiner Frau passierte das manchmal. Aber der Geruch und der Geschmack von Khelbaras Parfüm betörten ihn und seine Lust wuchs. Khelbara hielt sein Glied weiter umgriffen und bewegte ihre Hand rhythmisch nach oben und unten. Dscheridan verzehrte sich nach ihr und sie fingen an sich zu küssen. Ihre Leidenschaft für ihn überraschte ihn.

Ihre rosigen Rahjaknospen waren steif geworden und Dscheridan küsste sie abwechselnd, bis sich Khelbara seinem Griff entwand und tiefer glitt. Er spürte ihre Lippen zunächst auf seinen Brustwarzen, dann auf seinem Bauch und schließlich um sein Glied. Er stieß ein lustvolles Stöhnen aus, da sie, anders als Yasmina, eine deutlich härtere Praxis bevorzugte.

Dscheridan wollte ihr nicht alleine die Führung überlassen. Es dauerte schon eine halbe Ewigkeit, in der Khelbara sein Gemächt mit ihrer Zunge verwöhnte und es gelegentlich auch zwischen ihren Brüsten rieb, als sich Dscheridan entschloss, dass es nun genug sei.

Er stand auf, wechselte mit ihr die Position, und fing an, zunächst erneut ihre Brüste zu küssen, wanderte dann aber weiter nach unten. Seine Zunge folgte den Linien ihrer Tätowierungen bis zum Bauchnabel. Sie stieß laute Seufzer der Lust aus und ihr Körper richtete sich in einem leichten Bogen auf. Dscheridans Hände spreizten ihre Schenkel, um ihren Tempel der Lust freizulegen. Er verspürte Lust, ihr die gleiche Freude mit der Zunge zu bereiten wie sie bei ihm. Erst zögerlich, dann immer mutiger verwöhnte er sie mit der Erfahrung seiner hundert Liebschaften. Als ihre Erregung zunahm, nahm Dscheridan außerdem seine Finger zu Hilfe, um ihr noch mehr Lust zu verschaffen.

Er merkte, dass sie genug von dem rahjanischen Vorspiel hatte, als sie aufstand und ihn wieder auf das Bett zog. Sie drückte ihn auf das Laken, sodass er auf dem Rücken lag. Anschließend stellte sie sich über ihn und ergriff sein Glied, dass sich schon nach ein paar Berührungen wieder versteift hatte. Mit Geschick führte sie es in ihre Lustgrotte ein, setzte sich auf Dscheridan und fing an, ihm mit reitenden Bewegungen höchste Verzückungen zu bereiten. Was erst als sachter Ritt anfang, wurde bald zu einem immer zügelloseren Galopp.

Dscheridan spürte, wie er und sie sich der Ekstase näherten. Er fühlte sich, als wäre er wieder zwanzig. Kraftvoll, ausdauernd und unerschöpflich. Schon seit Jahren hatte er dies nicht mehr erlebt. Seine Hände umklammerte Khelbaras Hüfte und Gesäß. Er spürte ein ekstatisches Beben in sich und in ihr aufsteigen.

»Was beim Namenlosen ...«, hörte Dscheridan plötzlich eine Frauenstimme von Richtung des Vorhangs. Er sah dort hin und sein Geist wurde augenblicklich von Scham ergriffen. Khelbara hatte ebenfalls aufgehört, sich vor- und rückwärts auf ihm zu bewegen. Ihr Stöhnen hatte aufgehört und sie blickte über ihre Schulter, um zu sehen, wer sie störte. Anders als Dscheridan befand sie sich mit dem Rücken zur Tür.

Dscheridan hatte daran gedacht, dass sie beide von Lajella überrascht werden konnten. Immerhin waren sie, trotz Khelbaras Aufforderung zu Beginn ihres Liebesspiels, nicht gerade leise gewesen. Gewiss wäre es peinlich gewesen, wenn Lajella sie so gesehen hätte, aber es wäre etwas gewesen, was man hätte erklären können. Aber an der Tür stand nicht Lajella. Dort stand Khelbara. Angezogen. Mit einem verwunderten Gesichtsausdruck.

Die nackte Khelbara auf ihm schien erzürnt zu sein, drehte sich halb um und erhob sich, sodass Dscheridans Gemächt unsanft aus ihrer Scheide gezogen wurde. Die angezogene Khelbara blickte auf ihre nackte Doppelgängerin, immer noch zu verwirrt, um zu reagieren. Die Nackte hingegen begann ein an ein Echsenwesen erinnerndes Geräusch von sich zu geben. Ihr Antlitz entstellte sich, und die angezogene Khelbara richtete reaktionsschnell ihren Magierstab auf sie und nahm eine Abwehrhaltung ein.

Noch vor ein paar Augenblicken war für Dscheridan Khelbaras Lustgrotte der verführerischste Ort der Welt gewesen, in diesem Moment der schrecklichste. Er sah, wie dort, wo eben noch sein Sayif Rahjas Wonnen genossen hatte, ein Maul mit reißenden Zähnen auftauchte. Er schrie auf und stieß mit voller Kraft die Nackte von sich. Schreiend landete diese vor dem Bett, war aber erstaunlich schnell wieder aufgesprungen und zischte ihn an. Das eben noch so begehrenswerte Geschöpf hatte ein wutverzerrtes Gesicht aufgesetzt und Dscheridan fing an zu schreien.

»Fulminictus!«, schrie die angezogene Khelbara und im gleichen Augenblick sah Dscheridan, wie die Nackte einen magischen Schlag abbekam, der sie zusammenzucken ließ. Sie stand aber immer noch, ergriff den Stuhl neben sich und schlug damit auf Dscheridan ein. Der Treffer am Kopf ließ den Rosenritter auf das

Bett zurücksinken. Er nahm jedoch wahr, wie die Nackte auf die Angezogene sprang und sie beide zu Boden gingen. Die Nackte lag oben, während die echte Khelbara alle Mühe hatte, sich gegen sie zu wehren.

»Erst töte ich dich, dann ficke ich dich, du Fotze. Oder vielleicht töte ich euch erst beide und dann ficke ich euch«, schrie das Geschöpf. Die Nackte hatte deutlich mehr Kraft als die bekleidete Khelbara. Dennoch gelang es dieser, obwohl sie auf dem Rücken lag, ihren Stab quer zu halten und sich vor den Bissen der Bestie zu schützen.

Dscheridan griff erneut nach seiner Waffe, dieses Mal war er jedoch zu benommen, um sie gleich zu finden.

»Oder ich ficke dich, während ich dich töte, du Hure«, zischte die Bestie, die offenbar einen noch besseren Plan eronnen hatte.

Ein seltsames Geräusch war zu hören und aus dem zahnbewehrten Maul zwischen den Beinen der Nackten kam eine Art Penis hervor, der jedoch ebenso wie ihre Scheide messerscharfe Zähne aufwies. Die Angezogene sah die neue Bedrohung und wurde ganz still, da das beißende Geschlechtsteil nicht weit von ihrem Körper entfernt war und bereits ihre Kleidung berührte.

Dscheridans Hand fand die Scheide, zog seinen prachtvollen Khunchomer und sprang in Richtung des Ungeheuers. Mit aller Kraft die noch in ihm war, schlug er zu und fand den Hals. Er trennte den Kopf bis zu Hälfte ab. Das Wesen war aber nicht tot, sondern es jaulte unmenschlich auf, warf den Kopf hin und her, der nur noch lose am Fleisch hing. Dort wo ein Mensch geblutet hätte, kamen grünes Blut und Rauch zum Vorschein. Mit beiden Händen umklammerte der Rosenritter seine Waffe und schlug noch einmal zu, dieses Mal fiel der Kopf auf den Boden und alles Unleben wich aus dem Geschöpf. Der Körper regte sich nicht mehr, auch nicht die bissige Vagina und der Penis. Die echte Khelbara stieß den Körper sofort angewidert mit ihrem Stab von sich und stand auf.

»Das verlangt einiges an Erklärung«, sagte die schwer durchatmende Magierin.

»In der Tat. Ich kann dir aber nicht sagen, was das war.«

»Diese Erklärung kann ich dir vermutlich geben. Zuvor interessiert mich eher, warum du dich mit einem Wesen der Niederhöllen vergnügt hast, dass so aussieht wie ich. In meiner Wohnung. Und du solltest dir etwas anziehen.«

Dscheridan bedeckte seine Blöße und überprüfte, ob das Wesen tot war. Es begann sich aufzulösen.

»Ich dachte, du wärst es.«

»Das ist keine gute Erklärung«, sagte die Magierin, die den bestürzten Dscheridan dabei aber anlächelte.

»Wir können glücklich darüber sein, dass deine Waffe offenbar magisch ist, sonst hättest du dem Dämon nicht solchen Schaden zufügen können«, sagte Khelbara, die nun ebenfalls die sich auflösenden Überreste der Bestie betrachtete.

Lajella war ebenfalls dazugekommen und sah Dscheridan so an, als ob er Schuld hätte. Khelbara berichtete ihr und Lajella sagte, dass sie Schutzvorkehrungen treffen wollte, falls weitere Dämonen in der Nähe waren. Sie verschwand und ließ die anderen beiden alleine zurück.

»Ich kenne diese Wesen. Es ist ein Dämon aus dem Gefolge Belkelels. Man nennt es Tja'Makra. Ich bin einem solchen Wesen früher schon einmal begegnet. Unangenehmes Miststück«, berichtete Khelbara.

»Ich habe von ihnen gelesen. Es sind niedere Dämonen, aber dennoch sehr gefährlich«, sagte Dscheridan.

»Das sind sie. Sie nehmen eine vom Beschwörer gewünschte, menschliche Gestalt an. Eine Gestalt, die auf andere äußerst attraktiv und begehrenswert wirkt. Denn Tja'Makra muss mit jemandem schlafen, um ihr Ziel zu erreichen.«

»Und welches Ziel wäre das?«, wollte Dscheridan wissen.

»Es gibt zwei Aufträge, die der Beschwörer erteilen kann. Entweder soll die Dämonin eine Geschlechtskrankheit übertragen, um beispielsweise eine Seuche auszulösen. Oder sie soll ihr Opfer durch Bisse in den Genitalbereich töten.« Dscheridans angewidertes Gesicht bei der Erwähnung der Geschlechtskrankheiten sorgte für ein spöttisches Lächeln auf Khelbaras Gesicht. »Eine bissige Muschi«, ergänzte Khelbara, nicht ohne Dscheridan dabei

ein wenig schadenfroh anzusehen. »Du hast Glück gehabt, wenn dein wilder Ritt noch ein paar Augenblicke länger gegangen wäre, dann hätte es eine ganz schöne Sauerei in meinem Gästebett gegeben.«

»Aber wer sollte sie auf mich ansetzen?«, überlegte Dscheridan laut und versuchte den Gedanken zu verdrängen, dass er fast seine Männlichkeit verloren hätte.

»Das wirst du eher wissen als ich. Aber derjenige muss gewusst haben, dass du hier bist. Die Dämonin kann dich nicht durch Zufall gefunden haben und mir wäre nicht bekannt, dass man ihr befehlen kann, nach einem bestimmten Opfer zu suchen. Und derjenige muss auch mich gekannt haben, sonst hätte das Wesen aus seiner Erinnerung nicht meine Gestalt annehmen können.«

Der Ritter wurde bleich. Er hatte einen schlimmen Verdacht.



Dscheridan und Khelbara rannten so schnell sie konnten in Richtung des Rahjatempels. Er hatte die Geweihten nach Panizar gefragt, aber der Diener war nicht anwesend. Sie berichteten ihm, dass er in Begleitung Yasminas den Tempel verlassen hatte. Ein Blick zu Khelbara enthüllte ihm, dass sie sich ebenfalls um die Geweihte sorgte. Die Magierin und der Ritter besprachen sich nur kurz und verließen eiligst den Tempel.

Vielleicht mache ich mir umsonst Sorgen. Aber ich kann es nicht riskieren.

Sie rannten weiter durch die Gassen Elburums. Dscheridan ließ Khelbara vorrennen, denn sie kannte sich hier besser aus und wusste, zu welcher Rauschkrauthöhle im Suq sie mussten, um Feruzef zu sprechen.

Das Haus war ein heruntergekommenes Gebäude. Selbst der weiße Putz, der Elburum den Beinamen verlieh, war an den Wänden abgeplatzt oder vergilbt. Der Geruch von Ilmenblatt und Cheriacha strömte von der Tür hinaus auf die Straße. Dscheridan zögerte nicht lange, trat vor und ging in das Haus hinein. Das Innere war ebenso schäbig wie das Äußere. Überall lungerten bei

schwachem Licht weniger Öllampen berauschte Gestalten herum. Sie lagen auf schäbigen Diwanen, Kissen oder schmutzigen Decken, zogen an ihren Wasserpfeifen die unheilvollen Dämpfe des Rausches ein. An einem Tisch saß ein dicker Mann mit Schnauzbart und Fez auf dem Kopf, vor sich eine Waage, auf der er ein weißes Pulver wog. Als er Dscheridan und Khelbara sah, wollte er sich erheben und wegrennen, aber die Magierin kam ihm zuvor und brüllte ihm ein Wort entgegen, dass ihn schmerzhaft aufschrien ließ: Corpofesso. Dscheridan war nur einen Augenblick später bei dem Mann, zog seinen Khunchomer und richtete ihn auf den herbeigeeilten Leibwächter, der dem Dicken zu Hilfe kommen wollte.

»Nur zu, sei so dumm und versuch es. Meine Waffe hat schon lange kein Blut mehr geleckt«, bedrohte Dscheridan den Leibwächter grinsend.

Doch der Leibwächter tat ihm den Gefallen nicht, sondern hob seine Hände.

Khelbara war nun ebenfalls zu dem schreienden Mann getreten und sah ihn finster über den Tisch hinweg an.

»Wo sind sie, Feruzef? Ich stelle dir diese Frage nur einmal. Du weißt, dass ich nicht scherze«, drohte Khelbara und richtete ihren Stab auf ihn.

Der Mann wimmerte immer noch vor Schmerzen, aber er streckte seine rechte Hand aus und deutete mit dem Zeigefinger auf eine Treppe.

Sie sind hier? Vielleicht haben wir ja doch noch Phex auf unserer Seite!

Dscheridan grinste den Leibwächter noch einmal an und rannnte dann los. Khelbara folgte ihm, ließ aber zunächst Feruzef und den Leibwächter nicht aus den Augen. Die beiden folgten ihnen nicht und die restlichen Gäste des Hauses waren viel zu tief in ihrem Rausch gefangen, um überhaupt wahrzunehmen, was gerade passiert war.

Die Treppe nach oben schien aus endlosen Stufen zu bestehen. Dscheridan war bereits nach der Hälfte außer Atem.

Ich werde zu alt für Abenteuer dieser Art. Aber heute muss es noch reichen, bei Rondra und Rahja!

Dscheridan erreichte die Tür im oberen Stockwerk und trat sie mit einem Tritt ein. Dahinter sah er Panizar und Yasmina. Die Geweihte war an einen hölzernen Götzen gekettet, der entfernt an eine Ziege erinnerte. Sie war entkleidet und scheinbar bewusstlos. Panizar hingegen hatten eine Halbmaske aufgezogen, die abstehende Hörner aufwies. In seiner Hand trug er einen langen Dolch, von der Größe her fast schon ein Kurzschwert. Er wirkte überrascht, doch Dscheridan konnte seinen Vorteil nicht ausnutzen, denn als er Panizar angriff, war dieser so gefasst, dass er die Klinge des Ritters geschickt abwehrte und zu einem Gegenangriff ansetzte.

Doch der Kultist hatte offenbar nicht damit gerechnet, wie unterlegen er Dscheridan wirklich war. Zwar hatte er kurze unheilvolle Worte in einer fremden Sprache gemurmelt, aber Dscheridan ließ sich davon nicht beeindrucken. Khelbara hatte ihm außerdem gesagt, dass sie ihn mit ihren Zauberkraften gegen die Macht des Priesters beschützen würde.

Du hättest dir deinen Gegner besser aussuchen sollen, du Schurke.

Drei Hiebe mit dem Khunchomer sorgten dafür, dass Panizar aus drei schweren Schnittwunden blutete. Noch bevor Khelbara die Türschwelle überschritt, setzte Dscheridan einen weiteren Hieb an, Panizar wich zurück und verlor das Gleichgewicht. Schreiend brach er durch das zugenagelte Fenster und fiel hinunter auf die Straße. Dscheridan schaute zu ihm hinunter, aber erst als er sich sicher war, dass der Kultist endgültig zu seinem finsternen Herrn gefahren war, sah er sich zu der immer noch gefesselten Geweihten um. Khelbara untersuchte sie bereits, sah Dscheridan aber erleichtert an. »Sie ist nur bewusstlos. Er hat sie mit einem Schlafmittel betäubt. Ihr fehlt nichts.«



Khelbara hatte mit einem Zauberspruch die bewusstlose Yasmina geweckt, die sie hilfesuchend umarmte. Dscheridan war wieder nach unten gegangen, doch von Feruzef und seiner Leibwache fehlte jede Spur. Sie waren geflohen. Draußen hatte er den toten

Panizar nochmal überprüft und den herbeigeeilten Bürgern gesagt, dass sie die Stadtgarde rufen sollten.

Mit Khelbara hatte er sich in der Stube von Panizar umgesehen und ein Buch entdeckt, eine heilige Schrift des Zirkels der schwarzen Ziege. Offenbar war Panizar der Sohn des letzten Hohepriesters des Kultes gewesen und hatte über Jahre hinweg im Untergrund Elburums bei Sympathisanten Orons gelebt, bis er alt genug war, um den Zirkel neu zu beleben. Sein Plan war es, die Sultana selbst zu opfern und deswegen suchte er ihre Nähe. Als Tempeldiener schöpfte niemand Verdacht und er konnte so oft mit ihr in Kontakt treten. Es gelang ihm jedoch durch Rassans wachsamen Augen niemals, eine günstige Gelegenheit zu finden, die Sultana zu entführen und zu opfern. Also entschied er sich, es bei einer einfachen Geweihten zu versuchen. Panizar ging davon aus, dass die Wahrscheinlichkeit größer war, dass sein Ritual zur Beschwörung Levthans gelingen würde, je mächtiger die geopferten Geweihten waren.

»Er war ein Trottel. Dieses Beschwörungsritual kann keinen Gott herbeirufen. Aber ich vermute, dass damit ein machtvoller Dämon namens Khelevathan beschworen wird«, sagte Khelbara.

»Lasst uns das Buch verbrennen, es richtet nur Schaden an.«

»Ihr klingt wie ein Praiot. Wir sollten niemals Bücher verbrennen«, sagte Khelbara.

»Keine Diskussionen!«

Khelbara gehorchte nur widerwillig. »Bedauerlich. Meine Bibliothek ist so klein, jedes Buch eine Bereicherung. Und keine Sorge, ich hätte es nur studiert, um besser gegen solche Wesenheiten vorgehen zu können.«

»Warum hat er den Dämon hinter dir hergeschickt und woher wusstest du, dass er es war?«, wollte Yasmina wissen.

»Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich denke, er wollte mich ausschalten, weil ich ihm auf die Schliche gekommen wäre. Ich stellte, nach der Anwerbung durch Shanya, eine Gefahr für ihn dar. Immerhin war ich auf ihn angesetzt. Er hat sich ganz aus Versehen in diese Lage gebracht. Hätte er nicht seine Rolle als treuer Tempeldiener so gut gespielt und mich Shanya vorgestellt, wäre

er mit seinen Plänen vielleicht durchgekommen. Vielleicht war es aber auch sein Plan, da er so den auf ihn angesetzten Diener Shanyas leichter umbringen konnte. Und was deine zweite Frage betrifft: Ich hatte vermutet, dass es nur jemand sein konnte, mit dem ich in den letzten Stunden zu tun hatte, und der meine Pläne kannte, mich möglicherweise durch die Stadt verfolgt hat. Erst dachte ich, es sei Vater Rasan.«

»Vater Rasan ist gefährlich, aber sicherlich kein Dämonenbeschwörer. Der hier hingegen war ein Zauberer. Der Raum ist voller Beschwörungsutensilien für den Tja'Makra-Dämon«, sagte Khelbara.

»Ja, deswegen fiel mein Verdacht schnell wieder auf jemand anderen. Rasan konnte gewiss als Geweihter keine Dämonen beschwören. Panizar hingegen war kein Geweihter, aber er war bei der Besprechung zwischen mir, Rasan und Shanya anwesend. Und Shanya schien mir die unwahrscheinlichste Option als Tatverdächtige. Deswegen wollte ich zum Tempel. Als ich dort hörte, dass er und Yasmina weggegangen sind, nahm ich schon an, dass etwas nicht stimmt. Und es bewahrheitete sich.«

»Er wollte mich zu einem jungen Mann bringen, der dringend Hilfe brauchte. Und er führte mich hierher. Vorher hatte ich etwas Tharf getrunken. Ich glaube, Panizar hatte den Wein vergiftet, denn mir wurde vor diesem Haus übel und ich verlor das Bewusstsein«, sagte Yasmina, die Dscheridan liebevoll anlächelte.

»Ich bin mir sicher, er wollte dein Blut seinem Gott opfern und dann eine Lügengeschichte erzählen, dass du im Suq entführt worden wärst. Das hätte zum Kult gepasst und man hätte ihm sicherlich geglaubt. Irgendwann hätte man dann deine Leiche gefunden. Und irgendwann wäre auch Shanya an der Reihe gewesen. Er brauchte Blut für seinen Gott«, schlussfolgerte Khelbara.

»Ich habe noch eine Frage. Warum warst du im Rahjatempel? Es war doch kein Zufall, dass wir uns dort getroffen haben«, sagte Dscheridan.

»Um ehrlich zu sein, war es das wohl doch. Ich hatte an dem Tag vor, dem Tempel einen Besuch abzustatten. Ich bin lieber in der Dunkelheit unterwegs, da bin ich unauffälliger«, sagte Khelbara

und deutete auf den Gesichtsteil ihrer Tätowierung. »Ob du es glaubst oder nicht, ich mag einige der Zwölfgötter. Ich verehere Tsa, seitdem ich mir meiner Sterblichkeit bewusst bin. Und Rahja sollte man ebenfalls hin und wieder Beachtung schenken. Ihre Diener sind recht hübsch anzuschauen und haben geschickte Hände und Zungen. Manchmal sogar noch andere Vorteile«, sagte Khelbara grinsend zu Yasmina gewandt.

»Euer Gnaden, Ihr habt mich angelogen. Ihr kanntet sie doch, nicht wahr?«, stellte Dscheridan ernüchtert fest.

»Verzeih mit. Ja, ich kenne sie schon von einer früheren Begegnung und ich habe ihr versprochen niemandem zu sagen, wo man sie finden kann. Ich halte mich an meine Versprechen. Deine Geheimnisse hat auch keiner erfahren.«

Alle Drei schwiegen einen Moment.

»Leg ein gutes Wort bei der Sultana für mich ein«, unterbrach Khelbara die Stille.

»Warum willst du gehen? Du bist eine Heldin«, sagte Dscheridan.

»Du bist ein Held. Ich bin eine Magierin aus der Schule der Schmerzen. Eine gesuchte Oronierin.« Dscheridan sah in ihrem Blick Bedauern. »Versprecht mir eins.«

»Um was geht es?«, fragte Dscheridan und Yasmina sagte nur »Bei Rahja, was immer du willst.«

»Verratet niemanden mein Versteck. Ich habe sowieso schon das Gefühl, dass dort jeder ein und aus gehen kann.«

Dscheridan nickte und ließ es sich nicht nehmen, die Magierin zu umarmen. Dieser war diese Zuneigung sichtlich unangenehm. Sie wirkte beinahe verlegen. Auch Yasmina tat es dem Ritter gleich und schenkte ihr noch einen Kuss, den die Magierin verlegen entgegennahm.

»Eins noch. Ich habe gesehen, was du über mich gedacht hast. Jede Einzelheit. Du bist ein ziemlich unanständiger Held, Dscheridan.« Lächelnd löste sie sich von den beiden und verschwand im Treppenhaus.

Yasmina ergriff Dscheridans Hand und drückte sie. »Ich habe bei euch beiden das Gleiche in den Augen gesehen. Großes Leid liegt hinter euch, aber ihr habt gute Seelen.«



Shanya sah Rasan verunsichert an und spielte mir ein paar Strähnen ihres Haares.

»Ich habe kein gutes Gefühl bei dieser Audienz. Glaubst du, dass die Königin unzufrieden ist? Habe ich irgendetwas getan, um ihren Unmut zu erregen?«

»Nein, gewiss nicht. Es gibt keine bessere Herrscherin über Elburum als dich. Du hast den Menschen Hoffnung gegeben, den Armen Brot und selbst jenen, die Schuld auf sich geladen haben, hast du Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eine andere Herrscherin hätte sie alle hingerichtet. Du hast sehr genau hingesehen und dort Milde gezeigt, wo sie angemessen war, und Härte, wo es keine andere Wahl gab«, beruhigte sie Rasan.

Shanya sah Rasan liebevoll an, um sich für seine aufmunternden Worte zu bedanken und ergriff seine Hand. Der Traviageweihte ließ es zu, auch wenn man ihm ansah, dass seine Wangen erröteten. Verlegen räusperte er sich und fuhr sich über seinen Bart.

Der Wirt des Roten Kamels brachte seinen beiden Gästen höchstpersönlich einen Becher Raschtulswaller. »Oh, meine edlen Gäste, ich hoffe, das Essen und das Zimmer sind zu eurer vollsten Zufriedenheit. Wenn ich noch etwas für euch tun kann, so lasst es mich wissen«, verkündete der glatzköpfige Betreiber der Karawanserei und verneigte sich drei Mal tief vor seinen Gästen.

Shanya überlegte einen kurzen Moment. »Ehrenwerter Sahib, ihr könnt in der Tat etwas für mich tun.«

»Sprecht es aus und es wird geschehen. Ganz so, wie ein Dschinn seinem Herrn gehorcht, werde ich alles tun, um euch zu Diensten zu sein.«

»Ich habe nur eine Frage, Sahib.«

»Es ehrt mich, dass du Tochter des Liebreizes mich, Taref as'Sarjabaran als würdig empfindest, Euch, einer Sultana, eine Frage zu beantworten.«

Shanya musste lächeln, Taref war offenbar wirklich so fürsorglich für seine Gäste wie man sich in den Gassen Zоргans erzählte. Der Wirt und Betreiber der Karawanserei Rotes Kamel hatte seine Augen und Ohren offenbar überall. Wann immer sie oder Ras-

san etwas brauchten, war er höchstpersönlich zur Stelle, ganz so, als ob er ahnen würde, dass seine Gäste etwas brauchten. Rasan schien Taref ebenfalls zu mögen. In Aranien gab es nur wenige Tempel der Travia und obwohl die Aranier ein gastfreundliches Völkchen waren, stand Travia selten hoch in der Gunst der Gläubigen. Taref, dem man nachsagte, die Göttin der Gastfreundschaft im besonderen Masse zu verehren, hatte schon bei ihrer ersten Begegnung den Respekt und das Wohlwollen Rassans erlangt. Der Traviageweihte hatte sich gestern von der Küche und dem Vorratslager überzeugt und es für gut befunden, ja, er hatte sogar eine Partie Urdas mit Taref gespielt, obwohl er dies eigentlich nur mit Shanya spielte.

»Berichtet mir, habt ihr irgendwelche Gerüchte über die Königin oder den König gehört. Irgendetwas Bemerkenswertes?«, fragte Shanya.

Der dickliche Wirt grübelte einen kurzen Augenblick nach. »Am Hofe passieren immer bemerkenswerte Dinge. Aber in den letzten Tagen ist mir zu Ohren gekommen, dass der König sich mit seinen Rosenrittern beraten hat. Offenbar machte er sich wegen einer Geschichte Sorgen, die ihm einer seiner Ritter zugetragen hat. Die Königin hingegen hat einige ruhige Tage verbracht und war mit ihrem Sohn unterwegs.«

Shanyas gute Laune schwand. Sie musste an Dscheridan denken. Hatte der Rosenritter dem König etwas von den Geschehnissen in Elburum verraten? War sie deshalb hierher gerufen worden?

Shanya bedankte sich bei Taref und dieser ließ sie und Rasan allein, nicht jedoch ohne vorher noch einmal den Traviageweihten zu einer weiteren Partie Urdas einzuladen. Rasan willigte ein, alleine schon aus dem Grund, den Wirt dieses Mal zu schlagen.

Shanya unterhielt sich noch eine Weile mit Rasan über die Geschehnisse, die sich vor wenigen Wochen zugetragen hatten. Sie waren Dscheridan dankbar, dass er und Khelbara den Verräter entlarvt und bezwungen hatten. Sie konnte nicht glauben, dass ein Tempeldiener dafür verantwortlich war. Shanya hielt

sich nicht für arrogant, aber sie bildete sich ein, dass sie einerseits eine gute Menschenkenntnis besaß, andererseits sich nicht leicht täuschen ließ. Und doch hatte dieser Kultist es geschafft, zu einem ihrer Berater aufzusteigen.

Zu einem Vertrauten.

Zur zwölften Stunde begaben sich beide Geweihte zum Spiegelpalast. Shanya war es mittlerweile gewohnt, in einem riesigen Palast zu leben, doch im Vergleich zum Pfauenpalast wirkte der Spiegelpalast noch um ein Vielfaches größer und imposanter. Shanya war noch nie hier gewesen. Ihre Ernennung zur Sultana hatte die Königin veranlasst, aber nicht darauf bestanden, dass sie hier vorstellig wurde.

Der Spiegelpalast trug seinen Namen nicht zu Unrecht. Ganze Flure und Hallen waren von den wunderschönen, hochwertigen Spiegeln geschmückt. Neugierig betrachtete die Geweihte sich selbst in den Spiegeln, während sie von einer Handvoll Gardisten durch den Palast geführt wurde.

Als sie und Rasan den Thronsaal betraten, wartete die Königin bereits auf sie. Eleonora war ganz so, wie Shanya sie in Erinnerung hatte. Sie hatte die Schahi einmal während einer Parade in Zorgan gesehen. Die Königin war eine Frau in den besten Jahren, die eine Schönheit besaß, die man erst auf den zweiten Blick bemerkte. Ihrer Familie, die aus dem Mittelreich stammte, war es zu eigen, über einen sehr hellen Teint zu verfügen. Sie hatte sich in prachtvolle Gewänder gehüllt und sah genauso aus, wie man sich die Königin aller Aranier vorstellte: erhaben und voller Güte.

Als der König sich gesetzt hatte, hörte Shanya seine Stimme, die ihr irgendwie vertraut vorkam.

»Erhebt Euch, Shanya ash Shaya, Sultana von Elburum.«

Shanya erhob sich und sah sich den König an. Das Gesicht des Mannes kannte sie. Seine Kleidung war eine andere, der Schmuck den er trug und auch der Bart waren anders, aber es bestand für sie kein Zweifel. Der König, der neben der Schahi Eleonora saß, war Dscheridan al'Awan!

Shanya war eine beherrschte Frau, doch in diesem Moment musste man ihr ansehen, wie sich ihre Überraschung auf ihrem

Gesicht abzeichnete. Sie starrte den König an und öffnete ihren Mund, um etwas zu sagen, aber sie brachte keinen Ton hervor.

»In letzter Zeit kommt es häufiger vor, dass Leute aus Elburum sprachlos werden, wenn sie mich sehen«, sagte König Arkos.

»Mein Gemahl, die ehrenwerte Shanya ist nur höflich«, sprang ihr Eleonora zur Seite.

»Dessen bin ich mir sicher. Nun Sultana, meine Königin und ich haben dich herbitten lassen, aus einem ganz bestimmten Grund. Weißt du weshalb?«

»Eure Majestät, ich habe mir viele Gedanken dazu gemacht, aber ich weiß es nicht.«

»Es ist ein ganz einfacher Grund. Seit du Sultana bist, warst du noch nie im Spiegelpalast. Ich dachte mir, es wäre ein guter Zeitpunkt, dass ich mir meine Vasallin näher ansehe. Man berichtet viel über dich. Das Volk von Elburum verehrt dich als gerechte Herrscherin. Man könnte sogar sagen, es liebt dich mehr als ihren König.«

»Ich versuche, eine gute Herrscherin zu sein. Es ist nicht leicht, zwei Herrinnen zu dienen. Rahja diene ich länger als Euch und der Königin. Aber die Schahi hat mich darum gebeten, Elburum wieder erblühen zu lassen und die Stadt hat es nach den langen Jahren der oronischen Herrschaft und ... einer Herrscherin, die nur an sich selbst dachte und nicht an die Menschen, verdient, eine Chance zu bekommen.«

»Du hast die Erwartungen, die ich an dich hatte, bei weitem übertroffen. Ich habe mit meinem Gemahl gesprochen und wir beide sind der Ansicht, dass du deshalb eine Belohnung verdient hast«, sagte Eleonora.

»Aus der königlichen Schatzkammer sollst du zwanzigtausend Dinare erhalten, die du verwenden kannst, wie es dir beliebt.«

Shanya war völlig überrascht von der Wendung und dem Angebot.

»Euer Majestät, habt dank für dieses großzügige Geschenk. Ich werde dafür sorgen, dass das Gold die Stadt weiter erblühen lassen wird. Es gibt immer noch viele arme Menschen, die die Schönheit des Lebens nur aus Erzählungen kennen.«

»Deine Großzügigkeit ehrt dich, Sultana. Eine Bitte habe ich aber noch an dich.«

»Sprecht es aus und es wird geschehen. Ganz so, wie ein Dschinn seinem Herrn gehorcht, werde ich alles tun, um euch zu Diensten zu sein«, sagte Shanya.

»Ihr seid so poetisch wie schön. Eure Gefährten sind vom Glück gesegnet«, sagte der König und fuhr fort »In Elburum lebt eine alte Freundin, die dir sicherlich ebenfalls bekannt ist. Wie ich hörte, gibt es eine Reihe von Büchern, die sie gern ihr Eigen nennen würde. Ich bitte dich hiermit, Shanya, bring ihr dies. Es reicht, wenn du sie im Rahjatempel hinterlegst. Die Geweihte Yasmina kennt sie und wird es ihr aushändigen.«

Der König gab einem seiner Diener einen Wink, sodass dieser auf Shanya zutrat und ihr ein Bündel mit zwei Büchern offenbarte: der fünfte Band einer Encyclopaedia Magica-Reihe und eine alte Ausgabe des Rahjasutras!

»Das obere Buch soll besagte Yasmina erhalten, das andere möge sie an unsere gemeinsame Freundin weiterreichen.«

Shanya verneigte sich strahlend.

»Verzeih die lange Reise, die du auf dich genommen hast, aber es wurde Zeit, dass wir uns sehen und besser kennenlernen. Ich halte es für wichtig, zu wissen, auf wen man sich verlassen kann und auf wen nicht«, sagte der König mit einem Lächeln, das selbst der Schahi auffiel und die ihn ein wenig eifersüchtig ansah. Rasan war ganz bleich geworden und sagte kein einziges Wort. Offenbar hatte er Dscheridan erkannt.

»Du kannst gehen, Shanya ash Shaya. Möge Rahja dich auf deinen weiteren Wegen begleiten«

»Das wird sie, Euer Majestät. Und Euch auch, da bin ich mir sicher«

»Als ich noch jünger war, hätte ich dir zugestimmt. Heute aber weiß ich, dass man einige Abenteuer den Jüngeren überlassen sollte. Rahja mit dir, Sultana von Elburum. Und auch mit dir, Vater Rasan. Gib auf die Sultana acht, sie braucht treue Verbündete.«



Nachdem sie alleine waren, schlüpfte Arkos unter die Bettdecke zu seiner Frau. Obwohl er sie schon immer geliebt hatte, brannte heute Rahjas Feuer besonders stark in ihm und er fing an, ihre Hand zu küssen. Eleonora las gerade ein Buch und war verwundert über Arkos' Leidenschaft. Sie ließ ihn gewähren und schon lange hatten beide sich nicht mehr so geliebt wie in dieser Nacht.



Das Glück der Feen

von Serina Hänichen

Zum dritten Mal schlich Beran sich des Nachts in den Wald. Vorbei Schatten von Häusern, über die schmalen Wege zwischen den Feldern, bis der letzte Schein von späten Kerzen und Herdfeuern hinter ihm verblasste. Nur noch das Licht des Madamals und der Sterne leuchtete ihm den Weg durch die Bäume. Zumindest zu Beginn, wo der Wald noch dünn bewachsen war. Bald würde sich das Blätterdach über ihm dicht schließen und ihn in der folgenden Finsternis den Stein vor den Füßen kaum mehr erkennen lassen. Doch er kannte den Weg, ging vorsichtig, jedoch mit beinahe schlafwandlerischer Sicherheit dem Ziel entgegen.

Es war nicht einmal ein Mond vergangen, seit dem schicksalhaften Moment, in dem er *sie* das erste Mal erblickt hatte. Nur ein paar Wochen, seit er mit den anderen den Waldrand abgesucht hatte, um das verschwundene Kind der Bauern zu suchen. Wie ängstlich sie alle gewesen waren.

Niemand betrat je den Wald, aus Furcht vor dem, was darin lebte.

Sie dachten, das Kind sei vielleicht schon verloren. Wie falsch sie lagen. Nicht nur mit dem Aufenthaltsort der Kleinen, die sie später im Stroh wiedergefunden hatten, wo sie sich nach einer Gruselgeschichte der älteren Kinder vor den Namenlosen Tagen verstecken wollte. Auch der Wald hatte sich als völlig anders dargestellt, als die Warnungen es einem einredeten. Außer ihm hatten sich nur vier freiwillig gemeldet, den Wald zu betreten, um das verschwundene Mädchen zu suchen. Und sie alle hatten

heil wieder hinausgefunden. Nun ja, körperlich unversehr, wie er zugeben musste, während er sich im Schatten der Bäume voran tastete.

Doch den Verlust seines Herzens konnte und wollte er den Kreaturen des Waldes nicht anlasten. Keiner von ihnen. Auch nicht der Verantwortlichen. Schließlich war es sein Herz und er konnte damit machen, was immer er wollte. Auch wenn er wusste, dass er für seine Entscheidung wenig Verständnis unter seinesgleichen finden würde. Angst und Aberglaube schränkten die Sicht der anderen zu sehr ein. Wenn er an die Blicke der Vier dachte, die sich mit ihm in den Farindelwald getraut hatten, wusste er, was er von ihnen zu erwarten hatte. Sie alle waren froh gewesen, mit dem Leben davongekommen zu sein, hatten von seltsamen Geräuschen und Lichtern geschwafelt, von Dingen, die so nicht sein sollten.

Ein paar Glühwürmchen, oder Feen, erleuchteten ihm den Weg und rissen ihn damit aus seinen Gedanken. Er bedankte sich artig bei ihnen, wie sie es ihm empfohlen hatte, und hielt dann Ausschau nach den schimmernden Pilzen, die als nächstes seinen Weg säumen würden, bedacht darauf, nichts zu zertreten, was sich nach seinem Schritt nicht wieder unversehr aufrichten würde. Soweit mochten die Geschichten stimmen. Der Wald sah es nicht gerne, wenn etwas in ihm zerstört wurde, aber dafür reichte eine gewisse Vorsicht aus.

Der Pfad, dem er folgte, schlängelte sich durch das dichte Unterholz, über eine in tiefster Schwärze liegende Anhöhe und war für den Unkundigen genauso wenig zu sehen, wie für Beran. Im Kopf rezitierte er die Anweisungen, die seine Auserwählte ihm zu folgen aufgetragen hatte. Bisher hatte er sich penibel daran gehalten, schließlich wusste er, dass es nicht leicht sein würde, ihr Herz zu erringen.

Schon bald schweiften seine Gedanken jedoch wieder ab. Zu den Malen, die sie sich ihm gezeigt hatte. Zu ihrer ersten Begegnung. Wie er mit derselben Furcht und Vorsicht wie alle anderen dem Bachlauf gefolgt war, in der Sorge, er könnte denselben Geistern aufsitzen, die vielleicht das Kind entführt hatten.

Stattdessen hatte ihn mehr und mehr die Schönheit des Waldes bezaubert.

In seiner Schmiede war kein Platz für Schönheit. Hufeisen und Werkzeuge, das war es, was er tagsüber herstellte. Nicht wie die Gold- oder Waffenschmiede, die der Göttin Rahja ihre Kunstfertigkeit zur Verfügung stellen konnten. Er stellte einfach nur her, was im Ort gebraucht wurde. Wichtige Arbeit, ja. Aber schön?

Je tiefer er in das Dickicht vorgedrungen war, desto mehr war es ihm erschienen, dass jegliche Schönheit sein Leben schon vor Jahren verlassen hatte, und dass sie ihm endlich wieder zuteilwerden sollte. Eine Weile hatte er sogar gezweifelt, ob es dabei mit rechten Dingen zuing, oder ob ihn der Wald auf diese Weise locken wollte. Er war kurz davor gewesen umzudrehen, als er *sie* sah. Oder besser ihre Senke. Die schönste Lichtung, derer er je gewahr wurde.

Da er sonst eher keine Wälder betrat, waren ihm Lichtungen nicht unbedingt vertraut, aber dieses Fleckchen Erde musste auch im Vergleich mit anderen eine einzige Pracht sein. Jeder Halbfinger des Bodens war mit wilden Blumen bedeckt, die sich in ihrer Schönheit und Vielfalt gegenseitig zu überbieten schienen. Zwei Seiten waren gesäumt von dem sprudelnden Bächlein, das sich um die Senke bog. Und inmitten des Blumenmeeres stand eine Buche, so groß und majestätisch, wie er noch nie einen Baum gesehen hatte. Ihre Wurzeln hatten die ganze Lichtung geprägt. Wo sie sich am Stamm noch so dicht drängten, dass sie nur hier und da ein wenig blühendem Moos ein Heim baten, so waren sie am äußeren Rand der Lichtung nur kleine Ranken, die zwischen den Blüten hervorragten. Am beeindruckendsten waren aber die Wurzeln, die aus dem kleinen Abhang zum Bach hervorstachen und wie ein Wasserfall des Humus zu ihm hinunterreichten.

Wie verzaubert war er stehen geblieben, und hatte ein Gebet an die Götter gesprochen, um ihnen für diesen Anblick zu danken. Und dann war *sie* aufgetaucht. Sie war wie die Verkörperung dieses Ortes. Die Augen blau und funkelnd wie der Bach. Die Haut graubraun, wie die Wurzeln und Äste des Baumes und die Haare grün, wie Wiese und Blätterwerk, akzentuiert durch alle

Farben der Blüten. Er glaubte fast, eine der Göttinnen sei herabgestiegen, um ihm auf sein Gebet zu antworten, aber ihm war keine solche Darstellung der Herrinnen bekannt. Und er wusste nun mal auch, wo er sich befand. Hatte er vorher noch aufrecht gebetet, war er nach ihrem Erscheinen auf die Knie gefallen vor Ehrfurcht und, wie er zugeben musste, auch vor Furcht.

So hatte er ausgeharrt, bis sie zu ihm trat, oder schwebte – sie bewegte sich so grazil, dass es schwer zu sagen war. Mit einer sanften eleganten Hand hob sie sein Kinn an. Er hatte ihr in die Augen gesehen und jegliche Angst war vergessen. Jede Sorge war nichtig. Und er wusste plötzlich, worauf er sein Leben von nun an ausrichten wollte: Darauf, ihr zu gefallen. Und sie hatte seine Hand genommen, ihn neugierig gemustert und ihn dann wieder auf seine Füße erhoben, um ihm ihr Reich zu zeigen.

Stunden waren sie über die Wiese spaziert und sie hatte ihm jedes Lebewesen darauf vorgestellt. Er hatte ihre Hand gehalten, ihre Fingerspitzen geküsst und allem, dessen Namen sie ihm nannte, seine Aufwartung gemacht. Ein wenig war er Teil des Wunders geworden, hatte in der Schönheit und im Geruch der blühenden Senke gebadet.

Bis seine Freunde nach ihm riefen und er sich mit blutendem Herzen abwenden musste. Doch zum Abschied hatte sie ihm die ersten Anweisungen zugeflüstert, mit ihrer Stimme, in der das Rauschen der Blätter und das Summen der Tiere des Waldes mitschwangen.

Er holte tief Luft und sah sich um. Es war nutzlos, also benutzte er seine anderen Sinne. Nur noch ein bisschen, bald würde er da sein. Nur noch zwischen den Spalieren aus Nadelgehölz hindurch, den Bach an der kleinen Furt überqueren und seinem Verlauf folgen bis die Luft nach Wildblumen und nach ihr roch. Sein Herz pochte bei dem Gedanken wie wild, doch er zwang sich zur Ruhe. Er wusste nicht, was in den Nadelbäumen lebte und er wollte es nicht durch unüberlegtes Handeln anlocken. Der Boden unter seinen Füßen wurde weicher, seine Schritte gedämpft, da sich hier ein Teppich aus gefallen Nadeln gebildet hatte. Ein paar Äste strichen ihm mit ihren Nadeln durchs Gesicht und

er konnte einen leichten Schauer nicht unterdrücken. Schnell schickte er seinen Geist wieder zu den Bildern von ihr um sich abzulenken.

Erst nachdem ihn die anderen aus dem Wald geführt hatten, war ihm klar geworden, was sie von ihm verlangte. Genau sieben Tage später sollte er sie aufsuchen, zu dem kleinen Fest, dass nach dem Ende der Namenlosen Tage gefeiert wurde. Sich davon wegzuschleichen, ohne zu viele Fragen aufzuwerfen, war eine Kunst gewesen. Aber eine, die sie belohnt hatte. Bei seinem zweiten Besuch war sie noch schöner gewesen als zuvor. Die perfekte Form ihres Körpers, die Farben ihrer Haut, ihr Duft, wie der des Morgennebels an einem verheißungsvollen Tag. Und wie ihre Augen vor Freude geschimmert hatten, als sie ihn in der Abenddämmerung auftauchen sah. Ohne ein Wort hatten ihre zarten Finger nach ihm gegriffen, ihn näher an sie herangezogen und jeden Handbreit seiner freiliegenden Haut gestreichelt. Als er dachte, nichts könnte die Empfindungen, die ihre Berührungen auslösten, übertrumpfen, hatte sie ihn noch näher gezogen und ihre Lippen auf die seinen gelegt. Der Kuss ...

Er stolperte und brauchte einen Moment, um sein Gleichgewicht wiederzufinden. Er war eigentlich nie jemand gewesen, der Tagträume hatte, aber seit er sie getroffen hatte, hatte sich das geändert. Er glühte förmlich, sobald er an sie dachte. Die Erinnerung war so lebendig, so voller Leben. So wie sie.

Er seufzte, schloss kurz die Augen und konzentrierte sich auf den Weg. Er glaubte schon, das Rauschen des Baches zu hören. Weit konnte es nicht mehr sein.

Sich erneut zur Vorsicht ermahnend, schritt er zwischen den Tannen entlang. Mit den Händen ertastete er die Baumgrenze. Aber der Kuss ... Er spürte, wie bei der Erinnerung das Pochen des Blutes in seine Lippen zurückkehrte und sich ein Glühen in seinem ganzen Körper ausbreitete. Wieder drang ein leiser Seufzer aus ihm hervor. Er schritt schneller aus, ungeduldig endlich den Bach zu erreichen, dessen Gluckern er jetzt sicher hörte. Er wusste auch in der Erinnerung nicht, wie lange sie so verharrt hatten, eins geworden auf diese sanfte Weise. Zeit schien eine

andere Bedeutung zu haben, wenn er bei ihr war. Vielleicht hatte ihn der Kuss auch direkt in die Feenwelt und zurück befördert, er wusste es nicht zu sagen. Aber die Vögel hatten schon zu Zwitschern begonnen, als er sich auf den Rückweg gemacht hatte.

Das eiskalte Wasser des Baches an seinen Füßen ließ seine Gedanken für den Moment etwas klarer werden. Er hatte die kleine Furt erreicht, ohne von den Nadelbäumen, die mit seinem Haar spielten, behindert worden zu sein. Die Schuhe hatte er für die Querung in die Hand genommen, und er konzentrierte sich darauf, die schnell taub werdenden Füße voreinander zu setzen. Das Wasser kitzelte ihn, und die Geräusche des Baches erweiterten sich um eine Art glucksendes Kichern, dass auch Beran zu einem Lächeln brachte. Neben der Schönheit hatte ihn die Freundlichkeit der Geister dieses Waldes am meisten beeindruckt. Zuhause war er ein einfacher Mann. Aber hier ... hier hatte jeder Strauch eine Seele, jedes Ding eine Stimme und sie alle luden ihn ein, wiesen ihm den Weg und nahmen ihn auf eine Weise auf, wie er es sich nie gewagt hatte zu erträumen.

Er liebte die Herrin der Senke und alles im Wald schien ihn für diese Liebe zu schätzen.

Der Gedanke hatte ihn mitten im Bach stehen bleiben lassen. Lange hatte er nicht über dieses Gefühl nachgedacht, aber es war eindeutig. Er liebte sie. Es war keine kurze Vernarrtheit oder nur die körperliche Begierde, da war er sich sicher. Er glaubte auch nicht, dass sie einen Zauber auf ihn gelegt hatte, denn sie bräuchte seine Ergebenheit ja nicht zu testen, wenn sie sie erschaffen hätte. Und als Prüfung musste er seine jetzige Reise durch die Dunkelheit ansehen.

Er ging die letzten Schritte bis zum anderen Ufer, getrieben von einer kleinen, kichernden Welle, und zog seine Schuhe wieder an, um den letzten Teil des Weges aufzunehmen. Er bildete sich ein, ihren Duft schon wahrzunehmen, schwerer und süßer als bei ihren ersten beiden Begegnungen, seit er ihr in der zweiten Nacht, die er hergeschlichen war, eine fremde Blume mitgebracht hatte. Er hatte Sorge gehabt, ob sie hier gedeihen würde, aber seine Fee hatte ihm versichert, dass sie bei ihr gut aufgeho-

ben war. Das war die zweite Aufgabe gewesen. Ihr etwas bringen, was sie noch nicht kannte. Mit der lebenden Blume, die er am Markttag von einem reisenden Händler aus dem Süden erstanden hatte, hatte er wohl die richtige Wahl getroffen. Sie hatte sie auf ihre Wiese gepflanzt, zwischen die Wurzeln in der Nähe des Stammes, und er hatte mit ansehen können, wie es sie ebenfalls verändert hatte. Der süßliche Duft hatte sich mit ihrem verbunden, und das dunkle Violett der Blüten hatte bezaubernde Schatten um ihre Augen entstehen lassen. Er fragte sich noch immer, ob sie das mit Absicht getan hatte, um ihn zu belohnen, oder ob sie so sehr eins mit der Senke war, dass sich in ihr alles wieder spiegelte, was darin lebte.

Und heute ... sein Atem wurde flach und er spürte das Pulsieren des Blutes in seinem Körper, während er mit immer eiligeren Schritten durch das Dunkel ging. Sie hatte es versprochen. Bei dem kurzen Abschiedskuss, den sie ihm auf die Lippen gehaucht hatte, hatte sie ihm ein Versprechen gegeben. Wenn er heute Nacht zu ihr kommen würde, nach Einbruch der Dunkelheit den Weg zu ihr finden würde, dann würde sie ihm ihren Namen verraten und sie würden eins werden.

Er schluckte schwer und ging noch schneller, inzwischen sicher, dass er ihren Duft atmete, dass das Rauschen des Wassers genau richtig klang und dass die Finsternis sich gleich lichten müsste. Und doch blieb er wie vom Blitz erschlagen stehen, als er die Lichtung sah. Erst war es nur ein Schimmer des Mondlichtes gewesen, das Umrisse erkennen ließ, Bäume und Sträucher, die die Senke säumten, schälten sich aus dem Dunkel hervor. Und dann lag sie plötzlich vor ihm. Im Licht der Sterne und des Madamals gebadet, waren die Tupfen der bunten Blumen blasser und doch nicht weniger hypnotisch. Die Buche erschien noch größer und beinahe ätherisch, als wären ihre Blätter mit einem Male durchscheinend geworden und mit einem silbernen Schimmer überzogen. Und davor stand sie. Die schlanken Beine schienen beinahe in die Wurzeln des Baumes überzugehen, die Haut mehr silbern als grau, mit Schattierungen von grün, rot, gelb, blau und dem lila der kleinen Blume aus dem Süden, die zu ihren

Füßen wuchs. Ihr Haar hatte etwas Fedriges an sich, bedeckte in grün-bunten Schichten ihren Nacken und die perfekten Schultern. Es fiel bis zu den nicht weniger perfekten Brüsten hinab. Einige blattförmigen Strähnen und Moosstränge umspielten die Spitzen, die im Ton des rosafarbenen Klee den Blick anzogen. Doch was Beran noch mehr einfing waren ihre Augen. Die Freude, die darin lag, das Leuchten, das aus ihnen drang und ihm das Herz leicht machte, als könne er im nächsten Moment abheben und zu ihr schweben. Nichts hatte ihn jemals zuvor mit solchen Gefühlen konfrontiert. Kleine Blütenfeen umschwebten sie und flüsterten aufgeregt, ihre Flügel und Kleider im Wind ihres Fluges raschelnd. Dann stoben sie auf ihn zu, ihre Stimmen lauter und für ihn verständlich werdend. »Komm, komm! Sie wartet auf dich!«, riefen sie ihm zu und dann fingen die ersten an, an seiner Kleidung und seinen Haaren zu ziehen, damit er sich nach seinem abrupten Stopp wieder in Bewegung setzte.

Er lächelte und trat auf sie zu, langsam jetzt, um jedes Detail ihrer Erscheinung auskosten zu können. Sie erwiderte sein Lächeln und machte eine kleine einladende Geste, die zu einem Rascheln in ihrem Haar führte, das sich wie in einem aufkommenden Wind regte.

Ihre Finger berührten sich, als er ihre Hände in die seinen nahm, und die Zeit schien anzuhalten. Ein Kribbeln durchfuhr Beran, und er las aus ihrem Blick, dass sie es auch spürte. Dem Kribbeln folgte eine Wärme, die ihn von den Fingerspitzen aus langsam erfüllte. Erst lief es durch die Hände und Arme, dann breitete es sich wohligh und aufregend zugleich in seinem Körper aus. Erst wollte er ihr, wie auch bisher, die Initiative überlassen, doch als sie ihren wunderschönen Mund zu einem glückseligen Lächeln öffnete, erfasste ihn das Verlangen und er umschlang ihre schmale Taille um sie zu sich zu ziehen. Sie lachte fröhlich auf, bis sich ihre Lippen trafen, beide begierig auf die Begegnung und doch mit einer Sanftheit, die neue Schauer des Wohlbehagens in ihnen auslösten.

Nach einer gefühlten vertraulichen Ewigkeit, aber vielleicht waren es auch nur Sekunden – der Schmied konnte es nicht

sagen – löste sie sich etwas von ihm, um seinen Kopf mit ihren feingliedrigen Händen zu halten. Ihre Augen fingen seinen Blick und er drohte darin zu ertrinken, so sehr erinnerten sie ihn an unergründliche Teiche.

»Mein Name ist Cwellabecdael.« Ihr Lächeln wirkte beinahe unsicher. »Merk ihn dir gut und nutze ihn nicht leichtfertig. Wenn du mich rufst, werde ich dich hören. Wenn du mich brauchst, werde ich für dich da sein.« Die Melodie ihrer Stimme war wie das Wiegen der Blätter im Wind, hypnotisch und zart, doch den Inhalt, das spürte er deutlich, prägte er sich besser gut ein.

»Cwellabecdael«, wiederholte er folgsam. Von einem erneuten Schauer der Erregung gepackt, der von ihren Fingerspitzen an seinen Wangen ausging, seufzte er schwach und fügte dann hinzu: »Cwellabecdael, ich liebe dich!«

Leichte Überraschung zeigte sich in ihrem Gesicht, aber dann nickte sie langsam und das Lächeln kehrte zurück. »Gut.« Sie gab ihm einen weiteren Kuss, dieses Mal noch sanfter und auf für Beran verwirrende Weise formeller. Die Blütenfeen, die bis gerade den Atem angehalten zu haben schienen, stimmten ein fröhliches Geplapper an und schwirrten um sie herum, bis Cwellabecdael sie mit einem Wedeln der Hand vertrieb. »Lasst uns allein«, rief sie mit einem leichten Lachen, während die kleinen Feen kichernd noch ein paar Extrarunden um ihre Köpfe und durch ihre Haare drehten, bevor sie im Blätterdach und dem anliegenden Wald verschwanden. Beran konnte sich nicht über das Verschwinden der kleinen Feen beklagen. Sie waren allein und er wollte jeden Augenblick davon auskosten, wieder in ihren Augen versinken und ihren Körper, so ähnlich dem einer menschlichen Frau, und doch so anders, zur Gänze erkunden. Gleichzeitig zogen sie sich zum nächsten Kuss heran, und auch wenn er in ihrer Umarmung das Gefühl hatte zu zerschmelzen, so begannen seine Hände doch ein Eigenleben zu entwickeln. Seine Finger wanderten von Hüfte und Nacken, die er umfasst gehalten hatte, aufeinander zu, fuhren über Hals, Schultern und Rücken, auf jedem Spann neue wohltuende Schauer in beiden auslösend. Sie wollte es ihm gleich tun, doch nach kurzem Versuch schob sie ihn von

sich fort. »Ihr Menschen habt so fragile Körper, ihr müsst euch in fremde Felle wickeln. Aber zu einem solchen Zeitpunkt ...« Verwirrt betrachtete sie seinen, in Kleidung gehüllten, Körper und es dauerte einen Moment, bis Beran verstand, dass seine Dryade nicht wusste, wie man sie auszog.

Etwas scheu begann er sich ihrer zu entledigen, während Cwellabecdael aufmerksam zusah. Er begann mit dem schlichten Hemd, löste die Schnürung am Hals und beobachtete seinerseits, so gut es eben ging, seine Auserwählte, während er es sich über den Kopf zog und achtlos über eine Wurzel fallen ließ. Ihre Augen wanderten verträumt über die Muskeln seiner Arme und Brust, beobachteten seine Bewegungen und fingen schließlich erwartungsvoll seinen Blick ein. Er schluckte nervös, darüber nachdenkend, was eine Dryade wohl von einem Menschenkörper erwartete, und ließ dann auch seine Hose und Schuhe fallen und trat seiner Fee entgegen. Emotionen schlugen auf ihn ein, die nicht seine eigenen waren und nur am Rande nahm er den verzückten Blick von Cwellabecdael wahr, die auch den Rest seines muskulösen Körpers musterte.

Verwirrt schloss er einen Moment lange die Augen und versuchte zu verstehen, was passierte, als sich eine Hand auf seine Brust legte und von da aus zärtlich über seinen Hals zu seinem Gesicht hinauftastete.

»Spürst du es auch?«

Er öffnete wieder die Augen, sah in die ihren und begriff. Er fühlte, wie ihre linke Hand über seinen Rücken wanderte, über seine Muskeln strich und die kleinen Narben erfüllte, die Funken beim Schmieden hinterlassen hatten. Er spürte, wie ihn jede ihrer Berührungen in Erregung versetzte, wie immer wieder Schauer seinen Körper erfüllten, als würde sie mit jedem Kontakt ihrer Haut einen glühenden Sternenregen in ihm auslösen. Und er spürte, wie ihre Fingerspitzen zu glühen schienen, wie ihr Verlangen stieg, ihm näher zu sein. Er spürte, wie ihr Herz pochte und wie sie sich danach sehnte, ihre Lippen und Brüste an ihn zu schmiegen. Im nächsten Moment folgte sie dem Wunsch. Ihre Körper pressten sich aneinander, ihre Lippen und Zunge

liebkosten den Punkt, an dem sein Hals in die Schulter übergang, zeichneten die Linien seines Schlüsselbeins unter seiner Haut nach. Er fühlte, wie es ihn erregte, wie es sie erregte, und wie sie das Gefühl ihrer beider Erregung genoss.

Überwältigt von der Intensität der Emotionen verharrte er, seufzte auf und bemühte sich, das Atmen nicht zu vergessen. Genießerisch schloss sie die Augen, folgte mit der Zunge nun dem Verlauf seines Halses seitlich wieder hinauf, um seinen Mund zu finden, löste neue Sternenregen in ihm aus und erfreute sich an seiner Reaktion. Sie fuhr mit ihren Fingern sanft über seinen ganzen Körper, erfüllte, welche Reaktionen sie auslöste, und kostete all die Emotionen aus. Sie ließ sich Zeit, während seine Hände wie versteinert auf ihren Hüften lagen und er außer leichten Seufzern und der Erwidern ihrer Küsse nichts zustande brachte, so überflutet wurde er von ihren Empfindungen.

Als sie sein Glied berührte, das sich schon seit einer geraumen Weile zwischen ihren Körpern empordrängte, schwemmte es seinen Geist beinahe hinweg. Die Empfindung ihrer beider Erregung ließ ihn aufkeuchen und zusammenzucken, doch es gab ihm auch endlich die Fähigkeit zurück, sich zu bewegen. Mit einem weiteren tiefen Seufzer drängte sein Mund auf ihren, er sah und spürte das freudige Aufblitzen in ihren Augen, dann griff er nach ihren Schultern und Beinen und hob sie hoch, um sie auf das Wurzeldickicht hinter ihnen zu betten. Kaum lag sie, zog sie ihn zu sich hinunter und griff erneut nach ihm. Es war eine reine Willensanstrengung für ihn, sich nicht sofort zu ergießen, doch er wusste, solange ihre Erregung so intensiv war, würde es ihn den Verstand kosten, selbst den Höhepunkt zu überschreiten. Er ließ sich auf sie sinken, umfasste eine ihrer Brüste mit den Lippen und begann seinerseits ihren Körper mit den Fingern zu erkunden. Das half nicht gerade, die gemeinsame Euphorie zu senken, doch es erforderte genug Konzentration, um nicht weiter von ihren Emotionen übermannt zu werden, und das aufkommende Seufzen ihrerseits war seine Belohnung. Er tastete sich durch die verwirrende und bezaubernde Mischung aus Moos und Haar, die ihre Scham bedeckte und konnte zu seiner Erleichte-

rung feststellen, dass sie, was den Körperbau darunter anging, genauso gebaut war, wie eine menschliche Frau. Beran blickte in die Teiche ihrer Augen, während er, so sanft er es vermochte, mit den Fingern in sie eindrang. Beide seufzten auf, die Verzückung und Sehnsucht nach mehr teilend. Sie ergriff wieder die Initiative und positionierte sich nach einer Weile des Genießens neu, schlang die Hände um seine Hüfte und führte ihn zu sich. Ihm versagten Stimme und Verstand als er in sie eindrang, doch ihr verlangender Kuss holte genug davon zurück, um ein Stöhnen und seine Fähigkeit, sich im Takt zu bewegen, hervorzulocken. Sie führte ihn, und beide versanken in ihrem gemeinsamen Rhythmus, im Klang ihrer Seufzer und in den Wellen von purem Genuss, die sie durchströmten.



Morgentau hatte sich auf ihren Körpern gebildet, als Beran aus dem Taumel der Euphorie erwachte. Noch immer lagen sie eng umschlungen als Einheit auf den Wurzeln der Buche, sein Gesicht in ihrem Haar vergraben. Sie regte sich leicht und sofort wurden wieder Feuer in ihrer Haut entzündet, liefen in Schauern über beide. Beran begann ihre Schulter zu küssen, leckte den Tau von ihrer glatten, in der Morgendämmerung den Silberschimmer verlierenden, Haut. Ein leises Lachen klang an seinem Ohr, als sie ihn leicht von sich fortschob. »Musst du nicht zurück? Ich muss bald mein Reich besuchen.« Eine weitere Frage schwang in ihrer Bemerkung mit, doch Beran bekam es kaum mit. Ihre Bewegung hatte ihm sehr deutlich gemacht, wie ineinander verschlungen sie noch waren und er hob sie, ohne ihre Verbindung zu trennen, in seinen Schoß, sodass sie auf ihm saß und griff dann nach ihrer Hüfte, um dieses mal sie zu führen.

Ihr Lachen veränderte sich, das gierige Strahlen ihrer Augen kehrte zurück. Ihrer beider Emotionen erwachten ebenfalls zu neuer Kraft. Auch wenn sie im Vergleich zur Nacht zuvor nicht an Intensivität verloren hatten, konnte Beran nun besser bei sich bleiben und sich der Glückseligkeit hingeben, ohne Angst, auch

noch den letzten Rest seines Verstandes zu verlieren. Er sah ihr zu, wie sie sich über ihm bewegte, erneut verzaubert von ihrer Schönheit, und spürte hinein in die geteilten Gefühle, genoss, was sie fühlte und erfreute sich an der Erregung, die ihm dies zusätzlich verschaffte. Ihr Höhepunkt ließ ihn beinahe ohnmächtig werden vor Ekstase, doch schaffte er es, sitzen zu bleiben, und sie, nachdem sie sich zögernd voneinander getrennt hatten, in seinen Arm zu ziehen.

»Ja, ich muss gehen.« Antwortete er mit einiger Verspätung. »Wann kann ich dich wiedersehen?« Cwellabecdael hob den Kopf von seiner Schulter. Ihr Lächeln jagte neue, angenehme Schauer durch seinen Körper. »Jederzeit.« Die Dryade richtete sich auf und bot ihm eine Hand, um auch ihm aufzuhelfen. »Das ist unser Versprechen. Du kannst mich rufen und ich werde kommen. Für deine Liebe und deine Treue.« Sie war ihm immer näher gekommen und beendete ihre Worte mit einem Kuss, so zärtlich, wie er zuvor durch ihr Verlangen nicht möglich gewesen wäre. »Jederzeit.«

Ein erster Sonnenstrahl fiel durch die Blätter der umstehenden Bäume und schuf eine neue Art der Magie. Der Tau funkelte, die Blüten in Cwellabecdaels Haar öffneten sich zaghaft. Dann trat sie einen Schritt zurück, berührte den Stamm des Baumes, irgendwas in der Luft verschwamm und dann war sie verschwunden.

Stille erfüllte die Lichtung.



Niemand hatte Beran gesehen, wie er sich am frühen Morgen in den Ort zurückgeschlichen hatte. Zu oft konnte er solche Ausflüge auch nicht machen, er hatte Arbeit zu erledigen, Verpflichtungen, denen er nachkommen musste. Aber er *musste* sie wiedersehen. Bald. Jede Stunde, die er ohne sie verbrachte, schmeckte schal und leer. Die Verbindung, die sie eingegangen waren, war so intensiv gewesen, dass das Leben ohne sie jeglichen Geschmack verloren zu haben schien. Die Schmiede war ein zweischneidiges Schwert für ihn. Immerhin wehte dort nicht der Duft des Waldes zu ihm, der

ihm den Geist vernebelte und sofort seine Schritte zu ihr führen wollte. Doch dafür spürte er die neue Leere in seinem Leben dort um so mehr, weil nichts in der stickigen, vom Geruch von Metall und dem Schmelzofen geschwängerten Luft an sie erinnerte. Er wusste, er würde es nur ein paar Tage aushalten, bis er sie wieder aufsuchen musste.

Es waren drei.

Nach drei verstrichenen Tagen und Nächten brachte er es nicht mehr über sich. Vor dem Betreten der Schmiede blieb er stehen und stützte den Kopf in die Hände. Sein Kopf war so leer, wie das Dasein ohne sie ihm erschien. Alles, was er fühlen konnte, war das Verlangen nach ihr. Und sie hatte es gesagt, es versprochen, dass sie jederzeit für ihn da sein würde. Ohne, dass er es wirklich wahrnahm, machte er schon die ersten Schritte Richtung Wald. Seine Hände verkrampften, als er sich umsah, ob niemand seinen ungewohnten Weg wahrnahm. Mit jedem Haus, das er hinter sich ließ, wuchs seine Gleichgültigkeit. Zum Ende hin lief er durch das noch rote Licht des Morgens so schnell, dass seine Füße trugen.

Noch zwischen den Feldern verlangsamte er seinen Schritt wieder, er war kein Ausdauerläufer und er brauchte seine Kraft noch. Für den Weg durch den Wald und für sie. Er drehte sich nicht mehr um. Alles was zählte lag vor ihm. Und so durchquerte er den Forst so schnell wie noch nie zuvor. Das Knacken und Rascheln um ihn herum ließ ihn nicht zögern, die anderen Waldgeister würden ihn nicht aufhalten, da war er sich sicher. Die Sonne war gerade vollends aufgegangen, da hatte er auch schon die Furt erreicht. Er ließ die Schuhe gleich stehen, setzte den Weg am Bauchlauf entlang barfuß fort, und warf schließlich auch seine restliche Kleidung von sich, noch während er auf die Lichtung zusteuerte. Vollständig nackt trat er in die Senke, das Sonnenlicht warm auf seiner Haut.

Doch er sah sie nicht und konnte auch keine Emotionen außer seinen eigenen wahrnehmen.

»Cwellabecdael!«

Die Vögel verstummten kurz durch seinen Ruf, doch das nahm er kaum wahr. Das leise Lachen, das bald ertönte, fesselte dage-

gen seine ganze Aufmerksamkeit. Er wiederholte ihren Namen, diesmal leise, hatte er doch fast befürchtet, sie würde nicht zu ihm kommen und ihr Versprechen würde ihr nichts bedeuten. Doch die Luft begann zu Schimmern und im nächsten Augenblick stieg sie vom Baum, als wäre sie schon die ganze Zeit dort gewesen und würde nun eine Treppe hinabsteigen, die nur er nicht sehen konnte. Und mit ihr kamen auch die Empfindungen. Sie freute sich, ihn zu sehen, sie hatte befürchtet, er würde sich mehr Zeit lassen, bis er zu ihr zurückkehrte und war froh, dass dem nicht so war. Und, sein Lächeln wurde noch breiter, sie genoss den Anblick seines kräftigen Körpers. Er lief auf sie zu und warf die Arme um ihre schmale Taille, um sie eng an sich zu pressen. Er küsste ihr Haar, ihre Stirn, ihre Augenlider.

»Ich habe dich so vermisst, ich konnte nicht länger fortbleiben!« Ihm fehlte beinahe der Atem, um zu sprechen. Die gemeinsamen Gefühle waren so überwältigend wie zuvor.

Sie küsste ihn zur Antwort voller Verlangen, und legte dann eine Hand auf seine breite Brust, direkt über seinem Herzen, und sah ihn an. »Ich wusste, dass ich die richtige Wahl bei dir traf. Deine Augen haben die Farbe des Buchenstammes im Sonnenlicht. Und als wir uns das erste Mal begegneten, da kamst du her, um ein Leben zu schützen.«

Er war ergriffen. Es war nicht nur, was sie sagte, sondern vor allem, was sie dabei fühlte. Mit jedem Wort übertrug sie auch ihre Hingabe auf ihn. Er konnte nicht antworten, nicht mit Worten, doch sein Herzschlag und sein Blick sagten genug. Er küsste sie und hob sie hoch, bis sie mit dem Rücken an ihren Baum gelehnt in seinen Armen schwebte.



Grainne stolperte unsicher durch den Wald. Es war nicht, was sie befürchtet hatte. Es war schlimmer. Beran hatte sich verändert, seit er den verfluchten Farindelwald zum ersten Mal betreten hatte. Es war genauso gekommen, wie die Geschichten berichteten. Er war der zuverlässigste Mann gewesen, den sie je getroffen hatte.

Mutig, stark, und man konnte ihn jederzeit beim Wort nehmen. Das war ihr wichtig, deshalb hatte sie ihn gewählt. Doch jetzt ... Er vernachlässigte die Arbeit, wie sie von anderen erfahren hatte. Und ihre Tante sah ihn neulich morgens aus Richtung des Forstes ins Dorf schleichen. Sie war eigentlich keine misstrauische Frau, aber der Wald ... Der veränderte die Leute, da musste man sichergehen.

Keiner der anderen Männer, die vor ein paar Wochen in das verfluchte Gehölz gegangen waren, hatte irgendwelche Anzeichen gehabt. Das wusste sie, sie hatte mit all ihren Frauen gesprochen. Nur Beran war seltsam gewesen. Seltsam fröhlich, doch unkonzentriert. Geheimnistuerisch. Das sah ihm nicht ähnlich. Deshalb hatte sie beschlossen ihm nachzugehen, zu kontrollieren, wohin er ging. Und heute hatte es sich ausgezahlt.

Doch sie konnte nicht behaupten, dass die Wahrheit ihr gefiel. Im Gegenteil, in diesem Moment hätte sie sehr viel dafür gegeben, sich getäuscht zu haben. Beran musste verhext worden sein, von irgendeinem Geist des Waldes, einer schrecklichen Fee. Warum sonst hätte er sich von ihr abwenden und hierher schleichen sollen? Und ganz sicher mehr als einmal. Es war leicht ihm zu folgen, schnell war er nie gewesen. Doch der Farindelwald machte ihr Angst, mehr Angst, als sie zuzugeben bereit war.

Bisher war sie nicht behelligt worden, doch das konnte sich jederzeit ändern. Bei jedem Geräusch zuckte sie zusammen und sah sich ängstlich um, doch nichts geschah, nichts hielt sie auf. Und bisher hatte sie nicht das Gefühl, dass sich ein Waldbankert bei ihr eingenistet hätte, eine Gefahr, vor der alle jungen Frauen eindringlich gewarnt wurden und weshalb keine von ihnen diesen Ort des Grauens bisher aufgesucht hatte.

Am Bachlauf hatte sie seine Schuhe gefunden. Erst befürchtete sie, er würde bald wieder zurückkommen, doch das geschah nicht. Es waren immer mehr Kleidungsstücke aufgetaucht und aus ihrer Sorge wurde Wut. Vielleicht war er verhext worden, vielleicht auch nicht, aber was immer er vorhatte, es war falsch. Abgrundtief falsch.

Sie hörte sie, bevor sie etwas sehen konnte, doch es reichte, um all ihre Befürchtungen Gewissheit werden zu lassen. Das Stöh-

nen und Seufzen, das sie nur zu gut kannte, so wie die anderen Geräusche, deren Herkunft sie sich zu gut vorstellen konnte. Sie bemerkte, wie ein Teil von ihr Erregung verspürte, während sie sich lauschend näher schlich, und der Rest von ihr hasste sich und alle Beteiligten dafür. Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor, die sie sich heranschlich, in ihrem Geiste all das sehend, was vor ihren Augen noch verborgen war. Doch als sich die Lichtung vor ihr öffnete, war es noch schlimmer als alles, was sie sich vorgestellt hatte. Es war wunderschön.

Vor ihr lag der schönste Fleck Erde, den sie je gesehen hatte. Wildblumen jeder Art blühten in voller Pracht, ungeachtet dessen, ob ihre Zeit war. Der malerische Bach plätscherte um sie herum und lud zum Erfrischen und zum Verweilen ein. Und ein so prächtiger Baum zierte die Mitte des Platzes, dass es ihr den Atem verschlug. Das Treiben am Fuße des Baumes fügte sich nahtlos ein in die Landschaft, und das war es, was ihr besonders missfiel. Nägel gruben sich in ihre Handflächen, als sie zusah wie ihr Mann die Waldfee, oder was immer es war, hochgehoben und an den Baum gelehnt hatte, um sich stehend mit ihr zu vereinigen, während er seinen Kopf in ihren Brüsten vergrub. Wozu hatten solche Wesen überhaupt Brüste? Doch bestimmt nur, um solche armen dummen Tröpfe wie Beran zu verführen! Abgestoßen, wütend und gleichsam verzaubert von dem Anblick, trat Grainne auf die Wiese.



Er hatte dieses Mal den Höhepunkt vor ihr erreicht und setzte sie auf den Wurzeln ab, um es an ihr wieder gutzumachen. Er beugte sich herab und suchte mit der Zunge nach ihren empfindlichsten Stellen, als aus ihrer Erregung plötzlich Verwunderung wurde und hinter ihm ein lautes Knacken erscholl. Irritiert drehte sich Beran um und sein Gesicht verlor alle Farbe. Nur wenige Schritte hinter ihm stand Grainne, einen großen, trockenen Ast in den Händen, den sie gerade durchgebrochen hatte, ihr Gesicht vor Wut verzerrt.

»Ich dachte schon, ich müsste dich mit dem Stock schlagen, bevor du mich bemerkst.« Ihre Stimme klang viel zu ruhig, geradezu im Gegensatz zu allem, was ihr ins Gesicht geschrieben stand. »Hast du meine Existenz schon vergessen? Wochenlang bemühe ich mich, wieder ein Lächeln auf dein Gesicht zu bekommen, nachdem du in diese Hölle von einem Wald musstest. Ich war stolz auf dich, dass du dich freiwillig dafür gemeldet hattest und das hier ist, wo du sein willst? Was hat sie mit dir gemacht, dass du lieber für ihren Schoß durch den verfluchten halben Wald rennst, anstatt bei deiner Frau zu sein?«

Cwellabecdael erhob sich in einer fließenden Bewegung und sah von ihrem erhöhten Standpunkt auf die beiden Menschen hinab. Beran spürte, wie sie zu verstehen begann und wie wenig es ihr gefiel. Doch er konnte nichts tun. Eine Lüge würde sie als solche Erkennen, ihre Verbindung war eindeutig. Also sagte er nichts.

Grainnes Augen blitzten auf. »So ehrst du unseren Traviabund? Mit Lügen und heimlichem Davonschleichen zu deiner herumhexenden ...«

Cwellabecdael kam langsam vom Baum herab. »Dryade. Ich bin eine Dryade. Und ich habe ihn nicht verhext.«

Beran spürte die Wut, die von Cwellabecdael ausging, er fühlte sich gefangen zwischen dem Zorn der beiden und begann zurückzuweichen, in Richtung des Waldes. »Grainne ...« Er wusste nicht wirklich, was er sagen wollte, aber Cwellabecdael gab ihm auch keine Chance, es herauszufinden.

»Du sagst also, dass euer Bund wichtiger ist als unserer? Dass ich kein Recht hatte, seine Versprechen anzunehmen?«

Grainne wurde von ihrer Angst eingeholt. Sie wollte keinen Waldbankert oder Schlimmeres! Sie wollte sich zur Flucht wenden, doch sie konnte es nicht. Ranken waren aus dem Boden gewachsen und hielten sie an Ort und Stelle, griffen gerade nach ihren Beinen und ihrer Hüfte, um sie völlig bewegungsunfähig zu machen. Panisch schrie sie auf und versuchte sich aus dem Gewächs zu befreien.

Auch Beran stieß einen überraschten Schrei aus, so etwas hatte er von seiner geliebten Cwellabecdael nicht erwartet! Er lief los, um Grainne zu helfen, sich schützend vor sie zu stellen, doch dann traf ihn der Blick der Dryade. Er hatte seine Frau beinahe erreicht, doch vor dem Blick des Feenwesens konnte er sich nicht retten. Er stand da, nackt, sein Herz gespalten in diesem Moment. Das Verlangen, Cwellabecdael zu der seinen zu machen, war so groß wie zuvor, doch die Erinnerung an die Gefühle, die er einmal für Grainne gehabt hatte, waren ebenso stark. Und er wusste in diesem Augenblick, dass dies sein Verhängnis war. Die Dryade fühlte, was er fühlte, auch ihr Herz begann zu Schmerzen und sie wusste, wer für diese Qual verantwortlich war. Sie Schritt auf die Menschen zu, die ihr dies angetan hatten, langsam, nach dem richtigen Ausdruck für ihre widerstreitenden Emotionen suchend. Sie fand die Antwort und lächelte. Ein kaltes Lächeln, das Beran noch nicht an ihr gesehen hatte.

Ängstlich blickte er zu Grainne, streckte die Hand nach ihr aus, in der Hoffnung auf etwas Trost, doch sie wandte sich ab. Sie wusste nicht, was kommen würde, doch sie richtete sich auf und sah der Dryade in die Augen. In das wunderschöne Gesicht, das sie verdammen würde. Sie würde in ihrem letzten Augenblick nicht um Vergebung bitten, sie hatte nichts falsch gemacht.

Doch es war nicht in einem Augenblick vorbei. Es dauerte. Regen konnten sich beide Menschen jedoch nicht mehr. Ihre Fähigkeit sich zu bewegen erstarrte zuerst. Dann verfärbte sich ihre Haut, nahm in einem langsamen Übergang die Farbe von Berans Augen an. Erst dann änderte sich die Form. Die Beine verschmolzen zu einem Stamm, die Füße verbanden sich beim Bilden von Wurzeln mit dem Boden und der Wiese. Hüfte und Bauch streckten sich. Arme, Schultern und Kopf spalteten sich in unzählige Äste und Zweige auf und wuchsen zum Himmel empor. Knospen und kleine Blätter bildeten sich an ihnen, bis nichts mehr an die beiden Menschen erinnerte und Cwellabecdael auf zwei junge Buchen sah, die auf ihrer Lichtung wuchsen.

Sie trat nah an sie heran. »Ich wollte dich haben, nicht diesen Schmerz.« Zärtlich legte sie die Hand auf den Stamm, der ein-

mal Beran gewesen war. »Jetzt bleibst du bei mir. Doch dein Leid bleibt auch.« Sie seufzte, von unangenehmer Trauer erfüllt. So hatte sie sich das Zusammensein mit Menschen wirklich nicht vorgestellt. Ein paar Blütenfeen waren vom Zauber angelockt worden und verfolgten sie nun zu ihrer Buche, spielten in ihren Haaren und versuchten sie aufzumuntern, doch sie blickte nur auf ihre neu geschaffenen Bäume. Als sie sich schließlich überwand, der Senke den Rücken zu kehren, begann die Luft zu schimmern und Cwellabecdael verschwand im Feenreich.



»Los, los! Beeil dich, die anderen sind bestimmt schon da!« Fann griff nach Nalcas Hand und zog sie den kleinen Abhang hinauf. Sie lachte ihn an, fasste oben angekommen nach seinem Hintern und zog ihn in ihren Arm. »Die Nacht ist lang genug. Niemand sagt, dass wir auf dem Weg nicht auch Spaß haben können.« Entgegen ihrer Worte gab sie Fann nur einen kurzen Kuss und begann dann ihrerseits schnell auszuschreiten. Sie wollte ebenso eilig dort sein, wie er.

Es hatte als Mutprobe begonnen. Trom, natürlich Trom, niemand sonst wäre auf so eine dämliche Idee gekommen, hatte sie alle herausgefordert, wer von den Mädchen sich trauen würde am Tsafest die Nacht mit ihm im Wald zu verbringen. Setana hatte ihm daraufhin eine Kopfnuss verpasst und ihm eine Stunde lang einen Vortrag gehalten, dass sie das auf keinen Fall zulassen würde, und wenn sie ihn festbinden müsste. Vielleicht hatte sie das sogar getan, Nalca war sich nicht sicher, was die beiden machten, wenn niemand zusah. Sie, wie auch jedes andere Mädchen in ihrem Alter, wusste, dass Setana mit Trom den Traviabund eingehen wollte. Keine von ihnen verstand jedoch, warum.

Sie kicherte beim Laufen, was ihr einen verwirrten Seitenblick von Fann einbrachte. »Irgendetwas bestimmtes oder muss ich mir Sorgen machen?« stichelte er, woraufhin sie ihm die Zunge herausstreckte und an ihm vorbei zwischen die Felder sprintete, nicht ohne ihm im Vorbeilaufen in den Hintern zu zwicken.

Er hatte sie bald eingeholt. Sie wussten, dass sie nicht die ganze Stunde, die sie brauchen würden, laufen konnten. Nach dem Tsafest und nachdem Setana sich wieder beruhigt hatte, hatten sie sich zu der Mutprobe entschlossen. Zu viert waren sie in den Farindelwald geschlichen, wohlwissend, dass sie alle den Hintern versohlt bekommen hätten, wenn ihre Eltern herausfinden würden, was sie da taten. Ungeachtet dessen, dass sie dafür eigentlich viel zu alt waren. Doch sie waren nicht erwischt worden. Stattdessen hatten sie das Paradies gefunden. Gewiss hatte Rahja ihre Finger im Spiel.

Um sich nicht zu verlaufen, waren sie dem kleinen Bachlauf gefolgt, der aus dem Wald heraus und dann um ihr Dorf herum floss. Es war verboten aus ihm zu trinken und in ihm zu baden, aber er war so kalt, dass das außer im heißesten Sommer sowie so nicht verlockend war. Der Wald war unglaublich. Nalca wusste nicht, wie sie sich das Waldesinnere vorgestellt hatte, und es übertraf vollständig ihre Vorstellungskraft. Hohe Bäume verschiedenster Art, jeder von ihnen so gewaltig, dass er jedes Haus um ein vielfaches überragte. Der von Nadeln und Moos weiche Boden, der zum Verweilen einlud. Wie das Sonnenlicht zwischen den Blättern Muster in die Luft warf, als wäre sie voller Magie. Bestimmt war sie das auch, das behaupteten zumindest alle.

In manchen Bereichen des Waldes standen die Bäume so dicht, dass man kaum hätte hindurchgehen können. In anderen gab es mannshohes Unterholz, das man, ohne sich mit einer Axt den Weg freizuschlagen, keinesfalls durchqueren konnte. Und die Warnungen vor einem solchen Vorgehen nahmen sie durchaus ernst. Doch entlang des Baches kamen sie gut voran.

Nalca balancierte am Ufer des Bächleins, mit einer Hand immer an einem der niedrig hängenden Äste, ihr Blick fest auf Fanns Rücken geheftet. Sie mochte, wie er sich bewegte. Von einem Bauern sollte man eine gröbere Art der Fortbewegung erwarten, aber Fann war eher schlank und gewandt. Nicht, dass er schwach wäre, aber im Gegensatz zu so manchem Klotz, der die Figur und den Geist seiner Bullen teilte, wirkte er beinahe feingliedrig. Und er hatte eine sehr einnehmende Kehrseite. Ein Grinsen hatte sich

auf Nalcas Gesicht gestohlen, von dem sie sehr froh war, dass Fann es nicht sehen konnte. Sie ließ ihn an dieser Stelle gerne vorgehen.

Ein paar verfärbte Blätter fielen vor ihnen in den Bach und wurden wirbelnd an ihnen vorbeigetragen.

»Bald wird es zu kalt sein, um weiter her zu kommen.« Enttäuschung klang in Nalcas Stimme mit. Fann drehte sich um und reichte ihr die Hand, um ihr zu helfen, vom Ufer auf den Wildpfad zu wechseln. Sie braucht die Hilfe nicht, aber die gereichte Hand nahm sie gerne. Sie verschränkte ihre Finger mit seinen und sie gingen nebeneinander weiter, solange der Pfad es zuließ.

»Ja. Müssen wir uns wohl bis zum Frühling mit unseren Betten begnügen.« Es sollte ein Scherz werden, aber auch Fann wollte die Ausflüge in ihr kleines, magisches Reich nicht missen und es schwang Schwermut mit. Schnell wechselte er das Thema. »Denkst du, sie sind alle vor uns?«

Lachend beantworteten sie seine Frage gleichzeitig: »Trom bestimmt!« Der Sohn des Müllers war bekannt dafür, jede Ausrede zu nutzen, um früher von der Arbeit zu verschwinden.

»Laeg wird es noch nicht geschafft haben, sein Onkel richtet dieses Jahr immerhin das Fest der Heimkehr für alle aus. Ich weiß nicht, ob Mara auf ihn wartet oder schon mit Setana und Trom vorgegangen ist.« Sie wollte es eigentlich dabei belassen, aber dann sprudelte es doch aus ihr hervor: »Was finden die nur an Trom?!«

Fann zuckte mit den Schultern. »Naja, du weißt schon ...« Sie verdrehte die Augen. »Ja, ich weiß wie er aussieht und was er ... kann. Aber das reicht doch nicht, um den Bund mit ihm einzugehen!« Sie unterstrich die Worte mit energischen Gesten. Fanns Auflachen sorgte dafür, dass sie ihn schubsen wollte, aber es verursachte ihr auch weiche Knie.

Er griff wieder nach ihrer Hand. »Dir reicht es nicht, aber Setana vielleicht schon. Ich bin ganz froh darum.«

Sie bemerkte seinen Blick bei den letzten, fast geflüsterten Worten und wurde rot. Statt einer Antwort schmiegte sie sich kurz an ihn, griff seine Hand dann fester und schritt schneller

voraus. Jetzt wollte sie die Auswirkungen des Waldes umso mehr spüren. Setana hatte Mara im Frühjahr von ihrer Entdeckung erzählt, und seitdem waren sie zu sechst bei ihren Ausflügen. Bisher hatte Nalca sich nicht getraut, mit Fann alleine in den Wald zu gehen, ohne den anderen Bescheid zu sagen. Aber vielleicht bald, bevor es zu kalt wurde. Vielleicht war sie soweit.

Fann ließ ihre Hand los, weil es der schmale Pfad nicht länger zuließ gemeinsam auf ihm zu gehen, doch als sie verstohlen über die Schulter blickte, bemerkte sie, dass er ihren Rücken und ihren Po betrachtete, wie sie es vorher bei ihm getan hatte. Sie grinste und ging beschwingter weiter, bedacht darauf eine leicht wiegende Bewegung in jeden Schritt zu legen.

Das Plätschern des Baches entfernte sich ein Stück vom Pfad, als sie die ersten Vorboten ihrer Annäherung hörte. Die Geräusche, die Setana von sich gab, waren unverkennbar, sie schienen schon eine Weile beschäftigt zu sein. Nalca warf einen Blick über die Schulter und Fann erwiderte ihn. »Wie zu erwarten«, hing wortlos zwischen ihnen in der Luft. Auch wenn die Wirkung für sie noch nicht begonnen hatte, öffnete Nalca ungeduldig die Schnürung ihrer Bluse. Viele der alten Leute sagten immer, die Vorfreude sei die größte Freude, doch sie wusste es besser.

Wie immer war das Erscheinen der Senke beinahe überraschend, wenn das Abendlicht plötzlich zwischen den Bäumen hervorbrach und sich schon im nächsten Moment zwischen den Ästen der offene Platz zeigte. Bunter als jede Blumenwiese, die sie je gesehen hatte, und das zu bisher jeder Jahreszeit, lag die Lichtung oft still in der Dämmerung. Das Summen von Insekten, die sich an den außergewöhnlichen Pflanzen labten, war zu hören. So schön die Blüten auch waren, so waren es doch die Bäume, die Nalca noch mehr faszinierten. Drei Buchen, eine riesig, mit Wurzeln, die sich über die ganze Wiese erstreckten, und zwei kleinere, die sich jedoch immer noch mit jedem anderen Baum hier messen konnten, bildeten die Mitte der Senke. Die zwei kleineren wirkten wie im Gespräch, Nalca stellte sich immer vor, sie würden zu einer Unterhaltung dazustoßen. Die eine war kerzengrade und stolz gewachsen, sie hatte etwas von einer Kriegerin.

Die andere neigte sich vertraulich zu ihr hinüber. Etwas Leidenschaftliches lag zwischen ihnen in der Luft. Aber vielleicht war das auch nur, was sie sich einbildete, durch die Magie, die diesen Ort erfüllte. Und die sie gleich erfüllen würde.

Sie blieb stehen, ließ sich einen Augenblick lang von der Schönheit der Wiese bezaubern, ungestört in ihren Gedanken durch die Laute, die an ihre Ohren drangen. Dann entledigte sie sich ihrer Kleidung, fügte sie den zwei Sätzen an Hosen und Tuniken, die schon in dem Strauch am Rande der Lichtung hingen, hinzu. Für den Moment blickte sie nicht zurück zu Fann, der hinter ihr dasselbe tat. Sie biss sich auf die Lippe, atmete tief ein und setzte dann den ersten Fuß auf die Wiese. Ein Seufzen entrang sich ihr, als die Emotionen sie durchflossen. Wie ein Echo hallte in ihr die Erregung von Trom und Setana wieder, beide auf halbem Weg zu einem Höhepunkt, den sie alle spüren würden. Sie lagen auf den Wurzeln der Königin der Buchen, wie Nalca den großen Baum für sich selbst nannte, so versunken ineinander, dass sie die Ankunft der Neuankömmlinge höchstens an den hinzugewonnenen Gefühlen bemerken würden.

Nalca tat ein paar weitere Schritte auf die Wiese. Das Seufzen hinter ihr verriet ihr, dass auch Fann die Wiese erreicht hatte und sie streckte ihm, ohne den Blick von dem im Liebesspiel versunkenen Paar zu lösen, ihre Hand entgegen. Sie wollte berührt werden. Jetzt sofort.

Ein neuer Schauer von Emotionen durchfuhr sie, als Fann ihre Hand ergriff, dieses Mal begleitet von ihrer eigenen Erregung, die, wie immer, nicht lange auf sich hatte warten lassen. Sie warf sich in Fanns Arme, schmiegte sich an seinen schlanken Körper und lauschte dem schneller werdenden Schlag seines Herzens, als auch er von Erregung erfüllt wurde. Schließlich löste er eine Hand aus der Umarmung und hob ihr Gesicht an, um in ihre Augen zu sehen. So standen sie da, blickten sich in die Augen, während jedes Stöhnen und jeder Stoß eine neue Welle von Erregung und Begierde durch sie schickte. Als Setana den Höhepunkt erreichte, nahm sie die ganze Lichtung mit. Nalca erzitterte in Fanns Armen und ihre Fingerspitzen wurden taub, doch sie ließ

seinen Blick nicht los. Sie liebte es, ihn in diesem Moment zu sehen. Wie seine schmalen Lippen, mit den immer zum schelmischen Lächeln verzogenen Mundwinkeln, unwillkürlich zuckten. Das Strahlen in seinen Augen, das nur für sie zu sein schien, auch wenn es genaugenommen durch andere ausgelöst worden war. Es war fast so gut, wie selbst der Auslöser zu sein. Als es vorüber war, drehte sie grinsend den Kopf. »Hallo Setana.«

Die angesprochene grinste zurück. Sie saß breitbeinig auf einer der Wurzeln, Trom lehnte an ihr, streichelte mit einer Hand den Stamm, an dem sie sich abstützten und mit der anderen die Stelle gleich neben Setanas hübschen Brüsten, dort wo sie so empfindlich war. »Wird auch Zeit, dass ihr dazustoßt.«

Nalca ignorierte den stichelnden Tonfall von Trom und ging zu ihnen hinüber. Als sie sich auf die Wurzeln kniete, war es, als würde sie sich auf ein Bett setzen, warm, weich und angenehm an ihrer Haut. Sie beugte sich vor und küsste Setana, gab ihr ein wenig der geborgten Leidenschaft zurück. Jemand küsste ihre Brust, sie wusste nicht wer, doch sie alle seufzten leise, als die Erregung, die es auslöste, sie alle traf. Sie löste sich wieder, gerade rechtzeitig um Fann aufzuhalten, der sich seinerseits auf die Wurzeln fallen lassen und sie mitziehen wollte. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte ...« ihr Blick wanderte zu den anderen beiden Bäumen und sie grinste die drei neben sich an. »Entschuldigt uns.« Sie zwinkerte Setana zu, während sie Fann hinüberzog, zu ihrem liebsten Ort auf der Lichtung.

Trom zuckte nur mit den Schultern und vergrub seinen Kopf zwischen Setanas Schenkeln, was zu einem fröhlichen Jauchzen ihrerseits und einem kurzen Stolpern im Schritt von Nalca führte. Sie ließ sich davon nicht von ihrem Ziel abbringen und sprang, um sich auf einen niedrigen Ast der geneigten Buche zu ziehen. Dann ergriff sie die Initiative und Fanns Hintern, um ihn direkt zu sich zu holen.

Er war überrascht, doch nicht weniger begierig und drang in derselben Bewegung in sie ein, gleichzeitig nach Luft schnappend und mit den Lippen die ihren suchend. Sie lehnte im Baum, während sie ihn immer und immer wieder in sich führte, seine Zunge

mit ihrer umspielte und das Echo einer anderen Zunge an einer ganz anderen Stelle sie mehr als einmal zum Seufzen brachte. Sie spürte, wie Setana mit ihr im Gleichklang atmete, stöhnte und in ihrer Leidenschaft aufging, bis auch Fanns Höhepunkt in ihren überging und sie für einen Moment erschöpft vom Baum herunterglitt. Sie waren nicht mehr nur zu viert. Sobald die Welle der Ekstase versiegte, spürte sie die neuen Schauer. Laeg und Mara waren, ohne dass sie es bemerkt hatte, auf die Wiese getreten und hatten sich dem anderen Paar angeschlossen. Nalca stützte sich auf Fann während sie sich näherten. Die verschlungenen Wurzeln bildeten ein Ebenbild der Szene. Laeg lag zuunterst, Setana über ihm, mit rhythmischen Bewegungen ihrer Hüfte für erneute Schauer der Glücksgefühle sorgend, während acht Hände über die Körper wanderten. Mara küsste abwechselnd Setanas Mund und Brüste, unterbrochen von ihren Seufzern, vermutlich ausgelöst durch die Finger der beiden Hände unterschiedlicher Herkunft, die ihren Schritt streichelten.

»Willst du?« Fanns Stimme hauchte in ihr Ohr und sie nickte. Er hob sie an und legte sie zwischen die Körper der anderen, ihr Mund fand den Maras, ihre Hand den Nacken Laegs und all ihre Emotionen wurden eins. Sie legte sich ein wenig anders hin, damit Laeg ihre Brüste besser erreichen konnte, ohne dass Setana ihre Position verlassen musste. Sie spürte, wie Fanns Zunge die Finger zwischen Maras Schenkeln unterstützte. Sie alle stöhnten laut auf, als Setana ihren nächsten Höhepunkt mit ihnen teilte. Und Trom nutze die kurze Stille, die darauf folgte, um in Nalca einzudringen und ein neues Raunen, eine neue Welle des Rausches, über sie zu bringen.

In all dem hatte Nalca manchmal das Gefühl, noch mehr Emotionen zu spüren. Erregung von noch mehr Personen als sie es waren. Und manchmal kleine Stiche von Eifersucht und Neid. Selbst vor sich selbst gab sie nicht zu, dass es diese Momente waren, die sie am meisten erregten.



Cwellabecdael war älter geworden. Sie hatte mit hohen Feen gesprochen, die Blütenfeen um Rat gefragt und war sich nicht mehr sicher, ob sie das Richtige getan hatte. Wenn sie in ihre Gefühle von damals hineinhorchte, dann fühlte es sich noch richtig an, doch vielleicht war sie zu hart gewesen. Sie wollte keine solche Fee sein. Aber was, wenn sie den Zauber löste und alles wäre wieder wie zuvor?

Lange grübelte sie, doch sie wusste, die Entscheidung konnte sie nicht vom Feenreich aus treffen. Also kehrte sie in ihren Baum zurück. Die Blütenfeen hatten sie gewarnt, und manche Emotionen von ihrem Baum waren bis ins Feenreich zu ihr gedrungen, doch was sie sah, amüsierte sie. Junge Menschen, nicht einen Bruchteil so viele Jahre auf der Welt, wie sie sich in ihr Reich zurückgezogen hatte, hatten ihre Lichtung für sich entdeckt. Von der Baumkrone aus beobachtete sie, wie sie spielten, manchmal in Paaren, manchmal alle gemeinsam. Ihre Lust erfüllte die Lichtung. Das war neu.

Sie hatte nicht mehr nur *eine* Entscheidung zu treffen. Cwellabecdael machte es sich in den Verzweigungen der Äste bequem. Sie hatte keine Eile und spürte hinein in die verschiedenen Gefühle, die sich in der Lust verbanden, konzentrierte sich mal auf einen, dann auf einen anderen Menschen und genoss die Erregung, in die es sie versetzte. Jeder hatte eine andere, jeder erlebte es anders. Obwohl sie alle verbunden waren, war es für niemanden gleich. Neugierig sah sie zu, verband Gefühle mit Handlungen und bemerkte immer wieder, wie ihre Hände sie selbst, oder einen der Äste um sie herum, zu liebkosen begannen.

Das erste Morgengrauen war von ihrem Aussichtspunkt in der Ferne zu sehen, und die Menschen auf ihren Wurzeln zeigten Anzeichen von Erschöpfung, da bemerkte sie es. Sie fuhr herum, ihr Blick fand die kleinen Buchen Beran und Grainne und sie hatte keinen Zweifel: Die Emotionen der beiden waren ebenso anwesend. Auch sie wurden mitgerissen von der Erregung und der Leidenschaft, die die Senke erfüllte, doch das war nicht alles. Sie wollten mehr. Sie wollten ihre eigenen Körper mit zu den anderen führen, wollten einander. Wollten sie.

Cwellabecdael dachte nach. Vielleicht wusste sie, was zu tun war. Doch sie brauchte die Hilfe der Blütenfeen. Sie beobachtete, wie die jungen Menschen zu ihren Kleidern zurückgingen, manche wankend vor Erschöpfung, und nach und nach die Lichtung verließen. Sie alle waren glücklich und ekstatisch, bis zum letzten Schritt, der sie von der Wiese führte. Cwellabecdael verließ ihre Buche und ging hinüber zu den anderen beiden, die seit ihrem letzten Treffen um einiges gewachsen waren. Berans Äste reichten noch mehr hinüber zu seiner Frau, die Kronen hatten sich verbunden, waren zu einer geworden. Auch ihr Zauber hatte die beiden nicht voneinander getrennt. Vielleicht hatte sie das auch nie gewollt. Sie legte ihre Hand auf eine Stelle des Baumes, die mal sein Rücken gewesen sein konnte, dann presste sie sich ganz an den Stamm. Ihn hier zu sehen tat noch immer etwas weh. Doch das würde bald behoben sein.



Nalca kuschelte sich an Fann und verdrehte die Augen. »Wem hat sie es erzählt?«

Mara legte ihre Arme um sich selbst, sie wollte sich auch gerne anlehnen, aber Laeg musste seiner Familie helfen und Trom und Setana waren wer weiß wo verschwunden. »Ich weiß es nicht. Sie sagte nur, sie sehen gut aus und wollen unbedingt nächstes Frühjahr mitkommen, wenn wir wieder«, sie flüsterte, obwohl niemand in ihrer Nähe war, »in den Wald gehen.« Nalca verzog ihren Mund, woraufhin sie von Fann einen kurzen Kuss bekam.

Er mochte es, wenn sie das tat. Es war nicht hilfreich ihren Ärger aufrecht zu erhalten.

»Wir sollten mit ihr darüber sprechen, dass wir alle zusammen entscheiden sollten, wen wir mitnehmen.« Es gelang ihr noch, ein wenig ihrer Genervtheit in den Satz zu legen, dann war ihr Ärger für den Moment verraucht. Sie grinste. »Wollen wir heute Nacht noch ein Mal gehen? Noch ist es warm genug. Und Laeg kann sich bestimmt wegschleichen, solange es sich noch lohnt.«

Das Fest der Heimkehr war fast beendet und ab morgen würde es wieder aufräumen und arbeiten heißen. Aber in dieser Nacht würden sie nicht vermisst werden, wenn sie sich vorher verabschiedeten.

»Und Setana?« Mara sah sich suchend um, doch sie wussten, dass das Paar sich nicht hier hinter Fanns Schuppen versteckt hatte.

»Was wollen wir wetten, dass sie und Trom schon dort sind?« Nalca war sich beinahe sicher. »Oder was denkst du, wohin sie vorhin verschwunden sind?«

Sie schauten vorsichtshalber nach, doch an keinem der beliebten Treffpunkte der beiden war das Paar aufzufinden, also stimmte Mara zu. Mit kleinen Laternen ausgestattet schlichen die vier bald darauf in den Wald.



Die Blütenfeen weckten Cwellabecdael, als sich die beiden Menschen näherten. Erst war sie enttäuscht, dass es nur zwei waren, doch sie entschloss sich abzuwarten. Es dauerte nicht lange, bis sich die beiden ihrer Kleider entledigt hatten und anfangen sich zu berühren. Das Mädchen mochte es wohl, seine Zunge zwischen ihren Beinen zu spüren, denn sie ließ sich auf Berans untersten Ast setzen und genoss eine ganze Weile seine Bemühungen. Cwellabecdael spürte in ihre Erregung hinein, unterstützt durch die Geräusche, die die Frau dabei von sich gab, und entschied, dass sie das auch ausprobieren wollte. Später. Die beiden tauschten die Plätze und die Dryade wurde beinahe ungeduldig. Wo blieben die anderen? Sie überlegte kurz, immer wieder unterbrochen von den Wallungen der beiden, ob dies der richtige Moment sein könnte, falls die anderen sich gar nicht mehr zeigen würden, doch sie entschied sich für Geduld. Sie wurde belohnt, als Setanas Stimme sich erhob. Inzwischen rollten die beiden Menschen ineinander verschlungen über die Wiese, Knospen des Wohlbehagens zwischen Cwellabecdaels Schenkeln auslösend. Die vier anderen traten zwischen den Bäumen hervor, hängten zu ihren Kleidern

auch leuchtende Kästchen in die Sträucher und begannen sich zu küssen und zu berühren, sobald sie die Wiese betraten.

Cwellabecdael rief die Blütenfeen zu sich, die aufgeregt durch die Luft tanzten, die Stimmung auf ihrer Lichtung hatte auch auf ihre kleinen Schwestern eine Wirkung. Gemeinsam beobachteten und erfüllten sie, wie die Menschen immer tiefer in ihren Empfindungen versanken, bis sie nichts mehr wahrnahmen, als die Körper und Stimmen und Emotionen der anderen. Bis Beran und Grainne einstimmten in den Kanon der Lust. Sie lächelte und trat aus ihrem Baum heraus. Die Menschen nahmen sie nicht einmal wahr, während sie an ihnen vorbeischnitt und ihre Hände auf die jungen Buchen legte. Sie fragte sich, ob sie es bemerken würden, wenn sie sich zu ihnen gesellte. Doch Sie hatte etwas anderes vor.

Die Rückverwandlung dauerte fast so lange, wie der Weg von Mensch zu Baum. Die Blätter zitterten, raschelten einen Abschied und zogen sich in die Äste zurück, die schon begannen die Farbe zu ändern. In einer Langsamkeit, die all die Geduld von Cwellabecdael erforderte, schrumpften die Äste zusammen, schlossen sich zu einem Stamm zusammen und sanken in sich zusammen. Es war schwierig, die Konzentration zu halten, während sie spürte, wie die Menschen einander genossen. Doch sie wollte nichts falsch machen, sie wollte zurückbringen, was sie verwandelt hatte. Aus den Stämmen formten sich Körper, Mara und Nalca erreichten gemeinsam die Ekstase, selbst aus Cwellabecdaels Mund drang ein Seufzen. Gesichter entstanden, Haare, Hände, zuletzt die Augen. Das letzte, was noch die Farbe des Buchenstammes enthielt. Die zwei Menschen standen vor ihr, wie in dem Moment, da sie den ersten Zauber auf sie gelegt hatte. Nur Grainnes Kleider waren ebenfalls verschwunden und die Dryade konnte beide in ihrer ganz eigenen Schönheit bewundern. Dann erwachten sie.

Beran und Grainne fielen sich in die Arme. Höhepunkt jagte Höhepunkt, sie wussten nicht, ob es ihre eigenen oder der einer der anderen war, sie wussten nur, dass sie sich wollten, sich berühren, sich küssen, ineinander versinken. Sie bemerkten erst

gar nicht, dass sie ihre eigenen, jungen Körper zurückerlangt hatten, zu sehr waren sie in ihrer Lust verstrickt. Doch auch als sie es wahrnahmen, änderte es nichts. Ausgehungert fielen sie übereinander her, liebten sich wieder und wieder und konnten endlich erleben, was die Empfindungen in der Senke ihnen zu tun geboten. Cwellabecdael trat zufrieden zwischen die Menschen, seufzte leise, als der nächste Erguss sie alle durchfuhr und winkte dann den Feen.

Nalca spürte die anderen jetzt deutlicher, ein Gefühl des Ausgehungertseins, kurz vor dem Verdursten, hallte durch ihren Körper. Die Verbindung mit den anderen war das einzige, was helfen konnte und so stürzte sie sich noch begieriger in die Umarmungen, die Küsse und Liebkosungen, die Ekstase. Es war ihr, als würden sie schweben, als würden sie von Wolken getragen werden. Sie sah die Gesichter der anderen neben ihr, genauso hungrig nach Berührung, wie sie selbst, genauso verloren und doch genau da, wo sie sein wollten. Lächelnd schloss sie die Augen. Sie flog in einem Rausch, der Boden war nicht mehr unter ihr, doch das war ohne Bedeutung. Von Bedeutung war einzig der nächste Kuss, die nächste Berührung, die nächste Welle von Lust, die sie davontrug, höher, immer höher, in eine nicht endende Spirale von allem, was sie sich je von dieser Art Ekstase erhofft oder nicht einmal zu erträumen gewagt hatte.

Als die Blütenfeen die Liebenden absetzten, hatten sie die Welt der Menschen verlassen. Ewiger Tag herrschte in Cwellabecdaels Reich, ewiges Blühen und ewige Jugend. Und jetzt auch ewige Lust. Sie lächelte selig, betrachtete die jungen, hübschen Körper, die sie mitgebracht hatte und die sich weiter im Blumenmeer herumtollend gegenseitig beglückten. Auch Beran und Grainne wurden in das Treiben der sechs jungen Menschen aufgenommen, und ließen den letzten Rest von unangenehmen Gefühlen hinter sich, nur verbunden von Liebe und Lust, solange es Cwellabecdael gefiel. Sie entschied sich noch eine Weile zuzusehen, bevor sie sich in den Reigen einfügen würde, um am eigenen Leib die Wonnen zu erfahren, die sie in ihrer Verbindung schon erleben konnte. Sie hatte wirklich eine gute Wahl getroffen, als sie

Beran verführt hatte, auch wenn sie damals nicht ahnen konnte, dass es nicht seine Liebe war, die ihre Erfahrungen mit Menschen zu ihrem Glück werden ließ.

Die Blütenfeen würden sie unterrichten, wenn neue Menschen kämen, die es ihrem Reich hinzuzufügen galt.



Rakorium Muntagonus und der Fluch der Sss'Varr

von Prof. Heinz Featherly

Das ganze Dorf war in Aufruhr.

Von draußen drangen Stimmen und Schreie Dutzender junger Männer und Frauen herein, die Opfer des heimtückischen Fluchs geworden waren. Seitdem diese Plage über die kleine Siedlung gekommen war, schien es auch in Arantias Wirtsstube mit dem ruhigen Alltag vorbei zu sein. Tische und Bänke waren wie in Raserei umgeworfen worden und überall lagen Menschen am Boden, getränkt in ihre oder fremde Körperflüssigkeiten. Einige verharrten regungslos, andere wanden sich wie in Qualen und ihre Leiber zuckten wild. Überall war unheimliches Stöhnen zu vernehmen. Arania dankte dem Herrn Praios in einem stummen Stoßgebet dafür, dass ihr bisher das Schlimmste erspart geblieben war. Sie fasste sich ein Herz, packte ein abgebrochenes Stuhlbein, um sich gegen Angreifer zur Wehr setzen zu können, und machte sich bereit, das Wirtshaus für immer zu verlassen und in den Dschungel zu fliehen.

Und es war genau in diesem Moment, als die Tür aufgestoßen wurde und Rakorium Muntagonus – Erzmagier und Träger des Schwarzen Auges von Khunchom – den Schankraum betrat. Er sah sich kurz um, erfasste sofort die Lage und trat dann mit einigen schnellen Schritten zu Arania heran.

»Macht Euch keine Sorgen, edles Fräulein. Ich bin jetzt hier, und mehr als perfekt ausgestattet, um Euch zu helfen. Dafür werde ich sorgen und zwar mit ...« – an dieser Stelle machte der Erzmagier eine seltsame Pause, hob eine seine buschigen Augenbrauen und

drehte den Kopf zur Seite, als würde er sich an einen unsichtbaren Beobachter wenden – »meinem mächtigen Zauberstab!«

Arania starrte den legendären Magus groß an und schluckte; sie rang um sinnvolle Worte. Rakorium, der offenbar auf eine Erwiderung wartete, setzte erneut an: »Jawohl! Mein mächtiger Zauberstab. Er pulsiert förmlich vor Macht und Schöpfungsdrang. Er ist lang, hart und ich verstehe hervorragend damit umzugehen, auch mehrfach am Tag – und ich brenne danach, Euch zu zeigen, was ich damit alles anstellen kann.«

Noch immer kämpfte Arania mit ihrer Stimme. Sie war schlicht überwältigt von diesem Anblick. So fuhr der Erzmagus fort, während er weiter auf die Wirtin zuing. »Ich mache keinen Hehl daraus: Meistens sind ich und mein Stab auf uns alleine gestellt. Doch auch ohne fremde Hilfe bin ich in der Lage, Wundervolles mit ihm zu erreichen. Lieber wäre es mir aber, wir würden gemeinsam unser Glück versuchen ... denn wie Ihr seht, sind meine Hände schon recht wund.« Mit diesen Worten war der Magier auf wenige Spann an sie herangekommen und bedachte sie nun mit einem gewinnenden und irgendwie verzweifelten Grinsen.

Endlich fand Arania ihre Sprache wieder.

»Meint Ihr mit Eurem Zauberstab ... eventuell ... euren Penis?«

Rakorium stutzte. Er schaute an sich herab, musterte seinen Zauberstab und blickte von ihm zu seiner Lendengegend und wieder zurück.

»Nun. Eigentlich ... nein, nicht exklusiv. Also ... nein. In diesem Fall nicht. Ich meinte meinen ... meinen mächtigen, pulsierenden Zauberstab. Er wird Euch sicher gefallen.«

Arania sah ihn nach wie vor misstrauisch an.

»Er kann auch sehr lang und biegsam werden, wenn ihr das wollt ...«

Aranias Miene veränderte sich nicht, aber sie hob das Stuhlbein etwas höher.

»Oder aber sehr heiß werden. Sehr, sehr heiß.«

Sie trat einen Schritt zurück.

»Wenn ich es will, schwebt er auch ...«

»Das reicht jetzt!« schrie die Wirtin ihn an.



»Ja, in der Tat. Das reicht!«

Die Handvoll Männer, die sich um den jungen Geschichtenerzähler versammelt hatte, wirkte, im starken Gegensatz zu ihm, alles andere als gefesselt, zumindest aber genauso wenig amüsiert und absolut mit der Geduld am Ende. Ihr Anführer erhob sich von dem Felsen, auf dem er gesessen hatte, und ging auf den Erzähler zu. Er packte ihn an seinen Fesseln und zog ihn so nahe an sein Gesicht, dass ihre Nasen sich beinahe berührten. Der Gestank von fauligen Zähnen und Schweiß schlug dem Gefangenen entgegen. Die Augen seines Gegenübers funkelten bössartig im Mondlicht.

»Was soll das für eine Geschichte sein? Und was hat sie mit unseren Fragen zu tun? Du willst uns wohl hinhalten!«

»Genau«, stimmte ihm einer seiner Kumpane mit heiserer Stimme zu. »Das ist doch kein Anfang für eine Geschichte! Jeder weiß, dass Geschichten mit ‚Es war einmal vor langer Zeit in So-und-so‘ anfangen ... und dann ... und dann ...«

»Lindoff hat Recht«, unterbrach der Anführer der Männer seinen Gefährten. »Und er kennt sich mit Geschichten aus. Immerhin hatte er drei Kinder.«

Er zog das Ohr des Gefangenen noch näher, sodass er bequem hineinflüstern konnte. »Und er hat sie alle gefressen.«

Der Geschichtenerzähler wurde bleich. Währenddessen brachte der vermeintliche Kinderfresser seine Gedankenkette zu Ende. »... und dann enden sie irgendwann verwirrend oder der Erzähler schreit ‚Argh! Mein Bein!‘ ... wenn es mir wieder zu lange dauert.« Zufrieden grinste Lindoff seinen Sitznachbarn auf einem der Felsen an, stolz darauf, seine Argumentation auf den Punkt gebracht zu haben.

Der Geschichtenerzähler schluckte, fasste sich aber wieder. »Ihr wollt also die ganze Geschichte hören? Von Anfang an? Ich dachte, ihr hättet es eilig?«

Der Anführer der Bande ließ ihn wieder auf den Boden sinken. »Sicher haben wir es eilig. Aber wir sind auch nicht dumm! Wir merken es aber, wenn du versuchst, uns zu verwirren. Ich habe dich gefragt, was du über dieses ... Dämonending weißt und wie viel es wohl wert ist.« Er zeigte auf einen dunklen Schemen, der sich zwischen den Räubern abzeichnete. »Wir werden dich so oder so töten, ob du uns nun hilft oder nicht. Die Frage ist, wie schmerzhaft es wird. Wenn du uns verschaukelst, wird es jedenfalls nicht angenehmer. Also sprich! Erzähl uns die Geschichte, sodass auch Lindoff sie versteht!«

»Nun gut. Ich merke schon, euch kann man nicht hinters Licht führen. Ich werde tun, was ihr verlangt.«

Und der junge Mann setze von neuem an.



Es war keine von diesen gigantischen Tempelpyramiden, wie man sie aus den Legenden kennt. Die meisten der antiken Echsenbauwerke, die Magister Rakorium oft in Begleitung einiger gut ausgestatteter Abenteurer erkundet hatte – oder in die er hin und wieder auch einfach nur eine Gruppe dieser Gesellen alleine und damit nicht selten in ihr Verderben geschickt hatte – wiesen mehrere Ebenen auf: Komplexe Irrgänge, Fallen und unlösbare Rätsel, die sich auf irgendwelche Fantasiewelten oder längst vergessene Lyrik bezogen und die von armen, eingemauerten und dem Wahnsinn verfallenen Kreaturen gestellt wurden. Sie waren majestätisch, erhaben und strahlten eine bedrohliche Aura aus.

Wie gesagt: Dieses Bauwerk zählte nicht dazu. Den meisten Forschern und Entdeckern wäre es vermutlich nicht einmal aufgefallen. Nur die Spitze der Tempelruine ragte aus dem Morast der Echsensümpfe und selbst sie war von Ranken umschlungen und wirkte wie ein Fremdkörper im Wurzelgeflecht eines schief gewachsenen Baumriesen. Der Druck der Wurzeln hatte die Wände einstürzen lassen und nun lag der Weg ins Innere der Anlage frei. Der Magister hatte keine Ahnung, was ihn oder seinen Begleiter dort unten erwarten würde. Eigentlich war ihm das auch ziem-

lich egal – es war schlicht die einzige echsische Ruinenanlage im Umkreis von 50 Meilen um Selem, von der er wusste, und die er noch nicht erkundet hatte. Aus irgendwelchen Gründen hatte er in all den Jahren, in denen er von der Ruine gewusst hatte, nie den Wunsch geäußert, sie zu erforschen. Er schien sogar beinahe unbewusst einen Bogen um sie gemacht zu haben. Doch an diesem Tag hatte er seine Meinung plötzlich geändert und so standen er und sein treuer Gefährte und Lastenträger vor dem dunklen Abgrund, der in das Innere des Bauwerks führte. Vor einigen Stunden waren sie aus der kleinen Siedlung Gisra aufgebrochen, wo sie die letzten Nächte zugebracht hatten. Während der Magister auf den alten Steinquadern nach Inschriften suchte, machte sich sein Gefährte daran, die Ausrüstung an einem Seil in die Tiefe zu lassen.

»Höchst bemerkenswert ...«, murmelte der Erzmagier in seinen stattlichen, aber von der schwülen Luft aus der Form gebrachten, Bart. »Diese Glyphen erinnern an frühe Darstellungen der echsischen Entität Sss'Varr. Sie wird allerdings eher dargestellt wie eine Art ... nun Liebes- oder Lustgöttin. Kurios ...«

»Allerdings ... Meister!« Rakoriums Begleiter mühte sich ab, gleichzeitig den Ausführungen seines Mentors zu lauschen und die beachtliche Last in die Tiefe der Ruinen hinabzulassen. Als Rakorium seine Stimme vernahm, zuckte er kurz zusammen, als hätte er seine Anwesenheit völlig vergessen. »Erschrecke mich nicht so, Nottel! Du weißt doch, wie es um mein altes Herz bestellt ist! Und mach generell etwas leiser, wir wollen doch hier mitten im Sumpf keine Predatoren anlocken, du Hornochse!«

Der als Nottel Angesprochene gab sich Mühe, seine Stimme zu senken und leiser unter der Last der Ausrüstung zu schnaufen. »Verzeiht, Meister. Ihr spracht von einer Liebesgöttin? Sind denn die Geschuppten überhaupt zu Liebe und Lust fähig? Ich meine, wegen ihres kalten Bluts? Und wenn ich mich nicht täusche, haben sie auch keine ... nun ja, ihr wisst schon ...«

»Keine was?«

»Keine ...« – Nottel wies umständlich auf die vage Region zwischen seinen Oberschenkeln, gab sich dabei aber Mühe, das Seil nicht loszulassen, war also gezwungen, die Geste mit seinen Ellbogen durchzuführen, was einfach nur dämlich aussah. »... keine Dinger!«

»Keine Dinger? Was? Hosen? Was hat das denn damit zu tun? Konzentrier dich mal, Nottel! Und warum flüsterst du? Ich kann ja kaum was verstehen!«

»Ich meine ... sie haben doch nur Kloaken anstelle von ... na ja, was wir eben haben, Herr. Oder nicht?«

Rakorium wandte Nottel nun erstmals seine volle Aufmerksamkeit zu und zog eine buschige Augenbraue hoch, während er ihn musterte. »Achaz haben keine Kloaken. Sie machen einfach in den Sumpf. Das weiß doch jeder. Sie sind viel zu beschäftigt, Weltuntergangspläne zu schmieden und mir in dunklen Ecken, im Schlafzimmerschrank oder unter dem Bett aufzulauern, als dass sie ein Abwassersystem etablieren könnten. Passt du denn überhaupt nicht auf? Und bist du bald mal fertig mit der Ausrüstung?«

In der Tat hatte Nottel die letzten Gepäckstücke in die Tiefe gelassen und nun eine Strickleiter am Rand des Abgrunds festgemacht. Er entzündete eine Fackel und machte sich an den Abstieg. Was immer dort unten auf ihn lauern mochte, es war ihm mittlerweile willkommen. Sollte dort unten ein Dämon mit dreizehn Hörnern und noch mehr Mäulern lauern, der nur darauf wartete, ihm das Gesicht mit einem stumpfen Löffel abzuschaben – er war nach Jahren der Forschung mit dem Erzmagier mehr als bereit dafür.



Am Ende der Strickleiter wartete jedoch – zu Nottels mildem Bedauern – keine Scheußlichkeit aus den Niederhöhlen auf die beiden Forscher. Tatsächlich war die Anlage von innen ebenso enttäuschend wie der äußere Anschein es versprochen hatte. Auch nachdem Nottels Fackeln und Rakoriums Stab für ein diffuses Licht

gesorgt hatten, offenbarte sich kein weiterer Ausgang aus dem einen Raum, in den die beiden eingedrungen waren.

»Nottel, hast du den Raum bereits vermessen?«

»Ja, das habe ich wie immer direkt als erstes gemacht.« Nottel begann gelangweilt, seine Aufzeichnungen vorzutragen: »Er ist 9 Mal 10 Schritt groß. Die Decke ist ebenfalls 10 Schritt hoch, was ich daraus ableite, dass unser Seil direkt bis auf den Boden gereicht hat. Die Wände sind alle aus groben Steinquadern gefertigt und laufen nach oben spitz zu ... wie bei einer Pyramide eben. Es gibt keinen weiteren Weg aus diesem Raum. In der Mitte sitzt ein dreizehnhörniger Dämon und schaut uns mordlüstern an.«

»Wie? Huch?«

»Das sollte ein Scherz sein. Der Raum ist leer, bis auf das Podest genau in der Mitte und das fremdartige Artefakt darauf. Es wird Euch sicher schon aufgefallen sein, immerhin fällt direkt ein Strahl Sonnenlicht darauf und ihr habt Euch daran den Ellbogen gestoßen, als Ihr heruntergeklettert seid.«

»Ach ja, dieses blöde Mistding ...« Rakorium begann erneut, sich den Ellbogen zu massieren.

»Bevor Ihr mir auf den Kopf getreten seid, möchte ich anmerken.«

»Jetzt werd bloß nicht wehleidig! In deinem Alter wäre ich froh gewesen, wenn mir mein Lehrmeister auf den Kopf getreten wäre.«

»Ja, ich auch, das hätte sicher einiges wieder geradegerückt«, sagte Nottel leiser als ein mutiger Mann es gesagt hätte, aber in der Stille der völlig leeren Ruine immer noch zu laut, als dass die altersschwachen Ohren seines Meisters es hätten überhören können.

»Ach ja? Glaubst du das, ja? Der Herr Nottel hält seinen Meister wohl für ein wenig übergeschnappt, ja? Soll ich dir was sagen? Das ist mir völlig egal! Halb Aventurien denkt das von mir! Na und? Wenn das der Preis dafür ist, dass ich die Welt vor einer dunklen Bedrohung bewahre!? Aber wenn du glaubt, alles besser zu wissen, dann sag mir doch mal, was wir hier vor uns haben! Was ist das für ein ‚fremdartiges Artefakt‘?«

Nottel senkte nun erstmals seinen Notizblock und schien den Raum mit seinen eigenen Augen wahrzunehmen und nicht durch die distanzierten Brillengläser eines Wissenschaftlers oder den Schleier der Wut, der sich immer unweigerlich über seine Wahrnehmung schob, wenn er mehr als ein paar Augenblicke mit dem Erzmagier alleine war. Er trottete hinüber zu dem Podest und besah es sich genauer.

Auf dem kühlen Stein lag etwas, das tatsächlich wie die Darstellung einer Fruchtbarkeitsgöttin aussah. Eine feiste, gewaltige Echse mit einer Vielzahl von Hörnern reckte ihre Klauen und ihren Blick zur Decke der Pyramide. Zwischen ihren Schenkeln verschwand ein deutlich kleinerer Achazkrieger beinahe. Die Details waren beeindruckend herausgearbeitet und obwohl es dafür keine offensichtlichen Merkmale gab, war sich Nottel felsenfest sicher, dass die feiste Echse mit den Hörnern eine weibliche Kreatur darstellte. »So sieht also echsischer Beischlaf aus. Das wollte ich eigentlich gar nicht wissen ...«

»Ist das deine fachkundige Meinung als Saurologe, Nottel? Oder einfach nur der erste dumme Gedanke, der dir durch den Kopf geht? Was würdest du sagen, aus was für einem Material ist dieser Götze gefertigt?«

»Das ist in diesem Licht schwer zu sagen. Aber das macht nichts, ich habe das Alchimielabor dabei, es wird nur etwa eine Stunde dauern, es aufzubauen. Dann können wir mit einer Versuchsreihe beginnen.«

»Nein, Nottel. Ich will eine Vermutung auf Basis deiner bisherigen Erfahrung mit solchen Funden. Los, sag schon.«

Nottel stutze. Das war immerhin eine neue Seite an seinem Meister. Wie tollkühn! »Na gut, wie Ihr wünscht.«

Der Lehrling warf einen genaueren Blick auf die Statuette. Ein Gefühl des Wagemuts und des Abenteuerdrangs überkam ihn, wie er es selten gekannt hatte. Und angesichts der Umstände – gab er ihm nach. Er griff nach dem Götzen und hob ihn hoch.

Nichts geschah. Keine Falle löste aus und keine unsichtbaren Echsenkrieger lösten sich aus den Schatten der Wände, um sie lebendig zu verspeisen. Rakorium blickte ihn stumm an.

»Hmmm. Der Götze ist enorm leicht. Er wirkt sehr, sehr zerbrechlich. Ich würde fast sagen, er ist aus bemaltem Glas ...?«

»Das wäre in der Tat ungewöhnlich«, entgegnete der Erzmagier. »Aber nicht völlig ausgeschlossen. Da sind Glyphen auf dem Podest. Kannst du entziffern, was dort geschrieben steht?« Während er den Götzen noch immer vorsichtig in den Händen hielt, beugte sich Nottel zu dem Stein hinab und versuchte, unter Staub und Morast zu erkennen, was die Glyphen bedeuten mochten.

»Wenn ich das hier richtig interpretiere, stellt diese Statue die mächtige Echsenhexe Sss'Varr dar. Eine Schutzpatronin der ...« er stockte, »der Feiernden? Der Liebenden? Ich kann das nicht ganz richtig zuordnen, aber es widerspricht allem, was ihr mich über Echsen gelehrt habt. Weiter steht hier ‚Solange Sss'Varr über diesen Ort wacht und verehrt wird, sind jene, die hier leben mit Fruchtbarkeit und Glück gesegnet‘. Und das war es. Mehr finde ich nicht. Wollt Ihr vielleicht einen Blick darauf werfen?«

»Du wirst das schon richtig verstanden haben, Nottel. Vielleicht war es aber keine gute Idee, den Götzen einfach anzugrabbeln. Steht auf der Statuette noch etwas geschrieben?« Nottel wirkte etwas verunsichert, drehte den Götzen aber dann im Licht hin und her, bis er weitere Glyphen auf der Unterseite entdeckte. »Ja, tatsächlich. Hier steht: »Wer Sss'Varr von ihrem Thron entfernt, dem sollen die Gedärme aus dem Anus kriechen und ihn erdrosseln und die Geschlechtsteile mögen ihm abfallen und sauer werden wie die Wasser des Sees Krrr'zwiiff.«

Nottel ließ die Statuette sinken und starrte Rakorium aus einem schnell erblassenden Gesicht an.

»Das hast du sehr schön und akkurat übersetzt. Hervorragend! Das deckt sich mit meinen Aufzeichnungen zum Thema. Nur ein kleiner Fehler: ‚Die Geschlechtsteile mögen ihm ‚faulig‘ werden – nicht ‚sauer‘. Aber der Fehler ist in diesem Kontext verständlich. Steht da noch mehr?«

»Ihr ... Ihr wusstet, was hier geschrieben steht?«

»Oh nein, sei nicht töricht. Ich war schließlich noch nie hier. Aber ich habe es aus meinen Recherchen geschlossen. Mit Wissen hat das nichts zu tun.«

Nottel starrte seinen Meister weiter groß an.

»Und?« Rakorium deutete ungeduldig auf den Götzen. »Steht da noch mehr?«

Nottel kämpfte mit sich und der Konzentration, dann las er widerstrebend weiter vor: »Mein großer Fluch aber soll euch alle treffen, sollte mir ein Leid geschehen. Wer Sss'Varr nicht ehrt, ihr schadet oder versucht, sie zu entwenden, wird ihren Zorn spüren und er wird über alle kommen, die unter ihrem Schutz standen. Sie werden über einander herfallen wie die Tiere und ihre Sprache wird sein das Innuendo ...«

»Innuendo? Was soll das denn sein? Sprichst du jetzt auch Mo-hisch, Nottel?«

»Nein, das ist ein altbosparanischer Begriff für eine versteckte Anspielung meist sexueller Natur, Meister.«

»Aha. Das klingt nicht besonders bedrohlich. Nun gut. Wie sieht es aus? Ist mit deinem Anus noch alles in Ordnung?«

»Wie bitte?«

»Ich meine, kriechen deine Gedärme bereits heraus, um dich zu erwürgen?«

»Nein. Also. Ich weiß nicht. Wie würde sich das anfühlen? Ich würde ja nachschauen, aber ich weiß nicht, was ich mit diesem Glasgötzen tun soll. Soll ich ihn wieder abstellen? Würdet Ihr nachschauen, Herr?« Nottel sah Rakorium flehend und verzweifelt an.

»Was? Beherrsche dich, Bursche! Ich werde mir dein Rektum sicher nicht aus der Nähe ansehen! Was bildest du dir eigentlich ein? Und wenn deine Geschlechtsteile faulen und abfallen würden, müssten sie ja bereits aus deinen Hosenbeinen laufen.« Die Blicke beider Männer wanderten parallel nach unten auf Nottels Füße und beide stellten fest, dass er seine Hosenbeine wegen der Schlangen in die Schuhe gestopft hatte, heraustropfende Geschlechtsteile also auf diesem Wege nicht bemerkbar waren. Das verbesserte die Stimmung jedoch nicht.

Rakorium war der erste, der wieder einen klaren Gedanken fassen konnte.

»Nun gut. Pack das Ding gut ein, wir wollen nicht, dass es auf dem Rückweg kaputtgeht.«

»Wir nehmen den Götzen mit? Was ist mit dem Fluch? Glaubt ihr nicht an den Fluch?«

Rakorium stockte.

»Junger Mann, ich glaube an viel Unheil durch die Mächenschaften der Echsen, aber ich erkenne auch einen guten Bluff. Dir geht es offenbar gut, also spricht alles dafür, dass wir es hier mit einem ebensolchen zu tun haben. Pack den Götzen ein und wir gehen.«

»Ihr *habt* mich also als Versuchskaninchen benutzt! Ich wusste es! Wie meinen Vorgänger!«

»Wen meinst du? Diesen Nottel?«

»Ja! Nein! Was?«

»Jetzt hör auf, herum zu heulen und tu deine Arbeit!« Rakorium hatte sich zu seiner vollen Größe aufgebaut und versuchte, bedrohlich zu wirken, was ihm aufgrund seiner altehrwürdigen Aura durchaus hin und wieder gelang – so auch jetzt und auch die diffuse Beleuchtung durch seinen Zauberstab trug ihren Teil dazu bei. Nottel wich eingeschüchtert zurück, den Glasgötzen immer noch fest umklammert. Dann erlangte er aber seine Fassung zurück.

»Das werde ich nicht tun.«

Rakorium blickte ungläubig drein. »Wie bitte?«

»Ihr *habt* mich schon verstanden. Ich werde das nicht tun. Ihr *habt* wieder einmal mein Leben aufs Spiel gesetzt und mich im Dunkeln gelassen. Ich habe die Nase voll von Euch. Ich kündige. Und den Götzen behalte ich.«

»Mach dich nicht lächerlich. Gib das Ding schon her!«

Rakorium griff, schneller als man es bei einem Mann seines fortgeschrittenen aber doch irgendwie unbestimmbaren Alters hätte erwarten können, nach dem Götzen und bekam eines der Hörner zu fassen. Er zog daran. Nottel zog am anderen Ende.

Nottels Finger waren glitschig vom Schweiß, die von Rakorium dazu noch zittrig, auch wenn sein Griff überraschend fest war.

Für einige in der Zeit gefrorene Augenblicke führten beide Männer im schwachen Licht, das durch die Decke hereindrang, einen grotesken Tanz auf, als sie wie die schlechteste Gauklertruppe Aventuriens versuchten, einen einzigen Ball aus Glas mit drei glitschigen Händen und einem Zauberstab zu fassen zu bekommen. Der Götze prallte vom Knauf des Stabs ab, dann von Nottels Daumen und schließlich abermals von Rakoriums Hut. Dort blieb er den Bruchteil eines Augenblicks hängen und folgte dann der Schwertkraft in Richtung erste Sphäre, bevor er an der Wirklichkeit der dritten Sphäre zerbarst wie ein ... nun eine weitere Sphäre, nur eben aus Glas.

Schweigen senkte sich über die Ruine.



»Na gut ...«, unterbrach der Anführer der Räuberbande den Erzähler abermals. »Für wie dumm hältst du uns eigentlich?« Du willst uns weismachen, das Götzending, das wir gestohlen haben, ist eigentlich schon lange kaputt? Aber es steht doch da drüben neben dem Feuer bei Lindoff! Und nicht mal der ist dumm genug, dir das zu glauben!«

»Ja. Die Geheimnisse der Kausalität sind mir nicht verschlossen geblieben!«, meldete sich Kinderfresser Lindoff zu Wort und erhielt dafür einen anerkennenden Blick von seinem Sitznachbarn.

Geduldig wartete der Geschichtenerzähler, bis der Tumult unter den Räubern nachgelassen hatte. Dann begann er beschwichtigend, weiterzusprechen.

»Ihr müsst mir schon bis zum Ende zuhören. Ja. Der Glasgötze war zersprungen. Aber hier ist mächtige Magie im Spiel!«

»Oh ... ja, richtig. Bei Magie ist alles möglich, da hast du wohl recht. Erzähle meinetwegen weiter!«



»Das hättest du nicht tun sollen, Nottel.«

»Ich? Natürlich! Jetzt ist es wieder meine Schuld!«

»Natürlich ist es deine Schuld! Wofür habe ich dich denn schließlich? Versuchskaninchen und Sündenbock – so stand es offiziell in der Stellenausschreibung.«

»Richtig! Und davon habe ich genug. Ich kündige. Wenn es nach mir geht, könnt Ihr hier unten verrotten! Ich hasse euch.«

»Ach ja? Ich zittere, ich zittere!«

Dies waren die letzten Worte, die Rakorium und Nottel gewechselt hatten. Seitdem war gut eine Stunde vergangen und der Erzmagier hatte es bereut, keine weiseren oder wenigstens schlagfertigeren Formulierungen gewählt zu haben. Nun saß er allein auf dem Boden der Ruine. Das Tageslicht von der Decke war lange gewichen, Nottels Fackeln heruntergebrannt und die einzige Lichtquelle war der Flim Flam-Zauber an der Spitze des Magierstabs, der noch immer dort schief aus dem Boden ragte, wo ihn Rakorium in seinem Wutanfall hineingejagt hatte.

Nottel war gegangen. Dieses Mal wohl endgültig. Und er hatte einen Teil des Sss'Varr-Götzen mitgenommen: Den Achazmann, der aus dem Leib des Weibchens herausragte. Er war aus einem anderen Material gefertigt worden und hatte den Aufprall überlebt. Die restlichen Scherben lagen um Rakorium verstreut.

»Warum sind diese jungen Leute nur immer so impulsiv?«, murmelte der Erzmagier vor sich hin. »Das ist der schlimmste Zwischenfall mit einem jungen Mann und Echsenmagie seit der alte Hasrabal diesen Jungen von Sturmfels in einen Achaz verwandelt hat, weil er die falsche Tür aufgemacht hat.«

Mit der Zeit wurde Rakorium kalt. Sein Hintern wurde taub. Er mochte es nicht, wenn sein Hintern taub wurde, weil ihn das daran erinnerte, dass er einen Hintern besaß. Und darüber wollte er eigentlich nicht gerne nachdenken. Er stand langsam und ächzend auf und rammte sich dabei einen der Splitter des Glasgötzen in die Handfläche.

»Praiosverficktnocheins!«

Rakorium zuckte zusammen, war sich aber relativ sicher, dass Praios ihn hier tief unter der Erde nicht gehört haben konnte. Normalerweise glitten ihm solche Worte nicht über die Lippen.

»Praios, falls du doch zuhörst: Es tut mir leid. Ich mach's wieder gut. Ich komme so bald wie möglich in einem deiner Tempel und werde es einem Geweihten dort so richtig besorgen.«

Er stockte.

»Ich meine, ich werde ihm eine Spende besorgen! Und ich komme *in* einen deiner Tempel!«

Rakorium war verwirrt. Er wusste weder, woher der plötzliche Drang gekommen war, sich mit Praios zu unterhalten, den er ansonsten eher wohlwollend ignorierte, noch warum seine Wortwahl so ungewöhnlich war. Dass er Selbstgespräche führte, wunderte ihn jedoch schon seit Jahren nicht mehr.

»Bei Rahjas Eierstöcken! Der Fluch – es ist doch was dran. Und zwar eine ganze Menge. Fast so viel, wie an mir dran ist ... ach, nein. Da ist es schon wieder. Das ist ja entsetzlich. Ich kann nicht zulassen, dass dieser Fluch alle Bewohner von Gisra bespringt. Befällt. Genau.« Rakorium biss sich auf die Lippen, damit er seine eigenen Anzüglichkeiten nicht mehr ertragen musste, und begann stumm fluchend die Bruchstücke des Götzen von Sss'Varr einzusammeln.

Als er endlich sicher war, alle Scherben beisammen zu haben, schien bereits Mondlicht durch die Deckenöffnung. Der Erzmagier beschwor einen kleinen Elementargeist des Feuers, um seine müden Knochen aufzuwärmen, und sobald er wieder Gefühl in den Fingern hatte, machte er sich daran, die 30 Sprossen der Strickleiter zu erklimmen.

Ächzend schob er seinen alten Körper schließlich aus dem Dach der Ruine heraus und seine Sandalen schlugen schwer im Sumpfwasser auf.

»Hier ist es ja so feucht wie in der Unterbuchse einer ...« Gerade noch rechtzeitig presste Rakorium seine freie Hand auf seine Lippen, dann begann er, auf seinen mächtigen Stab gestützt, den beschwerlichen Rückweg ins Dorf.



Als Rakorium und Nottel Gisra am Morgen verlassen hatten, war es ein verschlafenes kleines Fischerdorf am Rande der Echsen-sümpfe gewesen, gerade mal groß genug, um ein eigenes Wirtshaus und einen halbwegs relevanten Hafen zu beherbergen. Die Leute hier waren entweder einfache Fischer, Abenteurer, die sich hier zwangsweise nach missglückten Expeditionen in die Sümpfe zur Ruhe gesetzt hatten, alte Leute, denen das Klima guttat, oder entflohene Sklaven aus Al'Anfa. Es war eine Siedlung, in der Menschen lebten, die wussten, wann es besser war, sich nicht in die Belange anderer einzumischen, und die bescheidenen Geistern ein simples Leben bot. Eines war sie aber am Morgen bestimmt nicht gewesen, nämlich ein Sündenpfuhl, eine Bühne für eine gewaltige Orgie, in deren Verlauf die Einwohner des Dorfes wie wilde Tiere übereinander herfielen und überall, sei es auf den Straßen, in den Fischerbooten, auf den Holztreppen zu ihren windschiefen Hütten oder auf Marktständen (und das heißt in diesem Fall mitten in der Fischeauslage) ihren Trieben in allen möglichen und unmöglichen Positionen nachgaben.

Inzwischen war die Siedlung aber genau das geworden.

In ihrem Treiben hatten die Dorfbewohner alles andere aus den Augen verloren. Vieh trottete entweder unbeachtet über die Straße oder machte sich in die Sümpfe davon. Eines der Häuser stand in Flammen. Auf dem Dorfplatz weinte ein Säugling in einem Holzgestell während seine Mutter und sein Vater sich zweifelsohne irgendwo vergnügten.

Sss'Varrs Fluch war wahrlich über Gisra gekommen.

Rakorium besah das Schauspiel vom Rand des Dschungels. Er lehnte sich an die kleine Holzpalisade, die das Dorf vor den Gefahren der Echsen-sümpfe schützen sollte. Kein Ausguck und kein Wachmann hatten ihn am Betreten der Siedlung gehindert. Was ihn zunächst gewundert hatte, wurde rasch erklärt: Die beiden Zuständigen hatten sich ihrer Hosen entledigt und rangelten auf dem sumpfigen Boden miteinander. Rakorium wollte seine Abscheu zum Ausdruck bringen, aber stattdessen brachte er nur ein anerkennend klingendes »Na was haben wir denn hier?« zustande. Er schauderte und ekelte sich vor sich selbst.

Er zwang sich, sich wieder auf das Treiben vor sich zu konzentrieren und nach einer Lösung zu suchen.

»Die Zerstörung des Götzen ist jetzt schon einige Stunden her. Müsstest du nicht alle längst wund sein?«

Seine Frage war mehr an sich selbst gerichtet, aber der Wachmann, der sich neben ihm im Schlamm abmühte, die Späherin zu bearbeiten, wandte ihm den Blick zu, ohne von seinem Treiben abzulassen.

»Es geht schon seit mindestens vier Stunden so! Ich leide furchtbare Schmerzen! Aber ich kann nicht aufhören! Es ist wie ein dämonischer Zwang! Ich bin ... ich bin eben ein ... ein echter Shruuf im Bett!«

Rakorium blickte die beiden despektierlich an. »Shruuf? Was wollt ihr denn damit sagen? Der Shruuf hat bekanntlich vier Tentakel. Habt ihr vier ... äh ... Tentakel? Sagt doch lieber so etwas wie ‚Ich bin ein echter Yash’Natam im Bett!‘ Der hat genau ein Horn, was viel besser zu Euch passen dürfte, und erscheint außerdem in Gestalt eines Rosses, was der Sache viel angemessener ist, als ein unförmiger Vogel!«

»Ich werde es mir merken ... habt Dank!« gab die Torwache zurück, während sie durch einen Positionswechsel in den Schlamm gedrückt wurde. Doch Rakorium hatte die Antwort schon nicht mehr gehört. Er war weitergegangen während er so etwas wie »Banause« in seinen Bart gemurmelt hatte.



Der Erzmagier durchschritt weiter die Gassen der Stadt auf der Suche nach jemandem, der nicht dermaßen beschäftigt war, und versuchte, sich einen Überblick über die Lage zu verschaffen.

»Verzeiht – ich bin auf der Suche nach meinem Gehilfen Nottel. Er ist etwa durchschnittlich groß und schwer, hat braunblondes Haar und ist relativ jung. Auf jeden Fall unter 60 Götterläufe. Meistens trägt er Kleidung. Wobei ich mir da momentan nicht ganz sicher bin. Er hat außerdem eine kleine Figur dabei, die einen Achaz darstellt.« Er konnte sich

nicht mehr länger beherrschen und langsam brach es aus ihm hervor: »Aber diese Figur ist vermutlich nicht das einzige, was an ihm klein ist, wenn ihr versteht, was ich meine.« Die beiden Frauen, die er angesprochen hatte und die sich auf der Holzveranda eines Wohnhauses gerade gegenseitig oral befriedigten, beachteten den alten Magier nicht wirklich. Zumindest schien es ihm so. An Situationen wie diese war er noch aus seinem Noviziat gewöhnt und manche Dinge vergisst man eben nie. Rakorium machte sich daran, weiterzugehen, erhielt dann aber doch unverhofft eine Antwort.

»Glllblllllnke«, wurde ihm nachgenuschelt.

»Wie bitte?«

Rakorium, überrascht von der plötzlichen Aufmerksamkeit, eilte zu den beiden Damen zurück und begab sich auf Augenhöhe zu derjenigen, die gerade oben lag und die offenbar das Wort an ihn gerichtet hatte.

»Habt ihr mit mir gesprochen? Oder freut sich eure Zunge nur, mich zu sehen?« Rakorium warf einen nachdenklichen Blick zur Seite, nachdem er das gesagt hatte. Das ergab keinen Sinn. Und war es Innuendo, wenn der Gesprächspartner tatsächlich gerade im Rahjaspiel vertieft war oder nur eine Kommentierung des Offensichtlichen? Dieser Fluch wurde immer verwirrender. Die Antwort der jungen Frau riss ihn aus seinen wirren Gedanken. Sie schaffte es, ihre Lippen für einige Augenblicke von denen ihrer Partnerin zu lösen.

»Der Mann, den ihr so treffend beschrieben habt, ist in der Schänke! Er wollte dem ganzen Dorf einen ausgeben.« Sie grinste süffisant. »Ich schätze, das hat er getan.«

Rakorium nickte eifrig. »Sorgt euch nicht, junge Maid! Ich werde euren Durst kratzen ... euer Jucken stillen ... ich meine ... ich werde den Fluch brechen! Dafür stehe ich mit meinem Gesicht und meinem guten Namen. Und meinem Schwanz!«

Die Frau wandte sich wieder ihrer Aufgabe zu, es gelang ihr aber, dem Magier noch einen Satz nachzurufen: »Ich weiß nicht, ob ich das will ... das wird sonst alles später sehr, sehr peinlich!«



Rakorium machte sich auf den Weg zum Wirtshaus, so schnell ihn seine müden Beine durch das Gewirr von Leibern auf der Straße tragen konnten. Immerhin waren die meisten mit sich selbst beschäftigt und niemand versuchte, ihn aufzuhalten. Das war doch mal eine schöne Abwechslung, dachte er bei sich.

»Rahja sei Dank! Da ist noch jemand!«

Rakorium drehte sich um – die Stimme war von hinter ihm gekommen. Aus einer Seitengasse rannte eine kleine, haarige und splinternackte Gestalt auf ihn zu. Ein Kind? Was war eigentlich mit den Kindern dieses Ortes geschehen? Offenbar waren sie nicht vom Fluch betroffen. Vermutlich hatten sie die Gelegenheit genutzt, um ihre Angelegenheiten in ihre eigenen kleinen Hände zu nehmen und ... das zu tun, was Kinder eben so tun wollen.

Und die Gestalt, die mit beängstigender Geschwindigkeit auf ihn zukam, war auch ganz sicher kein Kind, sondern ein besonders hässlicher Zwerg.

»Seid Ihr ein Magier oder zwei gestapelte Zwerge in einer viel zu engen Robe? Ist mir egal, ich nehme beides! Ich passe sonst nirgendwo mehr rein und ich hatte schon Angst, ich müsste den ganzen restlichen Tag Fünf gegen Saldor spielen! Wollt ihr die große oder die kleine Spitzhacke sein? Ach, was frag ich so dumm, die große natürlich!«

Während dieser hastig und überaus freudig vorgetragenen Rede hatte Rakorium nicht einmal Zeit gehabt, einen Schritt nach hinten zu machen, und war somit auch nicht reaktions-schnell genug, dem Zwerg auszuweichen, der sich anschickte, an ihm hochzuklettern. Ihm fiel nichts anderes ein als zu erwidern: »Das ist ein ganz schöner Schwall, der sich da über mich ergießt ... an Worten, meine ich. Passt bitte auf, Ihr bleibt mit Eurem Penis an meinem Gürtel hängen.«

»Ich kann noch viel mehr über euch ergießen, wenn ihr wollt!«

»Ja ... meine Vorlage war etwas zu einfach, oder?«

»Ich brauche heute keine Vorlage, Herr Magier.«

»Das sehe ich leider zu deutlich, Ihr seid schon ganz wund, wie alle anderen hier auch. Wenn Ihr nicht aufhört, Fünf gegen Saldor zu spielen, wird das noch blutig enden!«

»Zwergenhaut ist robuster als die von euch Menschen, das wird noch eine ganze Weile dauern, glaubt mir, ich habe da Erfahrung. Ich bin der einzige Zwerg hier im Dorf.«

»Das glaube ich Euch gerne, aber Euer mächtiger Drachenspieß steckt immer noch in meinem Gürtel fest.«

»Dann sind wir gewissermaßen ein Spießgespann. Warum habt Ihr Eure Kleidung überhaupt noch an?«

»Ich sehe da aber wirklich Blut an eurem Spieß. Das ist nicht hygienisch. Irgendwo hört der Spieß auf. Äh, der Spaß.«

»Der Spieß hört so schnell nicht auf. Und wo soll mein Blut denn sonst sein? Sicher nicht in meinem Kopf.«

»Vielleicht habt Ihr Glück, ich habe das sicher eine Salbe für Euch.« Während dieser besonderen Unterhaltung hatte der Zwerg Rakorium weiter bestiegen und komplett aus dem Gleichgewicht gebracht. Gleichzeitig war durch die Kraft des mächtigen Zwergenpenis' Rakoriums Gürtel gerissen, sodass seine Hosen herabrutschten und beide zu Boden fielen ...



»GENUG!«

Die Panik stand dem Räuberhauptmann ins Gesicht geschrieben. »Ich will das nicht hören. Keiner meiner Männer will das hören! Wir sind anständige stramme Andergaster Burschen! Wir wollen nichts von Zwergenpenissen wissen oder was ein alter Zausel und ein dreckiger Bartgnom gemeinsam anstellen! Lindoff dahinten hat schon angefangen zu weinen! Du, junger Magier, bist schmutzig und verkommen! Und wenn ich noch einen Grund gebraucht hätte, dir den Wanst aufzuschlitzen, nachdem du mir endlich erzählt hast, was ich wissen will, dann hast du ihn mir gerade geliefert! Und nun komm zum Punkt!«

»Nun gut ...« Der Geschichtenerzähler machte eine Pause und schien sich zu sammeln. »Und fast wärt Ihr mir sympathisch ge-

wesen. Aber Ihr habt euch das verdient, was nun kommt. Ihr sollt erfahren, was es mit dem Götzen der Sss'Varr auf sich hat.«



Rakorium hasste es, seine astralen Kräfte zu verschwenden, aber irgendwann war auch für ihn der Punkt erreicht, an dem ihn die Geduld verließ. Er setzte seinen Weg fort und ließ eine nicht besonders ästhetische Zwergenstatue zurück, die eigentlich auf dem Bauch liegen müsste, aber verräterisch hin und her wippte. Es würde eine Weile dauern, bis der aufdringliche Angroscho wieder er selbst war, der Erzmagier hatte im Affekt sehr, sehr viel Kraft in diesen Zauber gelegt. Rakoriums Gürtel war dahin, also hielt er in der einen Hand seinen Stab und in der anderen seine Hose, als er endlich den Schankraum betrat und dort, im Zentrum des orgiastischen Treibens, auf Arania, die Wirtin, traf.



»Moment? Wer ist Arania, die Wirtin?« Der Räuberhauptmann wirkte schwer verwirrt, selbst für einen Andergaster.

»Die Dame vom Anfang der Erzählung. Wisst Ihr nicht mehr?«

»Ich habe vieles bereits verdrängt. Aber gut, erzähl weiter.«



Nachdem Rakorium Arania die Lage erklärt hatte biss sie sich nachdenklich auf die Unterlippe. »Und ich dachte, es wäre eine Art Seuche oder ein seltsamer Überfall. Ich fürchtete um mein Leben, aber das klingt ja gar nicht so schlimm.«

»Oh, doch, es ist schlimm, Ihr kleines, geiles Luder. Verzeiht. Dieses Dorf ist dazu verdammt, sich im Beischlaf zu üben, bis der letzte von euch verhungert oder an Erschöpfung gestorben ist. Bis ihr euch totgefickt habt. Entschuldigt. Wir müssen den Fluch befriedigen. Brechen.«

Arania fiel es sichtlich nicht leicht, die wesentlichen Informationen aus den fluchbedingten Zwischenbemerkungen herauszufiltern, auch wenn Rakorium diese völlig anders betonte als den Rest seines Vortrags – als sei er immer wieder zwischendurch vom Geist eines modebewussten Lebemanns befallen, der alles mit einem Augenzwinkern und charmantem Grinsen von sich gibt. Dennoch stellte sie die wesentliche Frage: »Wieso sind wir beide nur so schwach von dem Fluch befallen? Weil wir sowieso schon mehr gevögelt haben, als alle anderen hier zusammen? Tut mir leid, Praiosvergib.«

»Das ... das ist es wahrscheinlich. Ich bin nicht nur Herr des Codex Sauris, sondern auch Meister des Codex Versautis ... entschuldigt vielmals, der war besonders schlecht. Nein. Nein! Das ist es natürlich nicht. Ich trage mächtige Schutzamulette, die mich vor solchen Flüchen bewahren. Die Wirkung dringt nur teilweise durch, aber immerhin kann ich mich beherrschen. Was ist es bei Euch? Wenn ich Euch so ansehe, würde ich sagen, ihr seid einfach unglaublich prüde, weil Ihr eine hässliche alte Jungfer seid. Seht Ihr, wie gut ich die Wirkung des Fluchs abwehren kann? Zufällig weiß ich genau, wie man hässliche alte Jungfern glücklich macht ...« Rakorium beugte sich beim letzten Satz zu Arania herab und versuchte, gewinnend zu lächeln. Dann versuchte er, das gewinnende Lächeln zu unterdrücken. Es gelang ihm nicht, also bürstete er seinen Bart darüber.

Arania gab sich sichtlich Mühe, nicht beleidigt zu sein. »Das ist ... denkbar. Aber vielleicht ist es auch dieses Amulett, das mir Euer Schüler gestern als Bezahlung gab.« Sie zog einen kleinen Anhänger aus ihrem Ausschnitt, der ein Pentagramm und andere Abwehrglyphen zeigte. »Er sagte, er sei pleite, weil er für den geisteskranken, stinkenden, mürrischen alten Zausel ständig Besorgungen machen müsste, und konnte sein Zimmer nicht anders bezahlen.«

»Der Fluch lässt euch seltsame Worte wählen, werte Arania, Blume des Orklands. Verzeiht.«

»Nein, das war eins zu eins das ... oh, ja natürlich. Der Fluch. Praiosvergib.«

»Nachdem wir diese wichtige Logiklücke also geklärt hätten, könnt ihr mir verraten, wo Nottel steckt, der schärfste Nottel, den ich je notteln durfte? ... Ich glaube, der Fluch wird schlimmer ... Und es kann sein, dass jeden Moment ein Penis durch diese Tür bricht, mit einem geilen Zwerg dran. Ich habe keine Ahnung, wie lange der Zauber noch hält.«

»Zuletzt habe ich ihn vor einigen Stunden nach oben gehen sehen, als die Wirkung des Fluches einsetzte. Er war in Begleitung gleich mehrerer Damen.« Arania zeigte nach oben, auf den zweiten Stock der zugigen Schänke. Auch von oben drangen lautes Knarzen und rhythmische Stöhngräusche in den Raum.

Rakorium griff seinen Stab fester. »Dann wird es Zeit, meinen Lieblingsnottel vor einem schrecklichen Schicksal zu retten!« Gemeinsam stürmte das ungleiche Duo die wacklige Treppe nach oben.



Rakorium und Arania rissen die Tür zu Nottels Zimmer auf – und erstarrten. Rakorium hatte bisher noch nie so einen Gesichtsausdruck bei seinem Schüler erlebt. Es wirkte fast, als sei er ... glücklich? Allerdings war sein Gesicht nur hin und wieder zu sehen, es ging unter in einem See aus wippenden Pobacken und Brüsten. Rakorium kam nicht umhin, sich zu wundern, wie viele junge, drall und trotzdem athletisch gebaute Damen sich in diesem armseligen Dorf am Ende der Welt aufhielten und dass die meisten von ihnen den Weg in Nottels Bett gefunden hatten.

»Nottel! Lass ab! Und lass deinem alten Rakorium auch noch was übrig!«

Er erhielt einen Stoß von Arania in die Rippen. »Verzeiht, edle Maid ...«, sagte er und zu Nottel gewandt: »Hier ... die alte Thekenschlampe ist scheinbar scharf auf mich und eifersüchtig!«

Es dauerte eine Weile, bis diese Worte und die damit verbundene Realisierung, dass sein Meister aufgetaucht war, um seine Orgie zu sabotieren, zu Nottels Gehirnwindungen vorgedrungen

waren. Nottel war zudem wirklich außer Atem und es fiel ihm entsprechend schwer, sinnvoll zu antworten.

»Meister ...? ... Ihr ... seid ... es? Warum ... steht ... Ihr ... da ... so ... stock ... steif ... herum ...?«

»Also, wenn hier einer stocksteif ist, Nottel, dann bist ja wohl offensichtlich du das ... Verzeiht. Fluch! Das hier muss enden! Wo ist deine Hälfte des Götzen? Wir brauchen ihn, um den Fluch zu brechen!«

»Ihr ... seid ... von ... Sinnen ... Meister ... das ... hier ... ist ... der ... beste ... Tag ... meines ... Lebens!«

»Es wird auch der letzte sein, wenn das so weiterkommt ... Geht!«

»Mir ... egal ... ich ... will ... sterben ... wie ... der Schwertkönig!«

»Der Schwertkönig ist von einem der scheußlichsten Dämonen überhaupt in Tausend kleine Stückchen geschnitten worden.«

»Da ... habe ... ich ... was ... anderes ... gehört. Und ... es ... ist ... mir ... auch ... egal!«

»Dir ist klar, dass ich in der Lage bin, dich von einem Dämonen in Tausend kleine Stückchen schneiden zu lassen, oder, Nottel?«

»So ... ein ... schicker ... Laraan ... würde ... die Sache ... hier ... noch ... würzen.«

»Ich warne dich, wenn meine astrale Kraft erst einmal fließt, gibt es kein Halten mehr. Sie wird die Sphären penetrieren wie ein Rettich das Rektum eines Bannstrahlers und dann wirst du mir auf Knien danken ...«

»Ich ... kann ... heute ... nicht ... mehr ... auf ... die ... Knie ... Meister ... ich ... bin ... zu ... verkrampft. ... Tatsächlich ... kann ... ich ... nur ... noch ... hier ... auf ... dem Rücken ... liegen ... während ... Gilia ... Yasmina ... Nahema ... und Lutisana ... hier ... die ... Arbeit ... machen ...«

»Was für merkwürdige Namen. Sind sie alle aus dem örtlichen Freudenhaus?«

Arania mischt sich ein: »Ja, sind sie. Nottel ging direkt dorthin, als er wiederkam, und brachte die Damen mit ins Wirtshaus.«

»Das erklärt ja einiges. Nottel. Ich verlange, dass du sofort ... Nottel? NOTTEL?«

Die Huren des Ortes wurden unruhig und ihre Augen weiteten sich in Entsetzen, während der Fluch sie weiter dazu zwang, den je nach Perspektive beneidenswerten oder armseligen Nottel zu bearbeiten. Doch dieser regte sich nicht mehr und lag (weitgehend) schlaff auf dem Bett. Erst als die Tatsache, dass den armen Zauberschüler das Leben verlassen hatte, sich in das Bewusstsein einer jeden der Damen gefressen hatte, konnten sie von ihm ablassen. Panisch sprangen die vier splinternackten Huren vom Bett. Diese Bewegung war zu viel für das mitgenommene Gestell und es brach in sich zusammen, wobei es den leblosen Nottel unter Holzstreben und Stroh begrub. Gilia, Yasmina, Nahema und Lutisana konnten nicht anders, als sofort zu beginnen, an Rakorium und Arania herumzufummeln und energisch zu versuchen, sie zu entkleiden. Der Erzmagier versuchte, dies zu ignorieren und suchte in den Trümmern nach seinem Schüler.

»Nottel! So sag doch was!«

Arania hingegen gab sich Mühe, hilfreich zu sein, klang aber dabei sehr betreten: »Da ... etwa mittig ... ragt noch etwas von ihm heraus ...«

Rakorium ignorierte das und legte den leblosen Körper seines Schülers frei. »Es war zu viel für ihn ... Er ... war einfach nicht stark genug.«

Während Arania in einer Ecke des Raumes schließlich mit den Worten »Ach, was soll's« den Avancen von Gilia, Yasmina, Nahema und Lutisana nachgab und sich genüsslich entkleiden ließ, befreite Rakorium seinen geliebten Schüler vollends aus den Trümmern des Bettes und hielt ihn in seinen Armen. Bittere Tränen rollten über seine Wangen und verfangen sich in seinem Bart. »Oh Nottel, das habe ich nicht gewollt! Ich habe mir niemals ausgemalt, dass du einmal so zu Boron gehen würdest! Wir hätten doch noch so viel gemeinsam erleben können. Welch sinnloses Ende unserer Freundschaft. Ich glaubte, du würdest sterben, weil du statt meiner eine Echsenfalle auslöst, die ich übersehen hatte. Oder weil du den Feuerodem eines Drachen mit deinem Leib abfängst, um deinen dir teuren Meister zu retten. Aber so? Bitte vergib mir!«

Erneut drang eine unterdrückte Stimme an Rakoriums Ohr. »Habt ihr ... ja, genau da, Gilia ... habt ihr keine Magie, um ihm zu helfen. Nein, etwas tiefer. Ja!«

Es war Arania, die zwar in ihr Liebesspiel mit der versammelten Bordelltruppe vertieft, jedoch sachlich und pragmatisch genug eingestellt war, um die eigentlichen Probleme nicht außer Acht zu lassen.

»Oh ... richtig. Es kann sein, dass er noch nicht völlig zu Boron gegangen ist. Ich sollte noch etwas Kraft übrighaben, um zumindest einen Balsam zu versuchen ... wartet, ich greife nur eben nach meinem Zauberstab ... oh, verzeih mir, Nottel. Das ist er nicht, er lehnt da an der Wand.«



Nottel war tatsächlich noch nicht ganz zu Boron gefahren. Doch ob es Rakoriums Zauber, die durch seinen Bart gefilterten Tränen des Erzmagiers oder die liebevolle Berührung eines Meisters an intimer Stelle seines Schülers waren, die den guten Nottel wieder ins Reich der Lebenden brachten, das wollen wir an dieser Stelle offenlassen. Sobald Nottel wieder halbwegs klar denken und seine steifen Glieder bewegen konnte, begannen er und Rakorium im wild im Zimmer verstreuten Gepäck nach der anderen Hälfte des Götzen der Sss'Varr zu suchen. Nottel forderte von Arania sein Amulett zurück, denn zu diesem Zeitpunkt brauchte sie es nicht und wollte es auch nicht haben. Er hängte es sich selbst um.

So waren die beiden Gelehrten in der Lage, den Götzen wieder zusammenzusetzen und den Fluch zu brechen. Dazu waren außerdem noch ein längeres Ritual sowie einige schwer zu beschaffende Paraphernalia notwendig, für die die beiden einige zufällig vorbeikommende Abenteurer anheuerteten, wobei sie den Großteil der Vorgeschichte verschwiegen. Diese Abenteurer erlebten eine spannende Nacht voller Romantik, Monster, der Erkundung wesentlich aufregenderer Ruinen, als der eingangs beschriebenen – und einer Prise Humor. Aber all das sind Details, die von der eigentlichen Geschichte nur ablenken würden.



»Nämlich der Frage ‚Was kann der Götze der Sss’Varr und was ist er wert?‘, die Ihr mir eingangs gestellt habt, werte Räubersleute.«

»Und die du immer noch nicht wirklich beantwortet hast, Nottel. Dafür ist der Hälfte meiner Männer schlecht geworden und die andere ist im Wald spazieren gegangen, um sich dein Gefasel nicht mehr anhören zu müssen!«

»Nun gut. Die Antwort ist – ich wiederhole es für die Lernschwachen unter uns noch einmal.« Nottel sprach nun deutlich langsamer, aber auch kraftvoller und mit mehr Mumm in der Stimme als noch vor wenigen Augenblicken. »Der Götze kann einen Fluch über ein ganzes Dorf bringen, der es rallig wie eine Horde Karnickel am 1. Rahja macht. Und wert ist er natürlich keinen müden Kreuzer, denn er ist aus Glas. Und es war dumm von euch, ihn uns zu stehlen.«

»Falsch, Burschel!« Der Räuberhauptmann packte Nottel erneut am Kragen und zog ihn so nahe heran, dass ihre Nasen sich dieses Mal wirklich berührten. »Es war dumm von dir, uns hinzuhalten. Lindoff ist immerhin noch hier und jetzt wird er dir die Teile abreißen, die du uns eben noch so blumig beschrieben hast.« Hinter dem Hauptmann erhob sich Lindoff schwerfällig von seinem Baumstumpf und packte ein großes Haumesser. »Ein Detail habe ich allerdings ausgelassen«, gab Nottel trotzig zurück. »Mein Herr Rakorium ist auch ein Meister der Magica Mutanda!«

Diese Offenbarung blieb ohne die erhoffte Reaktion. Der Räuberhauptmann starrte ihn einfach nur dummfragend an und sein Gesichtsausdruck wurde auch nicht intelligenter, als sich Lindoffs Haumesser in seinen Scheitel bohrte. Schließlich sackte er zusammen und der gefesselte Nottel kämpfte mit dem Gleichgewicht.

Lindoff ließ das Haumesser fallen und seine Gesichtszüge verwandelten sich wieder in die runzlige, bärtige Visage von Magister Rakorium.

»Das war spaßig«, meinte der Erzmagier während er behutsam den Götzen an sich nahm und sicher in einer gepolsterten Kiste verstaute. »Aber erstens: Erwarte doch von solchem Gesocks keine Reaktion auf Begriffe wie ‚Magica Mutanda‘. Das ist doch an die verschwendet. Und zweitens: Was sind das für Trottel, die den offensichtlichen Nutzen eines Artefakts wie dem Götzen der Sss’Varr für ihre Raubzüge nicht sehen? Oh, und drittens: Muss-test du die Geschichte wirklich derart ausschmücken? Ich halte deinen toten Körper in den Armen und weine? Also Nottel, bitte!«

»Das nennt sich künstlerische Freiheit, Meister. Außerdem kannte ich sowieso nicht die ganze Geschichte und musste improvisieren. Ich habe zum Beispiel nie erfahren, was aus dem Zwerg wurde. Hat er sich je zurückverwandelt?«

»Ja. Hat er. Es wurde ein wenig peinlich für ihn, als dann klar wurde, dass er von dem Fluch gar nicht befallen gewesen war. Aber das war, nachdem er einige Wochen als Statue und Hutständer auf dem Dorfplatz verbracht hatte. Das ist aber nicht mein Lieblingsteil der Geschichte ...«

Nottel schien dieser Grad an Information aber zu genügen. »Und was das Ausschmücken weiterhin angeht: Ich musste noch ein paar von diesen Räufern verscheuchen. Es ist erstaunlich, wie empfindlich diese Hinterwäldler sind. Lasst uns lieber gehen, bevor sie wiederkommen.«

»Du hast völlig recht, Nottel. Lass uns den Götzen abermals zurück in seinen Tempel bringen. Nach Selem geht es hier lang!«

Erzmagier Rakorium verließ zielstrebig die Lichtung und den Kreis des Feuers in Richtung Südsüdost. Nottel blieb zurück. Nach einigen Augenblicken rief er ihm nach: »Könntet ihr mich vielleicht erst losbinden, Meister?«



Amir und die Piraten

von Hinz Kunzson

Er war einfach wundervoll. Mit einem versonnenen Lächeln streichelte Amir Honak über das schlanke Bein des Jünglings, von dem die Laken hinabgeglitten waren. Helles Haar verdeckte das Gesicht, das im Schlaf Ruhe und Zufriedenheit gefunden hatte und eine besondere, tiefgreifende Schönheit zeigte, die sich nur im Angesicht Borons offenbarte. Sanft hoben die Wogen den Schiffsrumpf und das Knarren der Planken und die entfernten Rufe der Seeleute gaben dem Anblick eine Sinnlichkeit, die Amir anhielt, noch einen Moment länger bei ihm zu verweilen. Vom ersten Moment, als er an Bord gekommen war, hatte Amir die Blicke des Jungen wahrgenommen. Sehnsuchtsvoll waren sie ihm gefolgt, und auch, wenn die Arbeit an Bord ihn eigentlich mehr als genug einnehmen sollte, war er ständig in Amirs Nähe gewesen, wann immer der Patriarch sich an Bord gezeigt hatte.

Willig war er gewesen, und hingebungsvoll, ein junger fester Körper voller Sinnlichkeit, und während seine Fingerspitzen über die weiche Haut strichen, dachte Amir darüber nach, wie es wäre, wenn sie jetzt daheim in seinen Gemächern wären anstatt auf einem schwankenden Schiff auf dem Weg nach Sylla, wo sich ihre Wege trennen mussten. Vielleicht sollte er ihm anbieten, in seine Dienste zu treten. Dann konnte er bei ihm bleiben, solange sie einander begehrten, und wenn die Zeit gekommen war, würde er mit prall gefüllter Geldbörse seiner We ...

In diesem Moment ging ein Ruck durch den Rumpf des Schiffes. Etwas krachte, Holz splitterte, und die Galeere geriet einen

Augenblick in Schlagseite, sodass Amir zurückgeschleudert wurde und sich mit einem erstickten Keuchen an einem Balken festhielt.

»Was zum ...«, begann er, als über ihm schwere Schritte auf Deck polterten. Schreie ertönten, Rumpeln, Gebrüll.

»Piraten!«

Der Aufschrei ließ Amir das Blut in den Adern gefrieren. Das war nicht gut. Piraten, die es in diesen Gewässern wagten, ein al'anfanisches Kriegsschiff anzugreifen, mussten sich ihrer Sache sehr sicher sein. Und das war überhaupt nicht gut.

Der Junge richtete sich auf, als Amir aufsprang und das Laken zur Hälfte mit sich zog. »Eure Erhabenheit ...?«, murmelte er schlaftrunken, doch Amir hatte keine Zeit, sich ihm zu widmen. Oben an Deck klirrten Waffen, Stiefel donnerten auf den Planken über ihnen und ebenso bereits auf der Treppe, die hinab zur Kajüte führte.

»Bleib, wo du bist.«, zischte er und warf sich ein schlichtes Leinengewand über, das Erstbeste, das er finden konnte. Vor der Tür ertönte bereits Kampflärm, offensichtlich versuchten seine Rabengardisten, die Eindringlinge aufzuhalten. Amir fluchte lautlos, während er sich nach einer Waffe umsah. Es war ein dummer Gedanke gewesen, die Fahrt nach Sylla ohne weitere Bedeckung zu unternehmen, aber er hatte damit gerechnet, dass das Meer zwischen der Goldenen Bucht und Altoum gänzlich unter der Kontrolle der Rabenstadt stand. Ein Irrtum, wie sich nun zeigte, aber dafür würde sich der Großadmiralissimus verantworten müssen, wenn er zurück nach Al'Anfa kam. WENN er zurück nach Al'Anfa kam und das alles hier nicht eine groß angelegte Intrige war, die mit einem falschen Rat begonnen hatte, über Leichtsinnigkeit ihren Lauf nahm und mit Verrat endete. Ein Gipfel der Niedertracht, doch seinen Feinden traute er inzwischen alles zu. Selbst den Verlust ihres Seelenheils um der Macht willen.

Endlich hatte er sein Schwert gefunden und machte eine beschwichtigende Geste in Richtung des Jungen, der mit schreckgeweiteten Augen auf dem Bett saß. Dann richtete er sich auf und wandte sich mit hoherhobenem Haupt zur Tür. Wenn man

ihm nach dem Leben trachtete, dann würde er sich nicht kampflös dem Schicksal ergeben, sondern in Würde dem Herrn Boron entgegentreten.

Im nächsten Moment wurde die Tür aufgestoßen, und Amir taumelte zurück, als ein Berg von einem Kerl mit der Schulter voran in den Raum stürzte und ihn halb unter sich begrub. Der heilige Befehl, den der Patriarch schon auf den Lippen hatte, ging in einem erstickten Keuchen unter, das Schwert wurde ihm aus der Hand geprellt und schlitterte zur Seite unters Bett.

»Na, was haben wir denn hier?«

Ein hochgewachsener Mann trat hinter dem Koloss in die Kajüte und sah sich um. In der einen Hand hielt er noch den Säbel, mit der anderen zwirbelte er einen gepflegten Schnauzbart. Er hatte ein ansprechendes Gesicht und einen sehnigen, ebenso ansehnlichen Körper, wäre da nicht das Holzbein, das bei jedem Schritt mit einem hässlichen Geräusch auf die Planken aufschlug. Seine schwarzen Augenbrauen hoben sich, als sein Blick auf Amir fiel, der unter dem Gewicht des Riesen um Luft rang.

»Nenn mir deinen Namen, Bursche«, forderte er mit der öligen Stimme eines Almadaners, der aufgrund einer Familienfehde die Heimat verlassen und eine Zukunft in der Seeräuberei gefunden hatte.

»Karim«, presst Amir hervor. »Karim ist mein Name.«

»Karim ... so, so.« Die schwarzen Brauen ruckten noch ein wenig höher, und für einen Moment schien Amir sein Blick stechend. Doch als Amir schon fürchtete, er könnte die Lüge durchschauen, wandte sich der Almadaner ab und machte eine wedelnde Handbewegung. »Bindet ihn und bringt ihn auf mein Schiff«, befahl er. »In meine Kajüte. Den anderen da werft zu den Haien.« Er wies auf den Jungen, der das Laken bis zum Kinn gezogen hatte und vor Furcht zitterte. »Ihn brauche ich nicht.«

»Nein!«, schrie Amir und stemmte sich gegen den Griff des Hünen, der ihn hochgezogen hatte. »Das könnt Ihr nicht tun!«

»Nein?« Ein süffisantes Grinsen spielte in den Mundwinkeln des Almadaners, als er sich Amir wieder zuwandte und so dicht an ihn herantrat, dass er den Geruch von Meeressalz und einem

schweren, betörenden Duftwasser wahrnahm. »Ich verrate dir jetzt ein Geheimnis, Karim.« Er senkte die Stimme, die Lippen an Amirs Wange, sodass sein Atem warm und dunkel über Amirs Haut strich. »Du hast hier gar nichts zu sagen. Dieses Schiff untersteht ab jetzt Capitano Rodrigo. Sein Wort ist hier Gesetz. Und ich bin Capitano Rodrigo.« Er lächelte schmal, einige lange Herzschläge noch, die er Amirs Nähe aufzusaugen schien. Dann machte er einen Schritt zurück und rammte in einer fließenden Bewegung seinen Säbel in den Leib des Jünglings.

»Nein!«, schrie Amir auf, aber der Riese, der ihn festhielt, presste die Hand vor seinen Mund, sodass er nur noch einen unverständlichen Laut von sich geben konnte.

»Oh, gräm dich nicht, mein Lieber.« Capitano Rodrigo wischte die Klinge am Laken des Bettes ab und schob den Säbel kraftvoll zurück in die Scheide. »Boron nimmt, Rahja gibt. Du wirst ihn bald vergessen haben. Und nun bringst ihn hinüber!«, fuhr er den Hünen an. »Ich will hier weg sein, ehe die nächste Kriegsgaleere vorbeikommt. Und heute Abend«, sein Blick kehrte noch einmal zu Amir zurück, und seine Zungenspitze zuckte kurz über die Oberlippe, »werden wir unseren Sieg feiern.«



Die Kajüte des Capitano war erstaunlich geräumig, und die erlebte Einrichtung ließ erahnen, dass die Seeräuberei ein durchaus einträgliches Geschäft sein musste. Zu anderen Zeiten wäre Amir vielleicht erfreut gewesen und hätte dem erfolgreichen Kaperfahrer einen lukrativen Kaperbrief in Aussicht gestellt. Allerdings ließ seine derzeitige Situation keinen Spielraum für solche Überlegungen, vor allem nicht, wenn die Gefahr bestand, dass der schmucke Almadaner von seinen Feinden auf dem Silberberg bezahlt wurde. Außerdem verhandelte es sich schlecht, wenn man an Händen und Füßen gefesselt auf einem Stuhl saß und der Dinge harrete, die da kommen würden.

Der Riese hatte ihm die Augen verbunden, als sie die Galeere verlassen hatten, sodass Amir nicht wusste, was aus seinen

Gardisten und der Mannschaft geworden war. Die Grausamkeit, mit der Capitano Rodrigo den bedauernswerten Jüngling umgebracht hatte, ließ jedoch nichts Gutes erwarten, sodass er sich in der Zeit des Wartens mit dem Gedanken abgefunden hatte, auf sich allein gestellt zu sein. Eine Weile hatte er überlegt, Boron um Hilfe anzuflehen, doch dieses Dilemma war zu banal und unangenehm, um göttliche Unterstützung zu erbitten. Nein, mit diesem Problem musste er schon selbst fertig werden.

Die Sonne versank im Meer, und es wurde dunkel in der Kajüte, während Amir noch immer darauf wartete, dass man sich ihm widmete. Von draußen vernahm er laute Stimmen und Gegröle. Offenkundig feierten die Piraten ihren Sieg und taten sich an den Fässern mit teurem Meskinnes gütig, die die Galeere für den Bedarf des Statthalters in Sylla mit sich geführt hatte. Ein weiterer schmerzhafter Verlust, den am Ende der Großadmiralissimus zu verantworten hatte. Wie alles, was hier geschah und noch geschehen würde.

Er war schon fast eingenickt, als er schließlich Schritte vor der Tür hörte, die im nächsten Moment krachend aufgestoßen wurde.

»Sieh an, da ist unser guter Karim ja.« Capitano Rodrigos Backen glänzten im Schein der mitgeführten Laterne trunkenrot, und er musste sich kurz am Türsturz abstützen, ehe er mit schwungvollen Schritten auf Amir zukam. »Ich hoffe, du konntest dich ein wenig ausruhen? Du wirst es brauchen, denn wir haben noch eine lange Nacht vor uns.« Er zwinkerte Amir zu und ließ sich dann auf die Bettkante fallen. »Mach die Tür zu, Peldro!«, befahl er dem Hünen, der ihm gefolgt war und unschlüssig im Durchgang stehen geblieben war. »Häng die Laterne auf und mach ihn los. So festgebunden nutzt uns unser guter Karim schließlich gar nichts ...«

»Was habt Ihr mit mir vor?«, stieß Amir mit aller Würde hervor, die er aufzubringen in der Lage war. »Wenn Ihr mich töten wollt, dann tut es schnell, wie Ihr es auch mit dem armen ...« Er stockte, als ihm auffiel, dass er den Namen des unglücklichen Jünglings nie erfragt hatte. »Nun, wie Ihr es auch mit *ihm* getan habt«, be-

endete er den Satz, in der Hoffnung, dass diese Formulierung ausreichend Missfallen zum Ausdruck brachte.

»Töten? Ganz sicher nicht. Jedenfalls nicht auf diese Weise.« Capitano Rodrigo lachte und warf seinen Hut in eine Ecke. Dann begann er, den Gürtel mit den Waffen zu lösen und die Schnallen seines Brokatwamses zu öffnen. »Wir wollen doch erst unseren Sieg ein wenig feiern. Außerdem bin ich sicher, dass du diesen dürren Hering sehr bald vergessen haben wirst, wenn ich mit dir fertig bin. Karim ...« Sein Lächeln gewann etwas Süffisantes, Dunkles, und Amir spürte, wie unter seinem Blick ein Schauern über seinen Rücken strich. Dennoch bemühte er sich um ein würdevolles Gesicht, als der Peldro Gerufene seine Fesseln löste und ihn in Richtung des Bettes stieß.

»Ihr seid betrunken!«, stieß er empört hervor. »Schlaft besser Euren Rausch aus, anstatt mir zu nahe zu kommen!«

»Oh, ich mag dir aber nahekommen, mein Lieber.« Capitano Rodrigo erhob sich und scheuchte den Hünen mit einer Handbewegung zur Seite. »Ich mag schöne Männer, und du bist ein schöner Mann. Und nun dreh dich um und knie dich hin!«

Amir öffnete den Mund zu einer Erwiderung, aber der Protest, der ihm schon auf der Zunge lag, verstummte unter einer Woge aufgeregter Erregung, die die herrischen Worte des Piraten in ihm auslösten. Er liebte Männer, die wussten, was sie wollten, und sich nahmen, was sie beehrten, doch seine Stellung als Patriarch bedingte, dass es viel zu wenig Männer gab, die es tatsächlich wagten, sich ihm gegenüber herrisch zu geben. Die meisten waren wie dieser Jüngling, hübsch, willig und austauschbar. Der raue Pirat hingegen hatte etwas, was auch gegen seinen Vorsatz jähes Verlangen entfachte.

Gehorsam ging er auf dem Bett auf alle Viere und sah aus den Augenwinkeln, wie die Hand des Riesen in dessen Hose wanderte, wo sich bereits eine beeindruckend pralle Männlichkeit abzeichnete. Doch ehe er den Gedanken weiter verfolgen konnte, ob er auch in den Genuss dieses Prachtstückes kommen würde, wurde seine Aufmerksamkeit wieder auf den Capitano gelenkt,

der nun unmittelbar vor ihm stand und die Verschnürung seiner Hose löste.

»Hol ihn hervor«, befahl er mit rauchiger Stimme. »Und dann will ich deine Zunge und deine Lippen spüren. Wenn du gut bist, werde ich darüber nachdenken, dir nicht wehzutun. Nicht mehr als notwendig, versteht sich.«

Oh, er mochte Schmerzen, doch das pralle Glied, das ihm im nächsten Moment entgegensprang, ließ seinen Einwand unausgesprochen bleiben. Capitano Rodrigo war ebenfalls gut gebaut und sichtlich erfasst von trunkener Vorfreude. Amir legte die Hand um den harten Schaft, spürte das Pulsieren des Blutes unter der dünnen Haut. Langsam beugte er den Mund über die samtene Spitze, schloss die Augen, als er sie mit den Lippen umschloss und für einen Moment tiefer in den Rachen hinabtauchen ließ.

Der Capitano stöhnte auf, seine Finger gruben sich in Amirs Haar. »So ist es gut ...«, flüsterte er rau und hörbar zufrieden. »Mach weiter ...«

Das ließ sich Amir nicht zweimal sagen. Tief nahm er das zitternde Glied auf, ließ die Zunge spielen, die Lippen, die liebkosten, sogen, leckten, und er spürte mit Genugtuung, wie sich der Pirat ihm entgegendrängte, keuchte, sein Haar fester packte, um seinen Kopf hinab zu zwingen und die zuckende Männlichkeit rücksichtslos in Amirs Rachen zu schieben. Würgereiz stieg in ihm auf, und das Bedürfnis, sich aus dem Griff des Capitano zu befreien, um wieder Luft zu bekommen, doch er zwang die Abwehr nieder und überließ sich ganz der herrischen Faust, die ihn schonungslos auf und nieder drängte. Vor einem Piraten würde er nicht kapitulieren, und erst recht nicht vor diesem Almada-ner, der ein Verlangen in ihm weckte, das sich längst zwischen seinen Beinen regte.

Dann ließ der Capitano mit einem Mal von ihm ab, und Amir rang erschöpft nach Luft. Doch ihm blieb nicht viel Zeit zum Verschnaufen. »Dreh dich um«, befahl Capitano Rodrigo, dessen Glied feucht und vor Erregung zitternd vor Amirs Gesicht stand. »Ich werde dich jetzt besteigen und solange reiten, bis du um Erbarmen flehst.«

»Das werde ich sicher nicht tun«, stieß Amir atemlos aus und stieß einen Schmerzenslaut aus, als eine Ohrfeige sein Gesicht zur Seite warf.

»Umdrehen, habe ich gesagt«, grollte der Capitano und packte Amirs Schulter, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen.

Gehorsam drehte sich Amir auf dem Bett, und sein Blick fiel jetzt wieder auf Peldro, der inzwischen ebenfalls seine Hose geöffnet und das größte Gemächt hervorgeholt hatte, das Amir jemals gesehen hatte. Gier stand in seinen Augen, und seine grobschlächtige Hand fuhr in abgehackten, rhythmischen Bewegungen auf und nieder.

»Schau ihn dir nur an«, hörte er Capitano Rodrigos Stimme hinter sich, und im nächsten Moment spürte er, wie der Kittel hochgeschoben wurde und schwielige Hände seine Pobacken fassten. »Er würde gerne, aber er würde dir sehr sicher wehtun. Außerdem gehörst du mir.« Eine Hand fuhr zwischen Amirs Beine und packte sein Gehänge, sodass er einen erschrockenen Schrei ausstieß. »Beine auseinander, los!«

Amir beeilte sich, die Schenkel zu spreizen, und neigte sich auf die Unterarme hinab, sodass er sich dem Piraten ganz darbot. Sein Atem ging schnell vor Erregung und Anspannung, und seine eigene Männlichkeit schmerzte vor unerfüllter Lust, als Capitano Rodrigo seine Pobacken auseinanderzog und die feuchte Spitze seines Glieds gegen Amirs Öffnung drängte. Ein jäher Schmerz, der Amir aufkeuchen ließ, dann hatte er den Widerstand durchbrochen und schob sich mit einer einzigen, harschen Bewegung in ihn hinein.

»Du fühlst dich gut an, Karim.« Die Worte des Capitanos klangen dunkel, ein gepresstes Keuchen. »Du lässt dich oft besteigen ... Ich erkenne einen zugerittenen Gaul, wenn ich ihn unter mir habe.«

Amir wollte etwas erwidern, doch im gleichen Moment zog sich der Pirat zurück und stieß erneut in ihn hinein, grob und kraftvoll, sodass Amir vor Lust und Schmerz aufschrie.

»Ja, so gefällt mir das«, brachte Capitano Rodrigo atemlos hervor und packte Amirs Hüften mit beiden Händen. »Du wirst mich noch anflehen, dich zu verschonen!«

Das würde er nicht, aber Amirs Widerspruch ging in einem erneuten, schmerz erfüllten Stöhnen unter, als der Almadaner wieder in ihn stieß. In einem harten, schnellen Rhythmus rammte er sich in ihn, sodass Amir schon bald Hören und Sehen verging und er all seine Konzentration aufbringen musste, sich nicht gänzlich Rodrigos grobem Griff zu ergeben. Und gleichzeitig durchrollten ihn mit jedem Stoß Wellen der Lust, wie er sie in den Armen williger Jünglinge lange nicht mehr erfahren hatte und wie er es seit dem Tod seines Geliebten Irschan Perval so schmerzlich vermisst hatte. Härter, wollte er den Piraten anfeuern, doch seine Stimme versagte ihm den Dienst, sodass er nur ein unartikulierte Stöhnen von sich gab, das Capitano Rodrigo ein triumphierendes Lachen entlockte.

»Du magst es so, nicht wahr?«, stieß er dunkel und hitzig zwischen zwei Stößen hervor. »Dann magst du auch das?«

Im nächsten Moment klatschte die Hand des Piraten auf Amirs Hintern und brennender Schmerz breitete sich über die geschundene Haut aus. Amir heulte auf und spürte im gleichen Augenblick, wie sich sein Innerstes zusammenzog und alle Lust, alles wilde Verlangen einen Herzschlag lang innezuhalten schien. Er warf den Kopf in den Nacken, und sein Körper schien zu explodieren in jenem Moment, der ihn mehr als alles andere der Herrin Rahja zutrug. Krämpfe schüttelten ihn, seine Beine, sein Leib zuckte vor Hingabe und Lust, und er nahm kaum noch wahr, wie Capitano Rodrigo sein Haar packte und seinen Kopf nach hinten zwang, ihn gnadenlos ritt, während die Unterarme schon unter ihm nachgaben und er mit dem Gesicht erschöpft auf die Decken sank. Aus den Augenwinkeln sah er Peldro, und dessen gewaltige Männlichkeit, auf der sich die Venen pulsierend abzeichneten, aber er brachte kaum die Kraft auf für ein Lächeln, als sich der Capitano schließlich ein letztes Mal tief in ihn rammte und sich mit einem erstickten Aufschrei in ihn ergoss.

Amir schloss die Augen und genoss für den Moment das Gefühl der satten Zufriedenheit, das dem erfüllenden Liebesspiel immer folgte, und er spürte noch das zuckende Glied des Almadaners in sich, den warmen Samen, der über seine Schenkel hinab rann, als

sich der Pirat schließlich mit einem satten Schmatzen aus ihm zurückzog und ihm einen Klaps auf die gerötete Pobacke gab.

»Leg dich hin und ruh dich aus«, sagte Rodrigo, immer noch um Atem ringend. »Ich habe dir angekündigt, dass du mich anflehen wirst, und das wirst du tun. Auch wenn es dir offensichtlich gefällt, wenn man dich besteigt.«

»Ihr werdet mich niemals um etwas betteln hören«, murmelte Amir, ließ sich aber dankbar auf die Seite sinken und schloss die Augen. Jetzt, da die Lust langsam abebbte, spürte er einen feinen Schmerz an seiner Öffnung. Doch das war normal nach einem solchen Ritt.

»Und ich?«, brummte Peldro, der immer noch die Hand um sein mächtiges Glied gelegt hatte. »Darf ich jetzt auch?«

»Nein«, erwiderte Capitano Rodrigo, dessen Männlichkeit nun erschlaft aus seiner Hose hing. Gemächlich ging er zu dem Tisch hinüber, um sich Wein einzuschenken. »Der gehört mir. Du kannst nachher mit ihm spielen ... aber dein Ding behältst du bei dir, verstanden?«

Der Hüne grunzte etwas Unverständliches, und Amir spürte noch einmal die Gier in seinem Blick, als er zu ihm hinübersah. Dann wandte er sich ab und verließ die Kajüte.

»Warum ... lasst Ihr ihn nicht?«, murmelte Amir und drehte sich auf den Rücken, um tiefer durchatmen zu können. »Ich hätte ihn schon gestemmt.«

»Davon bin ich überzeugt. Und wüsste ich es nicht besser, würde ich annehmen, ich hätte den willigsten und unterwürfigsten Lustknaben Al'Anfas in meine Gewalt gebracht.« Rodrigo trank einen Schluck Wein und kam dann zu ihm hinüber, um auf der Bettkante Platz zu nehmen. »Ihr erstaunt mich, Eure Erhabenheit.«

»Woher ...?« Amir erstarrte, und die satte Lust, die gerade noch durch seine Glieder gekrochen war, war mit einem Schlag verschwunden. »Woher wisst Ihr ...?«

»Ich bin nicht dumm oder blind.« Rodrigo grinste. »Auch wenn Ihr Euch wirklich gut macht als Lustsklave.«

Amir atmete tief durch und stemmte sich hoch in eine sitzende Position, um wenigstens einen Rest Würde auszustrahlen, auch wenn das sicher schwierig war mit seinem Samen am Bauch und Rodrigos zwischen den Schenkeln. »Nun, da Ihr es wisst, werdet Ihr mich sicher wieder frei lassen und nach Sylla bringen«, sagte er und reckte das Kinn ein wenig. »Unverzüglich.«

Capitano Rodrigo wiegte mit dem Kopf. »Vielleicht hätte ich das getan. Wenn Eure Leute mich nicht gezwungen hätten, sie zu Boron zu schicken. So wird man mich wahrscheinlich aufhängen, wenn ich nach Sylla komme. Und eigentlich will ich Euch gar nicht zurückbringen. Ich behalte Euch lieber hier zur meiner Verfügung, bis ich genug von Euch habe.« Er bleckte die Zähne zu einem anzüglichen Grinsen. »Ich mag es, wie Ihr stöhnt, wenn man Euch besteigt.«

»Das wagt Ihr nicht ...«

»Natürlich wage ich das.« Der Pirat kippte sich den Rest des Weins in die Kehle und wischte sich mit dem Ärmel über den Mund. Dann erhob er sich. »Niemand wird erfahren, wo Ihr seid. Also lasst uns der Herrin Rahja geben, was der Herrin Rahja ist, nicht wahr? Seid froh, wenn ich Euch nicht an die Horasier verkaufe. Oder aller Welt davon erzähle, wie sehr Ihr es mögt ... mich in Eurem Hintern zu spüren.«

Amir schwieg, aber er presste die Lippen aufeinander, während er sich zwang, Ruhe zu bewahren. Er musste einen Weg finden, von hier fort und nach Sylla zu kommen. Die Gespräche, die er dort zu führen hatte, waren zu wichtig, als dass er länger als notwendig hier bleiben konnte. Aber alleine hatte Capitano Rodrigo ihn in der Hand. Wobei es vielleicht eine Möglichkeit gab ...



Der Almadaner erwies sich als ausgesprochen ausdauernd, und es mochte auf den Morgen zugehen, als Amir schließlich erschöpft und am Ende seiner Kräfte einschlief. Sein Hintern brannte wie Feuer, auch wenn der Capitano sich bei den folgenden Durchgängen dazu bequemte, linderndes Öl zu verwenden, um das Ein-

dringen angenehmer zu gestalten. Doch als es ihm endlich gelang, den Kittel über seinen besudelten Leib zu streifen und die Augen zu schließen, dämmerte er schnell weg in einen tiefen, traumlosen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als die Tür aufgestoßen wurde und der hünenhafte Peldro sich in die Kajüte schob. Mit verdrießlicher Miene schloss er den Durchgang wieder hinter sich und trat an das Bett, von dem aus Amir müde zu ihm hochblinzelte.

»Du hast lange genug geschlafen«, brummte der Riese und deutete mit einem Nicken auf die Schale in seiner Hand. »Hier. Hab dir was zum Essen mitgebracht.«

»Travia sei gelobt«, murmelte Amir, während er sich aufrichtete. Sein Magen knurrte, und auch, wenn der Brei in der Schale verdächtig nach Fisch und alten Bananen stank, machte er sich hungrig darüber her.

»Peldro ist dein Name?«, fragte er zwischen zwei Bissen und schielte zu dem Hünen hoch, der neben ihm stehengeblieben war und ihn unverhohlen begaffte. »Bist du Capitano Rodrigos Laufbursche, oder welche Rolle spielst du auf diesem Schiff?«

Peldro schüttelte unwillig den Kopf. »Ich bin der erste Maat«, erklärte er nicht ohne Stolz. »Capitano Rodrigo vertraut mir.«

»Und die anderen?«, fragte Amir lauernd. »Vertraut die Mannschaft ihm auch so wie du?«

»Kann sein.« Der Hüne zuckte mit den Schultern. »Schimpfen manchmal wegen der Beute. Capitano Rodrigo teilt nich gern. Er braucht's, um irgendwem bei sich zu Hause den Kopf abzuhaue. Sagt er.«

»Das ist sicher ein guter Grund, um seine Leute zu übervorteilen.« Amir schob die Schale von sich. Der erste Hunger war gestillt, und jetzt, da sein Magen nicht mehr brüllte wie ein unbändiges Tier, konnte er nicht mehr darüber hinweggehen, wie widerlich der Brei schmeckte. »Gib mir etwas zu trinken«, bat er den Piraten. »Und dann erzählst du mir, was du von dem Capitano hältst.«

»Hm, ist ein guter Mann«, brummte Peldro, während er zu dem Tisch hinüberging, wo Rodrigo seine Weinvorräte abgestellt hatte. »Ist klüger als viele. Wir machen viel Beute.«

»Von der du nicht viel zu sehen bekommst. Dabei bist du doch derjenige, der seinen Kopf riskiert, wenn ihr ein Schiff entert.«

»Das stimmt.« Der Hüne runzelte die Stirn, als werde ihm das soeben zum ersten Mal bewusst. Wortlos schenkte er einen Becher Wein ein und reichte ihn Amir. Dann wandte er sich einer Kiste zu, die rechts neben dem Bett am Boden festgemacht war. »Der Capitano hat mir erlaubt, dass ich mich um dich kümmern darf.«

»Und ich habe mich schon gefragt, wann das kommt«, seufzte Amir und trank einen großen Schluck von dem Wein. »Was meinst du mit *kümmern*?«

»Das hier.« Peldro grinste, als er sich umdrehte und Amir ein Lustholz präsentierte, das beinahe so groß war wie die gewaltige Männlichkeit, die der Kerl in seiner Hose spazieren trug. »Das hat der Käpt mir geschenkt. Gehörte einer Frau, die braucht es nicht mehr.«

Amir schluckte trocken, rang sich nach einem weiteren Schluck Wein aber doch ein Lächeln ab. »Ist das eigentlich der übliche Umgang mit Gefangenen hier an Bord?«, erkundigte er sich. »Was ist denn mit der, ähm, Vorbesitzerin geschehen?«

»Hat versucht zu fliehen. Hat dem Capitano nicht gefallen«, brummte Peldro und schloss die Kiste wieder. Bewaffnet mit dem Lustholz und ledernen Riemen kehrte er zum Bett zurück und entwand Amir den Wein. Dann packte er ihn kurzerhand, um ihn auf den Bauch zu drehen und seine Arme nach hinten zu ziehen.

»Heh!«, protestierte Amir, auch wenn er bei der Ahnung, was der Riese plante, schon wieder warm wurde. Fesseln hatten, ebenso wie Schläge, sein Verlangen schon immer gesteigert. Allerdings bevorzugte er es, sich von Leuten binden zu lassen, denen er vertrauen konnte, und nicht von einem großen, tumben Piraten, der tat, was sein durchtriebener Capitano ihm sagte. Wobei ...

Amir verstummte, als ihm ein Gedanke kam, und er ließ widerstandslos zu, dass Peldro ihm Hand- und Fußgelenke aneinanderband und ihn so in eine Lage zwang, bei der er ihm mit gespreizten Beinen auf den Unterschenkeln hockend seine Kehr-

seite darbieten musste. Er zitterte ein wenig, als er die groben Finger spürte, die ohne jedes weitere Wort seine Pobacken auseinanderdrückten und sich mit ein wenig Öl versehen in ihn hineindrückten. Der Atem des Hünen wurde schwerer, und er nahm einen weiteren Finger hinzu, griff mit der anderen Hand nach Amirs Männlichkeit, die bereits wieder an Festigkeit gewann. Grob rieb er sie auf und ab, während er immer wieder mit den Fingern nachstieß.

»Du ... hast es eilig«, stöhnte er in die Decke, biss sich auf die Lippen, um das lustvolle Keuchen zu unterdrücken, das ihm das Tun dieses Ogers entlocken wollte. Bei den Göttern, wie lange war es her, dass man ihn das letzte Mal auf diese Weise genommen hatte! Und dennoch musste er versuchen, die Lage zu beherrschen. Peldro konnte vielleicht sein Schlüssel in die Freiheit sein!

Der Riese grunzte erregt und zog die Hand zurück. Im nächsten Moment spürte Amir die Kälte des gewaltigen hölzernen Phallus an seinem Zugang. Zischend atmete er aus und hielt dann die Luft an, als sich das mächtige Ding langsam in ihn hineinbohrte. Er musste all seine Beherrschung aufbringen, um nicht unter dem Schmerz des Eindringens zu wimmern. In seiner Gier hatte der Pirat für Amirs Geschmack zu sehr mit linderndem Öl gegeizt.

Der Atem des Hünen wurde zu einem hungrigen Hecheln, und als er das Lustholz mit einem kräftigen Stoß ganz in Amir hineinrammte, entfuhr dem Patriarchen doch ein Aufschrei. »Orkenhirn«, fluchte er, das Gesicht in die Kissen gegraben, ebenso wie die Finger, die in den Laken nach Halt suchten. »Verdammter Schwachkopf!«

Peldro hielt inne, und Amir spürte die gewaltige Pranke, die sich auf seinen Hintern legte. »Was hast du gesagt?«, fragte er mit vor Erregung zitternder Stimme.

»Dass du ein Schwachkopf bist!«, stieß Amir hervor und drehte den Kopf, sodass er zu dem Piraten hochblinzeln konnte. Seine Wangen glühten, und seine eigene Männlichkeit pochte vor sich langsam anstauender Lust, und eigentlich wünschte er sich, Peldro würde einfach weitermachen und dieses unglaubliche

Ding erneut in ihn stoßen, Schmerz hin oder her. Aber dann vergab er eine wertvolle Gelegenheit.

»Hast du wirklich Spaß daran, was du gerade tust?«, fauchte er, und es gelang ihm tatsächlich, jede Erregung aus seiner Stimme zu bannen. »Mit einem dummen Stück Holz?«

»Ja, aber ...« Peldro stammelte, er war offensichtlich überrascht und verstand nicht ganz, worauf Amir hinauswollte. Sein Blick ging zu dem gewaltigen Lustprügel, der immer noch im Hintern des Patriarchen steckte, und dann zu seinem eigenen Schritt, wo sich sein Glied prall und gigantisch unter dem Stoff abzeichnete.

»Dein Capitano teilt nicht nur das Gold schlecht auf, nicht wahr?« Amir musste sich sehr beherrschen, ungehalten zu klingen. »Warum gibst du überhaupt etwas darauf, was er dir sagt?«

»Nun, er ist eben der Capitano, und er ...«

»Ein gerechter Capitano würde mit dir und der Mannschaft gerecht teilen!« Verdammt, dieses Ding in seinem Hintern fühlte sich trotz des schmerzhaften Spannens so gut an, dass Amir wünschte, Peldro würde weitermachen. Er schluckte, schloss kurz die Augen, um sich zu sammeln. Beherrschung. Beherrschung war alles. Er wusste nicht, wie oft er diese Worte schon vernommen hatte, wenn Irschan Perval, sein langjähriger Geliebter sie ihm ins Ohr gesäuselt hatte. Doch dieses Mal ging ihre Bedeutung über ein ausschweifendes Liebesspiel hinaus. »Warum nimmst du dir nicht einfach, was dir zusteht? Du hast mich schließlich gefangen genommen, und ich ...«, Amir musste sich nicht einmal Mühe geben, seinem Blick einen lüsternen Ausdruck zu verleihen, als er in Richtung der zum Platzen prallen Hose des Hünen schielte, »... ich würde dich gerne auf mir spüren. Lieber als diesen eingebildeten Almadaner.«

»Aber der Capitano ...«

»Der Capitano ist kein guter Capitano, wenn er so mit dir umgeht, mein Großer. Auf anderen Schiffen hätte man ihn schon längst zu den Haien geworfen. Warum macht man das hier eigentlich nicht?«

»Ich ... ähm ...«

»Du könntest dann selbst entscheiden, was du dir nimmst«, säuselte Amir weiter. »Du bist ein großer, starker und gutaussehender Kerl, du bist der ideale Capitano für dieses Schiff. Wenn dieser Rodrigo auch die anderen so ungerecht behandelt, sind sie bestimmt auf deiner Seite.«

»Meinst du das wirklich?« Peldros dümmlicher Gesichtsausdruck hatte eine nachdenkliche Note angenommen. »Aber was mache ich dann? Also wenn ich Capitano bin?«

»Zuerst kommst du zu mir und holst endlich dieses Pracht ding da aus deiner Hose.« Amir deutete mit einer Kopfbewegung auf Peldros Schritt und lächelte anzüglich. »Anschließend kann ich dir vielleicht sogar helfen. Dort, wo ich herkomme, bin ich sehr einflussreich, und wenn du mich nach Hause bringst, werde ich dafür sorgen, dass du mehr Gold bekommst als dein Capitano in einem ganzen Jahr zusammenraubt.«

»Oh, das ist aber ganz schön viel Gold.« Der Riese grinste breit. »Das ist wirklich eine gute Idee!«

»Dann zögere nicht, sondern nimm dir den Hut des Capitano. Und mach mich vorher los. Ich werde dann ...« Amir verstummte, als der Hüne schon auf den Fersen kehrtgemacht hatte und zur Tür hinausstürmte. Missmutig äugte er zu dem Lustholz, das zwischen seinen Pobacken hervorragte. Halbherzig zerrte er an seinen Fesseln, aber der Pirat wusste, wie man Riemen anlegte, sodass er den Versuch gleich wieder aufgab. Er seufzte tief und schloss die Augen. Nun blieb ihm wohl nichts anderes übrig als zu warten und zu hoffen, dass Peldro mit seiner Meuterei Erfolg hatte. Wenn es gelang, konnte er den tumben Kerl sicher dazu bringen, ihn nach Sylla zu bringen. Auch wenn er durchaus nichts dagegen hatte, zuvor die eine oder andere Gegenleistung zu erbringen ...



Es verging einige Zeit, bis vom Deck tatsächlich Kampfgeräusche bis in Amirs Kajüte drangen. Aufmerksam und zunehmend gespannt lauschte er auf die Schreie und das Krachen, wenn ein

schwerer Körper gegen die Reling oder in ein herumstehendes Fass geschleudert wurde. Doch je länger der Kampf andauerte, umso unruhiger wurde Amir. Was, wenn diese dumpfe Nuss von einem Piraten dem Capitano Rodrigo offen ins Gesicht gesagt hatte, dass es der Einfall des Gefangenen gewesen war, eine Meuterei zu beginnen? Und Capitano Rodrigo am Ende die Oberhand behielt? Er hatte noch Peldros Worte zur Vorbesitzerin dieses Lustholzes in seinem Hintern in Erinnerung, die der Almadaner kurzerhand zu den Fischen geschickt hatte. Unglücklicherweise wäre er selbst kaum in der Lage, sich zu wehren oder etwas zu unternehmen, sollte Capitano Rodrigo ihm nach erfolgreich niedergerungener Meuterei nach dem Leben trachten. Amir selbst hatte keine Angst davor, vor seinen Gott zu treten, aber die Vorstellung, auf einem Piratenschiff an ein Bett gefesselt und mit einem Holzprügel zwischen den Pobacken zu sterben, erschien ihm doch zu unrühmlich, um den Weg übers Nirgendmeer anzutreten.

So hielt er den Atem an und lauschte angestrengt, als die Kampfgeräusche schließlich verstummten und eine Weile der Stille folgte. Hier und da hörte er beifälliges Johlen von Deck, als erfreue sich die Meute an etwas, was dort oben geschah, doch dann wurde es wieder still und einzig das Geräusch der Wogen, die gegen den ächzenden Rumpf schlugen, war zu hören. Langsam kamen ihm Zweifel, ob es wirklich ein guter Einfall gewesen war, den Hünen aufzustacheln, denn im Grunde kannte er diesen Piraten so gut wie gar nicht. Womöglich war es Capitano Rodrigo auch gelungen, den dummen Oger davon zu überzeugen, von seinem Vorhaben abzulassen, indem er ihm weisgemacht hatte, dass alles seine Richtigkeit hatte und es keinen Grund zum Meutern gab. Bei Männern wie Peldro reichten meist ein paar halbherzige Versprechen, die Erfahrung hatte er selbst schon gemacht. Und letztendlich hatte er nichts anderes getan, als er den Riesen dazu angestiftet hatte, sich zum Capitano anstelle seines Capitanos zu machen.

Dann polterten Schritte vor der Kajüte, und Amirs Herz schlug schneller, als die Tür mit einem lauten Rumsen aufgestoßen wurde. Erleichterung durchflutete ihn, als er Peldro erkannte,

dessen Hemd und Gesicht voller Blut waren. Er grinste breit, und seine Augen glitzerten wie im Wahn und in der Hand hielt er den abgeschlagenen Kopf seines Capitanos, den er schwungvoll aufs Bett warf, wo er sich, eine Blutspur hinterlassend, überschlug.

»Sieg!«, brüllte er und schwellte die Brust, um mit der blutigen Faust darauf zu trommeln. »Da liegt er! Sieh ihn an! Das Schiff gehört jetzt mir!«

»Ah ja«, sagte Amir und zwang sich, den Blick zu dem Schädel zu heben, der keine drei Spann vor ihm auf dem Laken liegegeblieben war und ihn aus leeren Augen anstarrte. Selbst im Tod war der Almadaner noch recht ansehnlich, und ein wenig bedauerte Amir sein Ende. Aber es war wohl vorherzusehen gewesen, dass jemand wie Peldro ... Capitano Peldro ... nicht das Maß an Menschlichkeit besaß, einen unterlegenen Gegner in einem Beiboot auszusetzen, wie es gesittete Menschen taten.

»Meinen Glückwunsch. Dann bist du jetzt also wirklich ein Capitano. Musstest du viele deiner Kameraden töten?«

»Nur drei. Die treiben jetzt bei den Fischen.« Peldro lachte dröhnend, während er die filigrane Weinkaraffe seines Vorgängers vom Tischchen klaubte und den Inhalt in seinen Rachen spülte. Ein triumphales Funkeln lag in seinen Augen, als er sich Amir zuwandte. »Sie haben mich Capitano gerufen! Alle. Ich werde stärker, größer und reicher sein als Rodrigo es je war!«

»Dann vergiss nicht, deine Leute angemessen auszuzahlen. Sonst geht es dir bald wie ihm«, sagte Amir nüchtern. Er ruckelte an seinen Fesseln. »Bist du so gut und machst mich los? Das brauchen wir nun wohl nicht mehr.«

»Danach.« Der irre Ausdruck wich nicht von Peldros Gesicht, als er nähertrat und sich an seinem Gürtel zu schaffen machte. »Jetzt gehörst auch du mir.«

»Das ist nicht ganz richtig«, wandte Amir ein, auch wenn ihm die Gier, die in den Worten des Piraten mitschwang, ein heißes Schaudern über den Rücken laufen ließ. »Ich bin kein Sklave, sondern allenfalls ein Gefangener. Und nun, da Capitano Rodrigo ...«

Weiter kam er nicht, denn in dem Moment zog Peldro den hölzernen Phallus aus ihm heraus, sodass der Rest des Satzes in einem erstickten Stöhnen unterging. Sein Ausgang brannte, und er spürte das Blut ringsumher pulsieren, aber der Riese ließ ihm keine Zeit, sondern warf das Lustholz zur Seite und packte seine Pobacken, um sie auseinanderzuziehen.

»Mach mich los«, keuchte Amir halbherzig, wie er es so viele Male getan hatte, wenn er sich auf dem Silberberg seiner Leidenschaft hingeeben hatte. Natürlich war eine solche Bitte nie ernst gemeint, sondern immer Teil des Spiels, doch dieses Mal wäre es ihm fast lieb gewesen, wenn der Hüne sich darauf einließe. Er war sich zwar sicher, Peldro in die gewünschte Richtung lenken zu können, aber der neue Capitano hatte doch zu viel von einem wilden Tier, als dass er ihm rückhaltlos trauen wollte.

Peldro grunzte nur etwas zur Antwort, und Amir sog zischend Luft ein, als er erneut die groben Finger in sich spürte und eine Woge der Erregung ihn durchflutete. »Öl«, stieß er keuchend hervor. »Nimm mehr Öl!«

Zu seiner Überraschung ließ der Riese tatsächlich von ihm ab und griff nach der Phiole, die noch neben dem Bett auf den Planken stand und wie durch ein Rahjawunder im Seegang nicht umgekippt war. Aus den Augenwinkeln sah Amir, wie er den Inhalt großzügig auf seine Handflächen kippte und damit seine gewaltige Männlichkeit umschloss, die wie eine Waffe hart und zitternd aus seiner Hose ragte. Dann schüttete er den Rest über Amirs Hintern und verrieb es über der gepeinigten Öffnung.

Amir schloss die Augen und atmete tief ein, um dem Impuls zu unterdrücken, sich ihm entgegen zu drängen. Er sollte einen Rest Stolz und Verstand wahren, damit ihm die Situation nicht gänzlich entglitt. Doch als Peldro die ölseidige Spitze seines Prügels an die geweitete Öffnung setzte und mit einem kräftigen Stoß in ihn drang, war es mit seiner Selbstbeherrschung vorbei. Er schrie auf, lust- und schmerzerfüllt zugleich. Hitze durchlief ihn, griff nach seinem Unterleib, ließ ihn sehnsuchtsvoll aufstöhnen, noch ehe der Hüne sich weiter bewegte. Er hatte in seinem Leben

eine Menge gut bestückter Männer gehabt, doch dieser tumbe Klotz übertraf fast alles zuvor Gewesene, und ohne das Öl und den Luststab, der seine Öffnung vorgeweitet hatte, wäre er vermutlich zu groß und zu schmerzhaft gewesen, als dass Amir ihn noch hätte ertragen können. So aber war er genau richtig, und er spürte, wie sich bereits alles in ihm zusammenzog, wie seine eigene Männlichkeit hart und pochend zwischen seinen Beinen zitterte.

»Gefällt es dir, du dreckige Hure?«, hörte er Peldro grunzen. Ein harter Schlag traf seine Hinterbacke und ließ ihn sehnend aufheulen. »Hast noch nie nen echten Stier erlebt, eh? Hast du?« Die Pranke griff in Amirs Haar und riss seinen Kopf grob nach oben. »Hast du?«

»Habe ich nicht«, keuchte Amir. »Nicht ... wie dich.«

»Ich werde dich rammen, bis du schreist. Bis ... du nicht mehr sitzen kannst!« Peldros Stimme bebte vor unverhohlener Gier, und der Klang seiner Worte schien seine Lust noch weiter zu entfachen. Er riss die Hüfte zurück und stieß dann mit aller Kraft vor, sodass Amir erneut aufschrie und einen winzigen Moment lang überlegte, ob es wirklich ein so guter Einfall gewesen war, sich diesem Kerl hinzugeben oder ob er ihn am Ende tatsächlich ernsthaft verletzen würde. Doch Peldro ließ ihm keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Mit der Kraft und der Wucht eines brünstigen Ebers fiel er über ihn her, sodass Amir bald Hören und Sehen verging. Wie ein wildes Tier rammte der Riese sich in ihn, in einem Rhythmus und einer Geschwindigkeit, der Amir schon nach wenigen Stößen nicht mehr folgen konnte, sodass er sich darauf beschränkte, sich ganz der Lust des Piraten zu ergeben. Alles in ihm brannte, doch in dem gleichen Maß, in dem er wünschte, der Kerl möge endlich von ihm ablassen, wuchs auch sein Verlangen, sodass er seine Lust am Ende hemmungslos hinausschrie, als Peldro sich ein letztes Mal mit aller Kraft und erstickt röchelnd in ihn rammte, um seinen heißen Samen in ihm zu vergießen.

Erschöpft lag Amir da und rang nach Atem unter dem Gewicht des keuchenden Piraten, der nur langsam wieder zu sich zu kommen schien.

»Geh von mir runter«, stieß er gepresst hervor. »Und mach mich endlich los.«

Zu seiner Überraschung gehorchte der Pirat. Peldros Gesicht war immer noch gerötet von der Anstrengung, und Amir stieß zischend Luft zwischen den Zähnen aus, als er ihm noch einmal herzhaft zwischen die Beine griff. Aber er zog sich aus dem zurück und löste die Fesseln. Vorsichtig streckte sich Amir aus, erleichtert, endlich wieder Blut in den schmerzenden Gliedern zu spüren. Sein Unterleib brannte, sodass er für den Moment keinen Bedarf verspürte, sich zu erheben. Doch das würde vergehen, und spätestens, wenn sie in Sylla waren, würde niemand mehr etwas davon ahnen, was auf diesem Schiff vor sich gegangen war.

»Sei so gut und bring mir etwas Wein«, sagte er zu Peldro, der mit einem dummlichen Grinsen auf ihn hinabblickte. »Und etwas Anständiges zum Anziehen. So kann ich mich kaum an Bord blicken lassen.«

»Wein kannst du haben.« Das Grinsen des Piraten wurde eine Spur breiter und unverhohlen anzüglich. »Den Rest brauchst du nicht, wenn ich dich mit den anderen teile.«

»Ich meinte nicht, dass du mich teilen sollst, sondern die Beute, du Ogerhirn. Das Gold!« Amir hob den Kopf und funkelte den Kerl ungehalten an. Zu mehr fühlte er sich gerade nicht in der Lage. »Mich bringst du nach Sylla, wie wir es abgemacht haben.«

»Warum?«

»Wie, warum?« Allmählich spürte Amir, wie er wirklich zornig wurde. Mit zusammengebißenem Zahn stemmte er sich hoch, bis er saß. »Das war unsere Abmachung! Ein guter Pirat hält sich an so etwas. Hat dir das nie jemand gesagt? Das solltest du aber dringend wissen, wenn du jetzt Capitano bist!«

Peldros Grinsen schwand. »Aber du bist doch Teil der Beute«, sagte er merklich verunsichert. »Das hat Capitano Rodrigo so gesagt. Dass du seine Beute bist.«

»Dann hat er sich eben geirrt«, stellte Amir entschieden fest. »Bring mich nach Sylla und behalte das Gold, wenn du willst. Aber ich bin nicht deine Beute.«

Er sah, wie sich der schwere Brustkorb des Piraten unter einem tiefen Atemzug hob. Sein gewaltiges Gemächt baumelte noch aus seiner Hose. »Ich bin der Capitano!«, stellte er klar und zog die Brauen finster zusammen. »Ich entscheide, was Beute ist. Wir fahren nicht nach Sylla. Das ist mein letztes Wort!«

Amir starrte ihn an, und für einen Moment war er versucht, ihm an den Kopf zu werfen, was für ein göttervergessenes, hohles Stück Fischabfall er doch war. Aber das hätte wahrscheinlich nichts geändert, sondern seine Lage nur noch weiter verschlimmert. Außerdem war er zu müde und zu erschöpft, und sein Körper schmerzte zu sehr, als dass er jetzt in der Lage wäre, diesen Piraten in die Schranken zu weisen.

»Darüber reden wir morgen noch«, knurrte er daher nur und drehte sich auf die andere Seite, um Peldro deutlich zu machen, dass er nicht bereit war, auch nur ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Er brauchte Ruhe, um sich zu erholen, und vor allem, um sich zu überlegen, was er machen sollte, wenn dieser geile Bock nicht davon abließ, ihn als Beute zu betrachten. So romantisch die Vorstellung bisweilen auch sein mochte, in die Hand blutrünstiger Piraten zu fallen, so unerfreulich war es, wenn es tatsächlich geschah.



Bedauerlicherweise ließ Peldro auch am Folgetag nicht mit sich reden, und Amirs Hoffnung, ihn nach weiteren Bettspielen in rahjatrunkener Stimmung zugänglicher zu erleben, erwies sich als trügerisch. Der Pirat gefiel sich in seiner neuen Rolle als Herr dieses Schiffes, und das kostete er aus, wie es viele von Hesinde nur spärlich bedachte Zeitgenossen gerne tun, wenn sie einmal Macht in den Händen halten dürfen. Daher dachte er natürlich nicht daran, auf Amirs Forderungen einzugehen, sondern band ihn erneut mit den Lederriemen, um ihn noch einmal kräftig

durchzunehmen. Dieses Mal hatte er zwei seiner Leute dabei, die, wie er Amir stolz erzählte, sein Maat und seine Steuerfrau seien. Deshalb teile er mit ihnen nicht nur das Gold, sondern auch den Rest der Beute.

Amir ersparte sich den Versuch, Peldro erneut deutlich zu machen, dass er keineswegs Teil dieser Beute sei. Der Versuch, den tumben Kerl zu nutzen, um sich aus der misslichen Lage zu befreien, war zweifelsohne schiefgegangen, und fast wünschte sich Amir Capitano Rodrigo zurück, der zumindest nicht nur mit Säbel und Gemächt gedacht hatte. Dazu kam, dass Peldro seine Macht nicht nur an Bord, sondern auch im Bett in einer Weise ausspielte, die Amir allmählich Sorgen machte, vor allem, nachdem er ihn nach ausführlichem Liebesspiel mit allen Beteiligten nicht wieder losband, sondern in hockender Position und mit blankem Hintern gefesselt zurückließ. *Damit er bereit sei für später*, erklärte der Pirat mit einem feisten Grinsen und versetzte Amir einen kräftigen Klaps auf die Pobacken. Nein, das entwickelte sich nicht so, wie Amir es sich ausgemalt hatte. Und auf dem schmalen Grad, zwischen lustvoller Unterwerfung und offensichtlicher Demütigung, war dieses Spiel inzwischen in eine unerfreuliche Schieflage geraten.

Gegen Abend und nach einer weiteren Runde grunzender Vereinigung löste Peldro dann endlich die Fesseln und erlaubte Amir großzügig, sich anzukleiden und sich auf dem Schiff zu bewegen. An Flucht schien er nicht zu denken, aber in haiverseuchten Gewässern ohne Hilfe auf hoher See entkommen zu wollen, war ohnehin recht aussichtslos. Zu seinem Bedauern fand Amir rasch heraus, dass der Rest der Mannschaft mit dem neuen Capitano durchaus zufrieden war. Peldro hatte Rodrigos Beute unter allen aufgeteilt und seinen Leuten außerdem ein Fass Rum pro Tag versprochen, sodass die Piraten allesamt in trunkener, aber nicht sonderlich meuterbereiter Stimmung waren. Was immer geschehen musste, um Amir aus seiner misslichen Lage zu befreien, er sah bald ein, dass es von außen kommen musste.

Am dritten Tag nach Rodrigos Tod schienen die Götter seine Gebete erhört zu haben. Bereits im Morgengrauen herrschte

Aufregung an Deck, weil der Ausguck Segel am Horizont entdeckt hatte. Alle Piraten, besoffen oder nicht, hingen angespannt an der Reling und starrten mit zusammengekniffenen Augen in das helle Morgenlicht, und erst, als der Maat lange genug durch sein Fernglas geschaut und mitgeteilt hatte, dass es wohl Horasier seien, löste sich die Aufregung ein wenig.

»Ihr steht auf Seiten der Horasier?«, fragte Amir den Maat, einen kleingewachsenen, sehnigen Kemi mit schiefen Zähnen, dessen linke Augenhöhle hinter einem schmutzigen Tuch verborgen lag. Er bemühte sich, beiläufig zu klingen. »Mir war nicht bewusst, dass Ihr Freibeuter seid.«

»Capitano Rodrigo hatte einen Kaperbrief«, nuschelte der Maat undeutlich. »Gilt wahrscheinlich auch für Capitano Peldro. Das müssen wir jetzt wohl klären.«

»Verstehe.« Amir nickte langsam, während sein Blick über das von der Morgensonne gleißende Meer zu den Schiffen wanderte, die sich erstaunlich schnell näherten. Horasier waren eigentlich die letzten, die er in seiner Lage zu sehen wünschte, aber vielleicht bot diese Begegnung doch die Möglichkeit, endlich von hier fort zu kommen.

Über Zurufe verständigten sich die Piraten mit den Horasiern, kaum dass die Schiffe nah genug herangekommen waren. Nach einigen Wortwechseln befahl Peldro, das Beiboot zu Wasser zu lassen, um zu der größten der drei Schivonen überzusetzen. Doch ehe der Capitano die Strickleiter hinabklettern konnte, packte Amir ihn am Arm.

»Lass mich mit hinübergehen«, sagte er und sah dem Piraten dabei tief in die Augen. »Ich werde dich begleiten.«

Peldro runzelte überrascht die Stirn. »Wieso sollte ich dich ...«

»Du nimmst mich mit auf das andere Schiff«, wiederholte Amir nachdrücklich und in einem Tonfall, dem daheim in der Stadt des Schweigens niemand zu widersprechen wagte. »Ich will mit dem Kapitän reden.«

Es war Peldro anzusehen, dass er mit sich rang und dass er mit der Überlegung, was Amir damit bezwecken wollte, hoffnungslos

überfordert war. Hilflös suchte er nach dem Maat, aber der saß bereits im Beiboot und wies den Ruderern ihre Plätze zu.

»Ich weiß nicht ...«, begann er, aber Amir fuhr ihm über den Mund. »Natürlich verstehst du es nicht. Deshalb solltest du besser auf mich hören. Mein letzter Ratschlag hat dir schließlich geholfen, Capitano zu werden.«

Das schien sogar Peldro zu verstehen, denn er nickte, und seine Miene hellte sich auf. »Das stimmt. Du hast mir gesagt, dass ich Rodrigo beseitigen soll«, grinste er und versetzte Amir einen Stoß in Richtung Reling. »Los, ab ins Boot. Sonst fahren die am Ende wieder weg.«

Das bezweifelte Amir stark, da die Horasier nicht dazu neigten, Freibeuter ohne klare Loyalität ungeschoren davonkommen zu lassen. Aber er schwieg und beeilte sich, über die wackelige Strickleiter hinab ins Beiboot zu klettern. Er war sich nicht sicher, ob sein Plan aufgehen würde, und er musste Acht geben, dass nicht zu viele Seeleute erkannten, wer er war. Aber hinter dem schmutzigen Piraten mit zerschlissenem Hemd und dreckstarrenden, nur grob zusammengebundenen Haaren vermutete hoffentlich niemand so schnell den Patriarchen von Al'Anfa.

Die Horasier zeigten sich misstrauisch und forderten von Peldro und seinen Leuten die Abgabe ihrer Waffen, kaum dass sie die Schivone betreten hatten. Der tumbe Kerl wollte auffahren, doch zum Glück sprang der kem'sche Maat ein und redete beruhigend auf seinen Capitano ein, bis dieser zähneknirschend und Verwünschungen ausstoßend den Säbel und ein halbes Dutzend Messer unterschiedlicher Größe ablegte. Immer noch missgestimmt folgte er einem schneidigen Offizier zur Kajüte des Kapitäns, und Amir beeilte sich, ihm ungefragt zu folgen.

Bei dem Kapitän handelte es sich um eine Frau, die erstaunlich jung für dieses Amt schien. Hellblonde Locken kräuselten sich unter dem dreizackigen Hut, der ebenso wie die tadellose Uniform in strahlendstem horasischen Blau gehalten war. Ihre Züge waren ebenmäßig und schön, voll kühler Eleganz, und ihre rehbraunen Augen versprachen einen klugen und bedachten Geist. Sie stand aufrecht hinter ihrem Schreibtisch, die Hände hinter

dem Rücken verschränkt, der Körper wachsam und gespannt wie der einer stolzen Tigerin, die auf ihre Beute niederblickte. Sie verzog keine Miene, als Peldro vor ihr stehenblieb und sich verlegen an der Nase kratzte.

»Ähm, Efferd zum Gruß«, begann er, und hier, im Angesicht der Repräsentation horasischer Macht und Größe, wurde er doch ein wenig kleinlaut. Umständlich kramte er ein mehrfach gefaltetes Stück Papier aus der Gürteltasche und strich es glatt, ehe er es der Kapitänin reichte. »Das ist der Kaperbrief vom Capitano Rodrigo. Glaube ich. Der ist von Euch. Da muss jetzt nur mein Name drauf.«

»So.« Die Kapitänin hob eine Augenbraue. »Sag mir zuerst, wer du bist, Bursche, ehe wir weiterreden.« Mit einer Kopfbewegung wies sie ihren Sekretär an, das Schreiben entgegenzunehmen.

»Ich bin Peldro.« Der Hüne streckte sich ein wenig und zog die Schultern zurück. »Ich bin jetzt der Capitano.«

»Peldro. Nun ja.« Die Kapitänin nickte knapp. »Ich bin Cavalliera Alesia Horatia di Caliano. Du befindest dich an Bord der *Horastreu*, die mitsamt ihrer Begleitschiffe unter meinem Befehl steht. Warum sollte ich diesen Brief auf deinen Namen überschreiben?«

»Weil ... ähm ... Ich bin ja nun der Capitano, und da dachte ich ...« Peldro stockte und warf einen hilfesuchenden Blick zu Amir.

Der seufzte lautlos. »Capitano Peldro hat mindestens eine al'anfanische Galeere aufgebracht«, sagte er dann und bemühte sich, den genuschelten Zungenschlag der meridianischen Unterschicht nachzuahmen. »Er hat Beute an Bord, um das zu belegen. Er ist ein wirklich fähiger und gefährlicher Pirat. «

Peldro grinste und nickte eifrig. »Das bin ich. Das bin ich wirklich«, versicherte er.

Die Horasierin verzog keine Miene. »Lasst von deiner Beute an Bord bringen«, ordnete sie an. »Wenn stimmt, was dein Mann sagt, dann werde ich darüber nachdenken, deinen Brief umzuschreiben. Solltest du versuchen, mich zu täuschen, werden wir dein Schiff versenken und dich der Gerichtsbarkeit unseres Herrn, des weisen und gerechten Khadan-Horas zuführen, als dessen Vertreterin ich hier spreche. Fort mit dir nun.« Sie lös-

te eine Hand hinter dem Rücken und machte eine scheuchende Geste. »Ich habe nicht ewig Zeit für so etwas.«

Peldro neigte den Kopf, erstaunlich tief, denn offenkundig beeindruckte ihn die Cavalliera schwer. Dann drehte er sich um und hastete hinaus.

Amir hingegen blieb, wo er war. »Cavalliera di Caliano?«, sprach er die Befehlshaberin an, als einer der Soldaten ihn am Arm packen und ebenfalls hinausschieben wollte. »Ich muss mit Euch sprechen.«

Die Kapitänin blickte von ihren Papieren auf, über die sie sich bereits wieder gebeugt hatte, und musterte ihn. »Du musst ... du bist sehr dreist, Pirat.«

»Ich bin kein Pirat«, erwiderte Amir und zwang sich, dem stechenden Blick nicht auszuweichen. »Es geht um die aufgebrachte Galeere. Die al'anfanische.«

Einen Moment noch sah die Cavalliera ihn prüfend an. Dann bedeutete sie dem Soldaten mit einer Handbewegung, Amir loszulassen und die Kajüte zu verlassen. Erst, als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, richtete sie sich wieder auf und verschränkte die Arme hinter dem Rücken. Ein spöttischer Zug spielte in ihren Mundwinkeln. »Über die Galeere wollt Ihr also sprechen. Nun, das wundert mich. Was erwartet Ihr von mir, Eure Erhabenheit?«

»Ihr ... wisst, wer ich bin?«, stammelte Amir überrascht.

»Natürlich. Ich bin nicht blind«, sagte die Horasierin knapp. »Wäre es nicht ein schwerer Frevel gegen die Götter, wäre ich versucht zu warten, bis Ihr mit Eurem Piratenfreund wieder auf Eurem Schiff wärt, um es dann zu versenken. So war ich eher dazu geneigt, Eurem Capitano einen ungültigen Kaperbrief auszustellen und davon auszugehen, dass Ihr einen Grund für diese groteske Maskerade habt. Aber ich bin gespannt zu hören, was Euch umtreibt.«

»Das ist keine Maskerade«, sagte Amir unglücklich und blickte an sich hinab. »Diese Piraten haben tatsächlich meine Galeere aufgebracht und mich gefangen genommen. Capitano Peldro

weiß nicht, wer ich bin, aber sie werden mich so oder so nicht gehen lassen. Deshalb bitte ich Euch, dass Ihr mir helft.«

»Wie stellt Ihr Euch das vor? Ich kann Euch nicht aus der Gewalt von Piraten retten und Euch dann freigeben. Das würden mir meine Landsleute nicht verzeihen. Und ich mir selbst ebenso wenig. Hier draußen auf dem Meer seid Ihr der Feind, Eure Erhabenheit. Ich habe erst gestern mehrere Untertanen seiner Majestät, unseres vielgerühmten Herrschers Khadan-Horas aus den Fängen Eurer Leute befreit und sie vor dem schändlichen Schicksal der Sklaverei bewahrt. Ich könnte Euch allenfalls als Gefangenen mit mir führen, doch es verbietet mir die Ehre, einen Diener der Zwölfe, und sei er auch ein Ketzer, in Ketten zu legen.«

»Aber ich muss von diesem Schiff runter! Ich bezahle Euch gut, wenn Ihr mir helft! Die Schatzkammern des Tempels sind gut gefüllt.«

»Mit horasischem Gold, ich weiß«, erwiderte die Cavalliera ungerührt.

»Mit Gold, das die Gläubigen dem Herrn Boron zukommen lassen, um seine Gnade zu erflehen! Es mag sein, dass auch horasisches darunter ist, aber das tut nichts zur Sache! Helft mir, und ich werde dafür sorgen, dass Ihr es nicht bereuen werdet. Aber helft mir!«

»Es tut mir leid, Eure Erhabenheit.« Sie schüttelte langsam den Kopf. Kühl und stolz sah sie ihn an. »Ihr sprecht mit der Falschen. Eine horasische Cavalliera macht sich weder zur Verräterin, noch zur Frevlerin wider den Zwölfen.«

»Bitte!« Amir spürte, wie Verzweiflung seinen Hals eng werden ließ. Er sank hinab auf die Knie. »Ihr könnt mich nicht bei diesen Halsabschneidern lassen. Ich gebe Euch Gold ... oder was Ihr wollt. Ich könnte Euch auch Gesellschaft leisten. In rahjagefälliger Weise, wenn Ihr das wünscht. Oder Euren Offizieren ...«

»Bitte!«, unterbrach ihn die Kapitänin scharf. »Erniedrigt Euch nicht mehr als Ihr es ohnehin schon tut, indem Ihr mich um Hilfe bittet. Das ist indiskutabel, in jeder Hinsicht. Wir sind hier nicht in Eurer verdorbenen Stadt! Steht auf.« Sie machte eine unwirsche Handbewegung. »Ich will, dass Ihr mein Schiff verlasst. Dieser

Capitano soll seinen Kaperbrief erhalten, und dann werden sich unsere Wege trennen. Ich werde Stillschweigen hierüber wahren, weil ich es für unerträglich hielte, sollte die Welt erfahren, zu welchen Verzweiflungstaten Ihr Euch herabzulassen bereit seid. Seht dies als ein Entgegenkommen an Euch, Eure Erhabenheit, und als Ausdruck meines Pflichtgefühls und meiner Ehre. Mögen die Götter über Euch wachen.«

Amir rappelte sich auf. Er verzog den Mund, nickte aber nur, denn er ahnte, dass weitere Worte zu nichts führen würden. Nicht bei einer Frau wie dieser, für die Aufrichtigkeit und Treue nicht nur leere Worte waren. Und er ertappte sich dabei, sie heimlich ein klein wenig dafür zu bewundern. Beides, Treue und Aufrichtigkeit, gab es in Al'Anfa viel zu selten.

»Die Götter mit Euch«, murmelte er daher nur und verließ geschlagen die Kajüte.



Peldro schwebte in den nächsten Tagen förmlich über Deck, derart, dass Amir ihn schon auf dem halben Weg nach Alveran wähnte. Die Tatsache, dass Offiziere seiner horaskaiserlichen Hoheit ihn als Capitano anerkannt und ihm einen Kaperbrief ausgestellt haben, schien ihn derart zu beflügeln, dass er Amirs Ratschlag, sich um die Gunst seiner Mannschaft zu bemühen, innerhalb kürzester Zeit über Bord warf und darauf bestand, von allen nur noch als Capitannissimo angesprochen zu werden. Dienste verteilte er gönnerhaft, nachdem er sich mit seinem Maat überworfen hatte und dieser grollend unter Deck hockte, und bevorzugte so offensichtlich diejenigen, die ihm den Speichel aus dem Mundwinkel leckten, dass es bereits am zweiten Tag unter den Piraten zu rumoren begann. Flüsternd steckten sie die Köpfe zusammen, wann immer sie meinten, ihr Capitannissimo merke es nicht, und blickten Peldro grimmig hinterher, wenn er sich an Deck sehen ließ.

Amir beobachtete die Entwicklung gespannt, denn so unerfreulich seine Lage auch war, so bot die Entwicklung neue Möglichkeiten, sich endlich aus dieser erniedrigenden Gefangenschaft

zu befreien. Das wurde auch langsam Zeit, denn so sehr er es gewöhnlich schätzte, von gut bestückten Kerlen rangenommen zu werden, so lästig wurde ihm dieser tumb Hüne inzwischen. Nicht nur, dass Peldro Gefallen daran fand, ihn mit seinen wichtigsten Gefolgsleuten zu teilen. Auch das wäre für Amir zu ertragen gewesen, schließlich war es in Al'Anfa nichts Ungewöhnliches, sich bei solchen Gelegenheiten nicht auf einen Partner zu beschränken. Nein, lästig wurde vor allem die unersättliche Ausdauer dieses tumben Hünen, dem Rahja offensichtlich all das zugestanden hatte, woran Hesinde bei ihm gegeizt hatte. Zu jeder Tages- und Nachtzeit überkam ihn die Lust, und dann hatte Amir für ihn bereitzustehen, sodass er inzwischen reichlich steif und breitbeinig durch die Gegend wankte. Das musste ein Ende haben und zwar schleunigst, denn auch wenn es für die Gespräche in Sylla nun zu spät war, musste er so bald wie möglich heimkehren. Ein paar Tage konnte der Tempel sein Verschwinden sicher erfolgreich vertuschen und vorgeben, er befinde sich in Meditation und sei für niemanden zu sprechen. Doch je länger er hier auf diesem Schiff durch die Südmeere fuhr, desto schwieriger wurde es zu verhindern, dass irgendwer davon Wind bekam, was ihm widerfahren war.

Amir fand den Maat unter Deck, wo der Kemi mit grimmiger Miene damit beschäftigt war, die Planke mit einer übelriechenden Paste zu bestreichen.

»Was tust du da?«, fragte er und hielt sich den Ärmel vor das Gesicht. Der Gestank war kaum auszuhalten, und er fragte sich, ob der Kerl aus freien Stücken hier arbeitete oder ob Capitanissimo Peldro ihn dazu verdonnert hatte.

»Ich unternehme was gegen Bohrwürmer«, brummte der Maat, ohne dabei aufzusehen. »Was willst du? Wenn du Unterhaltung suchst, ich habe keine Zeit für dich.«

»Es geht mir nicht um Unterhaltung«, erwiderte Amir und wollte sich auf ein Fass setzen, nahm aber doch wieder Abstand davon, als sich bei der Bewegung ein hässliches Ziehen in seinem Unterleib bemerkbar machte. Stattdessen blieb er stehen und stützte sich lediglich mit dem Arm ab. »Ich bin genauso

unzufrieden wie du mit der Situation. Deshalb will ich dich sprechen.«

»Ach ja?« Der Kemi blinzelte zu ihm hoch und wischte sich mit dem Handrücken etwas Schmodder von der Nase. »Hast genug von Peldro? Zuletzt sah's für mich eher danach aus, als würde es dir durchaus gefallen, dass er dich so richtig rannimmt.«

»Er hat sicher seine Vorzüge, aber ich bevorzuge es, selbst zu entscheiden, mit wem ich wann das Bett teile«, sagte Amir etwas kühler. »Deshalb bin ich hier. Du hast sicher schon bemerkt, dass die Stimmung an Bord kippt. Traust du dir zu, genug Leute auf deine Seite zu bringen, um den selbsternannten Capitano zu beseitigen und das Schiff zu übernehmen?«

»Warum sollte ich das tun, hm?« Der Maat legte den borstigen Pinsel nun zur Seite und schielte zu Amir hoch. »Hast du das Peldro auch geraten, ehe er den bedauernswerten Rodrigo beseitigt hat? Und wirst du es dann auch dem nächsten raten, wenn ich nicht das tue, was du dir von mir erhoffst?«

»Es ist nicht viel, was ich mir von dir erhoffe«, antwortete Amir ernst. »Ich will runter von diesem Schiff. Ich werde dich großzügig entlohnen und dafür sorgen, dass du einen al'anfanischen Kaperbrief bekommst, mit sehr viel besseren Bedingungen als dieser Wisch, den die Cavalliera Peldro zugestanden hat. Alles, was du machen musst, ist das Schiff zu übernehmen und mich an dem nächsten al'anfanischen Stützpunkt absetzen.«

Der Kemi stieß einen höhnischen Laut aus. »Du willst dafür sorgen? Wie willst du das denn anstellen?«

»Ich bin Amir Honak. Der Patriarch von Al'Anfa.«

»Und ich bin Nisut Ela, die ...« Der Maat stockte, und seine Äuglein verengten sich. »Moment, Amir Honak sagst du?«

»Das sagte ich. Und es ist die Wahrheit.«

»Kannst du das beweisen?«

»Wie soll ich das jetzt und hier beweisen?« Amir rollte gereizt mit den Augen. »Capitano Rodrigo wusste es, aber er war nicht bereit, mich gehen zu lassen. Und einem tumben Klotz wie Peldro werde ich sehr sicher nicht sagen, wer ich bin. Du scheinst mir aber klüger und verständiger. Und eher einzusehen, dass es

dir mehr Vorteile bringt, wenn du mir hilfst und dieses Schiff übernimmst, als wenn du hier unten weiter übelriechenden Dreck auf irgendwelche Wurmlöcher streichst.«

Der Kemi äugte zu Amir hoch, seine Kiefer bewegten sich malmend. Dann erhob er sich langsam. »Du spielst ein doppelzügiges Spiel, *Patriarch*.« Er sprach den Titel betont spöttisch aus. »Wenn das stimmt, was du sagst, sollte ich darüber nachdenken. Schließlich brauche ich jemanden, der seine Hand über mich hält, wenn ich der horasischen Flotte einen Freibeuter nehme und durch mich ersetze. Entweder muss der Rabe seine Schwingen über mich halten, oder ich brauche den Zuspruch der anderen Capitane ... Aber ich könnte dich ... Euch retten.« Er knetete das stoppelige Kinn zwischen den Fingern, während er Amir ein wenig eingehender betrachtete. »Ich denke darüber nach, wenn Ihr bereit seid, mir den gleichen Preis zu zahlen, den Ihr auch Rodrigo und Peldro zugestanden habt.«

Amir runzelte die Stirn. »Preis?«

»Dich.« Der Kemi wischte sich die stinkenden Finger am Hemd ab und trat auf Amir zu. Beherzt griff er ihm zwischen die Beine, ein anzügliches Grinsen auf den Lippen. »Dreh dich um. Ich will wissen, ob es sich anders anfühlt, wenn ich weiß, dass ich gerade den Patriarchen von Al'Anfa besteige.«

Amir holte tief Luft, aber er gehorchte. Wenn das ein Teil des Preises seiner Freiheit war, dann musste es sein, und dieser Maat schien zumindest um einiges bedachter und klüger als der dumme Oger Peldro. Früher oder später würde er den Kemi beseitigen lassen müssen, ebenso wie die Cavalliera, die beide mehr wussten, als Amir lieb war, doch das würde er in Angriff nehmen, sobald er wieder zu Hause war und die Hand Borons beauftragen konnte.

Er lehnte sich vor und stützte sich auf das Fass, während der Maat ihn rasch und geschickt von seinen Beinkleidern befreite. Die Finger des Kemi kneteten seine Hinterbacken und zogen sie auseinander, bohrten sich in ihn hinein, sodass Amir erschrocken nach Luft schnappte.

»Still!«, zische der Maat. »Ich will, dass du keinen Laut von dir gibst, verstanden? Ansonsten werde ich Peldro erzählen, was du mir gerade vorgeschlagen hast.«

Amir biss die Lippen aufeinander, auch wenn er sich fragte, welchen Vorteil der Kemi davon hätte, ihre Absprache zu verraten. Aber er hatte inzwischen verstanden, dass diese Piraten nicht immer logisch handelten, und so presste er die Zähne aufeinander, als der Maat die Pobacken noch weiter auseinanderspreizte und seine Männlichkeit dann ohne Vorwarnung und ohne jede Vorbereitung in ihn hineinrammte. Seine Finger krallten sich in Amirs Hüfte, um den nötigen Halt zu finden, dann begann er zu stoßen, hart und schmerzhaft ohne besänftigendes Öl, dessen Sinnhaftigkeit Amir gerade einmal mehr bewusst wurde. Anders als Rodrigo, der trotz allem einen gewissen Stil an den Tag gelegt hatte, und Peldro, der sich gebärdete wie ein brünstiges Tier und seine Lusthölzer liebte, hielt sich der Maat nicht lange mit irgendwelchen Spielchen auf. Hart und zügig nahm er ihn, die Finger fest in Amirs Fleisch gedrückt, und er bemühte sich nicht einmal, den letzten Schritt zum Gipfel hinauszuzögern, sondern stürzte sich ohne jedes Zögern hinab, grunzend und am ganzen Körper zitternd.

Amir barg das Gesicht zwischen den Unterarmen, während er dagegen ankämpfte, den Kemi von sich wegzustoßen. Auf den Lippen schmeckte er Blut, und sein Hintern brannte wie Feuer, dass er sich am liebsten den nächsten Säbel gegriffen und jeden, wirklich jeden hier an Bord in Borons Hallen oder wahlweise auf den Grund des Meeres geschickt hätte. Doch das half ihm nicht weiter, und so blieb er stumm, bis sich der Maat schließlich mit einem schmatzenden Geräusch von ihm löste und ihn mit einem Klaps auf die Hinterbacken freigab.

»Seti«, sagte er und griff nach seiner Hose, um sie wieder hochzuziehen. »Mein Name. Merk ihn dir.«

Dann wandte er sich ab und ließ Amir allein in der Düsternis des Unterdecks und dem Gestank des Wurmmittels. Seufzend ließ Amir den Kopf wieder auf den Unterarm sinken und griff mit der anderen Hand nach seiner Männlichkeit, die halb auf-

gerichtet und untätig in die Dunkelheit ragte. Und während er die Finger auf und abfahren ließ, dachte er an seine Gemächer in Al'Anfa und den glutäugigen Gardisten, auf den er schon lange ein Auge geworfen hatte. Er würde ihn zu sich kommen lassen, wenn er erst einmal wieder zu Hause war, und mit ihm zusammen den Gestank und all das hier vergessen. Vielleicht würde er auch ein paar Piraten jagen und festsetzen lassen und sie bei einer Orgie den Gästen zur Verfügung stellen. Sehr speziellen Gästen, die Gefallen daran fanden, sich Gefangene vorzunehmen. Vielleicht auch die stolze Cavalliera, wobei es schwer werden würde, einer Seeoffizierin der horaskaiserlichen Marine habhaft zu werden. Auch wenn er wusste, dass der Gedanke eher einem spontanen Wort entsprungen war, erregte ihn die Vorstellung, und es dauerte nicht lange, bis sein Gemächt in seiner Hand zu zucken begann und er ermattet und befriedigt vor dem Fass auf die Knie sank.



Seti erwies sich nicht nur in rahjagefälliger Hinsicht als Mann der Tat. Noch in der gleichen Nacht wurde Amir von lauten Stimmen und Kampfplärm geweckt, und ehe er sich versah, stürmte eine Meute aufgebracht Piraten die Kajüte des Capitano und zerrten den vollkommen perplexen Peldro aus dem Bett. Offensichtlich hatte Seti entsprechende Befehle gegeben, denn keiner der blutdürstenden Meuterer machte einen Versuch, sich an Amir zu vergreifen. Stattdessen schleppten sie ihren ehemaligen Capitannissimo hinauf an Deck, wo ihm Seti die Wahl ließ, den schnellen Tod durch Aufknüpfen zu erleiden oder über die Planke zu gehen. Die Meute johlte, als Peldro mit stockender Stimme die Planke wählte, und als er sich hilfesuchend umsah, mit zitternden Knien, nackt und immer noch zu verwirrt, um zu begreifen, was vor sich ging, tat er Amir fast ein wenig leid. Aber die Piraten zeigten mit niemandem Mitleid, das hatte Peldro selbst unter Beweis gestellt, sodass Amir schweigend zusah, wie die rauen Kerle und Frauen ihren ehemaligen Anführer unter Flüchen und Schmährufen gen

Planke trieben, wo er schließlich mit rudernden Armen in die Tiefe stürzte.

Seti brauchte nur wenige Worte, um die Mannschaft zur Ordnung zu rufen und dafür sorgen, dass jeder an seinen Platz zurückkehrte. Einige wenige warfen dem neuen Capitano finstere Blicke zu, aber niemand wagte es, sich offen gegen seinen Führungsanspruch auszusprechen.

Anders als seine Vorgänger, schien der neue Capitano jedoch kein Interesse daran zu haben, Amir in der Kapitänskajüte Gesellschaft zu leisten. Zu Amirs Überraschung überließ er ihm die Unterkunft sogar gänzlich, was Amir einerseits freute, weil es ihm Gelegenheit und Zeit versprach, sich zu erholen und in Ruhe in einen vorzeigefähigen Zustand zu bringen. Auf der anderen Seite beunruhigte ihn die Entwicklung jedoch auch, denn Seti machte nicht nur von sich aus keine Anstalten, ihn aufzusuchen, sondern ging ihm auch sonst aus dem Weg. Eigentlich hatte Amir darauf gehofft, spätestens am Abend nach der Meuterei in Ruhe mit dem neuen Capitano absprechen zu können, wo sie sich befanden und wo der nächste al'anfanische Stützpunkt war, an dem man ihn absetzen könnte. Aber weder am Abend, noch am folgenden fand er Gelegenheit, mit dem Kemi zu sprechen, und als der dritte Tag anbrach und eine bullige Utulu, die wohl Setis engster Verbündeter war, Amir davon abhielt, Seti aufzusuchen, wurde aus Unwohlsein allmählich Sorge.

Dass diese Sorge nicht gänzlich unbegründet war, zeigte sich am folgenden Mittag, als am Horizont der weiße Strand einer größeren Insel in Sicht kam und dahinter dichter Dschungel, der sich zum Landesinnern hin sachte Berghänge emporzog. Amir beschattete die Augen mit der Hand, um trotz des gleißenden Sonnenlichts etwas erkennen zu können, aber nichts, was er sah, kam ihm vertraut oder bekannt vor.

»Was ist das?«, fragte er eine Piratin, die neben ihm stand und ebenfalls zum Land hinüberblickte.

Die Frau wandte sich ihm zu und grinste breit, wobei sie eine Reihe schwarz verfaulter Zähne offenbarte. »Souram«, sagte

sie mit unverkennbar bornischem Akzent. »Da gehen wir heute Abend an Land.«

»In Souram? Aber ... dort gibt es gar keine al'anfanische Niederlassung!«

»Natürlich nicht, Süßer.« Sie grinste noch etwas breiter und hieb ihm mit der flachen Hand auf die Schulter. »Das ist auch gut so. Nein, heute Abend sind wir in Porto Caon! Freu dich, dort gibt es endlich wieder Rum!«

»Was bitte ist Porto Caon?«, fragte Amir verwirrt und unfähig, wenigstens der Form nach ihre Begeisterung zu teilen. »Ein Stützpunkt von ... wem?«

»Na, von uns natürlich.« Sie zwickte ihn freundschaftlich in den Hals. »Vor ein paar Jahren, als Dagon Lolonna vielen zu anstrengend wurde, haben ein paar dort auf der Insel ein paar Hütten gebaut. Und ne Palisade. Sind immer mehr geworden. Freie Piraten, wie wir!« Sie lachte und ließ ihn los. »Hab nen Schatz dort, der sorgt für Ruhe, wenn's zu viel wird. Vielleicht hast ja heute Abend noch Lust auf nen Rum mit uns. Und ein bisschen mehr. Mein Schatz und ich stehn auf hübsche Kerle.« Sie machte eine anzügliche Handbewegung.

»Ich werde darüber nachdenken«, murmelte Amir, ehe er sich abwandte und sie stehenließ. Ein Piratennest ... also dachte dieser verfluchte Seti nicht daran, ihn zurückzubringen! Er hätte wissen müssen, dass man einem Kemi nicht trauen konnte, auch wenn er nicht verstand, welchen Vorteil der Kerl davon hatte, wenn er ihn zu seinesgleichen brachte. Immerhin wusste er, wer Amir war und was er ihm zu bieten hatte. Was Al'Anfa ihm zu bieten hatte!

Die Antwort bekam Amir, als es ihm tatsächlich gelang, Seti zu finden, und die grimmig dreinblickende Utulu dieses Mal nicht versuchte, ihn aufzuhalten.

»Wir sind freie Piraten«, erklärte der Kemi mit einem öligen Lächeln, das zu der ebenso öligen Haartracht passte, in der er seine schwarzen Locken an den Schädel gepappt hatte. »Ich könnte Euch zu Euresgleichen bringen, aber dann wäre ich anschließend entweder Euer Vasall oder ein toter Mann. Immerhin gehörte ich

der Mannschaft an, die Eure Galeere geentert hat. Wenn ich Euch hingegen nach Porto Caon bringe und den Capitanos verkünde, wen ich hier gefangen genommen habe, werden sie mir zu Füßen liegen und mich für ein tollkühnes Korsarenstück bejubeln, für das ich nicht einmal ein Risiko eingehen musste. Wahrscheinlich wird man Euch gefangen setzen, und wir werden ein angemessen hohes Lösegeld fordern. Al'Anfa ist reich, nicht wahr? Dann wird die Rückkehr des Patriarchen den Tempel sicher einiges wert sein. Was meint Ihr, wie viel ich fordern kann? Genug, dass sich alle Piraten in Porto Caon die Taschen füllen können und mich zu ihrem Anführer wählen werden?»

»Du ...« Amir stürzte vor, in der festen Absicht, den Kemi hier und jetzt zu Tode zu würgen, aber die Utulu war schneller. Sie packte ihn, ehe er Seti erreichen konnte, und hielt ihn fest umklammert, sodass Amir weder Hand noch Fuß rühren konnte.

»Bring ihn in die Kajüte«, befahl Seti ungerührt. »Dort liegen Lederriemen. Und wenn er sich wehrt oder Ärger macht, dann schieb ihm Peldros Lustholz in den Hintern. Das große, das dort auch noch irgendwo liegen muss.«

»Das wird nicht nötig sein!« Amir keuchte unter dem Griff der Utulu, die ihm die Luft nahm. »Ihr seid ein Schurke und ein windiges Wiesel! Ich schwöre Euch, dass ich Euch umbringen werde, wenn ich zurück in meiner Stadt bin. Bis dahin bin ich Euer Gefangener. Aber lasst dieses verfluchte Lustholz aus dem Spiel.«

Seti sah ihn an, und für einen Moment befürchtete Amir, er könnte widersprechen, einfach nur, weil er die Macht dazu hatte. Dass er jemanden belohnen wollte, indem er ihm den Gefangenen mitsamt übergroßem Spielzeug überließ. Aber zu Amirs Erleichterung nickte der Kemi. »Bring ihn fort«, befahl er der Utulu. »Und sorg dafür, dass er die Kajüte nicht verlässt. Wir laufen nun Porto Caon an. Den Hafen der elenden Hunde.«



Zum ersten Mal während dieser Reise war Amir dankbar, dass die Kapitänskajüte über Fensteröffnungen verfügte. So konnte er den Kurs verfolgen, den das Schiff nahm und sich eine Weile an die irrige Hoffnung klammern, den Weg bis zu diesem Piratenhafen wiederzufinden. Tatsächlich musste er sich schließlich eingestehen, dass er keine Ahnung hatte, an welcher Stelle sie auf die Insel Souram gestoßen waren, noch konnte er irgendwelche Landmarken ausmachen, an denen er sich hätte orientieren können. Das Meer war blau, stellenweise auch türkis, und der Dschungel jenseits der Sandstrände düster und unheilvoll.

Sie segelten noch einige Stunden an der Küste entlang, bis sie gegen Abend eine versteckte Bucht erreichten, die von der Meerseite kaum einsehbar war. Dort lagen im Schutz einer erhobenen und von dichtem Dschungel überwucherten Halbinsel ein halbes Dutzend Schiffe vor Anker, und unweit des Strandes erhob sich eine Palisade, die ein knapp zehn Hütten umfassendes Dorf umschloss. Einige Ruderboote lagen am Strand, und dazwischen hockten Fischer und flickten ihre Netze, während vom Dorf her Stimmen und Johlen bis hinaus aufs Wasser drangen.

Seti wirkte zufrieden, als ihr Schiff endlich Anker geworfen hatte und er befahl, das Beiboot ins Wasser zu lassen. »Sie sind fast alle da«, stellte er mit Genugtuung fest. »Dann werden sie mein Geschenk zu schätzen wissen.«

Amir erwiderte nichts. Unter den Schiffen hatte er keines ausgemacht, das ihm bekannt vorkam, sodass sich auch seine letzte Hoffnung zerschlug, hier einen Verbündeten zu finden. Fast wünschte er sich Peldro zurück, der trotz seiner wilden Brunst wenigstens beherrschbar gewesen war. Oder Rodrigo, der bei all dem noch Stil besessen hatte. Seti hingegen war weder ansehnlich noch reizvoll noch in irgendeiner Weise berechenbar. Und das machte die ganze Sache noch unangenehmer, als sie ohnehin schon war.

Das Dorf, sofern man die Ansammlung grob zusammengezimmelter Palmwedelhütten so nennen mochte, war erstaunlich belebt. Heruntergekommene Gestalten hockten im Schatten und tranken Kokosbrand und würfelten, den Arm um einen hüb-

schen Halbelfen gelegt, der mit starren Blick dasaß und wohl der Einsatz in diesem Spiel war. Der Geruch nach Mohacca, ungewaschenen Leibern und über Feuern gerösteten Affen hing in der Luft, und Amir wich nur mit Mühe den lüsternden Händen einer betrunkenen Piratin aus, die auf ihn zugetorkelt kam und Seti zu erklären versuchte, dass Sklaven hier jedem und damit auch ihr gehörten.

Die Capitanos hatten sich in der größten Hütte des Dorfs versammelt. Sie saßen auf Kissen und Kokosmatten dahingelümmelt, dazwischen Schalen mit diversen Speiseresten und etliche umgestoßene Krüge, die vermuten ließen, dass das Gelage schon eine Weile im Gange war. Eingehend nahm Amir jeden einzelnen von ihnen in den Blick, aber zu seiner Erleichterung kam ihm keiner bekannt vor. Das war wichtig, denn wenn er hier schon keine Verbündeten hatte, konnte ihm nur helfen, dass keiner der Anwesenden ihn jemals zuvor zu Gesicht bekommen hatte.

»Bei Efferds feuchtem Arsch, was machst du denn hier?«, tönte bei Setis Eintreten eine massige Capitana. Umständlich stemmte sie sich in den Kissen hoch. »Bist du nicht Rodrigos Maat, äh? Wo ist die alte Öllocke denn? Wir vermissen ihn schon!«

»Auf dem Grund des Meeres, fürchte ich«, antwortete Seti in das aufkommende Gemurmel hinein, mit dem die Capitanos sich gegenseitig auf ihr Eintreffen aufmerksam machten. »Peldro der Riese hat gemeutert. Ich habe das Schiff dann von ihm übernommen und Peldro für seinen Verrat über die Planke geschickt. Ich bin nun Capitano. Capitano Seti.« Er klopfte sich mit der Faust auf die Brust. »Ich grüße Euch und verlange einen Platz in Eurer Runde und im Rat!«

»Peldro hat gemeutert?« Ein älterer Pirat mit grausträhnigem Bart und Augenklappe hustete, als er sich an seinem Brand verschluckte. »Hätte ich ihm nie zugetraut.«

»Capitano Seti!«, krächzte eine andere, dürre Frau mit strohigem Haar und schwenkte die gegrillte Keule irgendeines größeren Tieres. »Komm her und bring deinen hübschen Begleiter mit! Wer is das überhaupt?«

»Ja, wer ist das?«, grölten nun auch andere, und Amir spürte mit einem Mal sämtliche Blick auf sich ruhen. Neugierige, lüsternde Blicke, die unter das löchrige Hemd und die angerissene Hose zu kriechen schienen, die er inzwischen trug.

»Das ist mein Geschenk an euch!«, verkündete Seti stolz und packte Amir am Arm, um ihn mit sich in den Rund der Tafelnden zu zerren. »Mein Gefangener! Niemand geringeres als Amir Honak selbst, der hochverehrte Patriarch von Al'Anfa!«

»Honak?« Der einäugige Graubart hustete erneut. »Wieso Honak ... hier?«

»Er ist Gold wert!«, hob Seti die Stimme über das aufbrandete Gemurmeln hinweg. »Sein Gewicht in Gold! Al'Anfa und der Tempel werden viel bezahlen, um ihn zurückzubekommen und zu verhindern, dass wir ihn womöglich an die Horasier oder die Kemi verkaufen! Wir werden von goldenen Tellern essen und uns so viel Seide und Rum leisten können, wie wir wollen!«

»Wenn uns die Al'Anfaner lassen und uns nicht vorher alle in ihrer Arena zu Tode schinden!«, warf ein jüngerer Capitano ein, aber sein Einwand wurde sofort niedergebrüllt. Gier spiegelte sich in den Augen der Kapitäne, als sie Amir nun ansahen und ihn mit ihren Blicken zu messen schienen, ob er tatsächlich so viel wert war, wie Seti versprach.

Amir atmete tief durch. Dann löste er sich mit einem Ruck aus Setis Griff und machte einen Schritt vor. »Capitano Seti irrt!«, sagte er so laut er konnte, damit die trunkenen Piraten ihn auch verstehen konnten. »Ich bin nicht der Patriarch von Al'Anfa! Ich bin ein Gefangener, den Capitano Rodrigo für sich behalten wollte, anstatt ihn ins Meer zu stoßen. Mein Name ist Karim, und ich bin ein ganz gewöhnlicher Gardist!«

»Das stimmt nicht!«, fuhr Seti auf, noch während die Capitanos verwunderte Blicke wechselten. »Du hast mir selbst gesagt, dass du Amir Honak bist und dass dein Tempel mir viel Gold dafür zahlen wird, wenn ich dich zurückbringe!«

»Natürlich habe ich das behauptet, damit ich nach Hause komme«, behauptete Amir ungerührt. »Es war dennoch eine Lüge. Ich bin Karim. Wäre ich wirklich der Patriarch von Al'Anfa,

dann hätte Rodrigo schon versucht, ein Lösegeld zu erpressen. Hat er das getan?« Er wandte sich zu den beiden anderen Piraten, die Seti und ihn hierherbegleitet hatten. »Ihr habt es doch mitgekriegt!«

»Also, Cap ... Rodrigo hat nichts gesagt. Und Peldro auch nicht«, meinte der eine.

»Die haben den nur durchgenommen, bis er gequiekt hat«, fügte der andere mit einem süffisanten Grinsen hinzu. »Vor allem der dicke Peldro. Konnte kaum noch laufen, der Kerl.«

»Da habt ihr es«, behauptete Amir und blickte wieder zu den Capitanos. »Würde man das mit einem Gefangenen machen, für den man ganz viel Lösegeld verlangen will?«

»Klar!«, grölte einer der Piraten, der sogleich von seiner Sitznachbarin mit einem derbem Rümpler zum Schweigen gebracht wurde.

»Vermutlich nicht«, gab der Graubart zu, der mittlerweile aufgehört hatte zu husten. »Also bist du nicht Amir Honak, der Patriarch? Kannst du das schwören?«

»Bei allem, was auf dieser Reise heilig gewesen wäre.«

»Gut.« Er nickte zufrieden, ohne die Wertigkeit dieses Schwurs in Frage zu stellen, den er vielleicht auch nicht richtig verstanden hatte. »Was machen wir denn dann jetzt mit ihm?«

»Das ist Amir Honak!«, schrie Seti mit hochrotem Gesicht. »Glaubt ihm nicht, er ist ein Lügner und ein heimtü ...«

»Ruhe, habe ich gesagt!«, fuhr der Graubärtige herum, auch wenn er nichts dergleichen gefordert hatte. »Und halt dein Maul, Capitano Seti. Wir müssen uns jetzt überlegen, was wir mit deinem Geschenk machen und ob's uns genug gefällt, dass wir dich hier bei uns aufnehmen wollen.«

»Natürlich gefällt es uns!«, grinste die strohhaarige Piratin, die eindeutig zu viel Kokosbrand gehabt hatte. »Ist nen hübscher Kerl, und wenn's kein Patriarch ist, umso besser! Lasst uns Spaß mit ihm haben.«

»Dem schließe ich mich an«, sagte der jüngere Capitano, ein Waldmenschenmischling mit hübschen Zügen und vollem,

dunklen Haar, der Amir auch unter anderen Umständen gefallen hätte. »Nehmen wir Setis Geschenk an und danken Rahja dafür!«

»Rahja ist immer gut!«, dröhnte eine schmerzbäuchige Matrone, der die gesamten Zähne der oberen Zahnreihe fehlten. »Dafür!«

»Also gut«, schnalzte der Graubärtige zufrieden und stemmte sich mühsam hoch, um seinen Gürtel zu lösen. »Dann sind wir uns ja einig. Komm her, Kerl, und zeig mal, ob Rodrigo tatsächlich Geschmack hatte.« Er lachte meckernd und ließ seine Hose fallen.

Amir biss sich auf die Lippen, während Stolz und langsam erwachende Lust miteinander rangen. Er hatte Erfolg mit seiner Geschichte gehabt, sodass nicht bald das halbe Südmeer wusste, wo und unter welchen Umständen Amir Honak in die Gefangenschaft von Piraten geraten war. Aber eigentlich hatte er gehofft, hier jemanden zu finden, den er dazu bringen konnte, ihn nach Hause zu bringen, und ganz sicher hatte es nicht in seiner Absicht gelegen, die ganze Riege der Capitanos zu befriedigen. Auf der anderen Seite war es der Gedanke allein, der seine Lenden zucken ließ, denn auch wenn er sich in Al'Anfa schon öfter mehreren Gespielen zur Verfügung gestellt hatte, war es immer ein Spiel gewesen, das er jederzeit hätte abbrechen können. Dass diese Piraten bereit wären, irgendetwas abzubrechen, bezweifelte er hingegen stark.

»Mach schon«, knurrte Seti und gab ihm einen kräftigen Stoß zwischen die Schultern, der ihn voranstolpern und auf die Knie fallen ließ. Der Graubart grinste und umfasste sein schlaffes Gemächt mit der Hand, um es erwartungsvoll hin und her wippen zu lassen. Auch in die anderen Piraten kam Bewegung als Amir sich über den Schoß des Alten beugte und die Spitze der dargebotenen Männlichkeit erst mit der Zunge und dann mit den Lippen umschloss. Der Graubart stöhnte genießerisch auf und vergrub besitzergreifend die Hand in Amirs Haar. Um sie herum war nun Bewegung in die Piraten gekommen, die sich auf ihren Plätzen aufrichteten und zu ihnen hinüberkamen. Hände griffen nach seiner Hose, betatschten seinen Hintern, und im nächsten Moment zerriss der Stoff unter einem kräftigen Ruck, der ihm ein ersticktes Keuchen von den Lippen riss.

»Weiter ...« Der Graubart drängte ihn unmissverständlich auf seinen Schoß, sodass Amir nichts anderes übrig blieb als die Augen zu schließen und sich ganz auf die allmählich anschwellende Männlichkeit in seinem Mund zu konzentrieren. Finger schoben sich zwischen seine Beine, packten ihn, nicht sanft, aber das hatte er auch nicht erwartet. Eine weitere Hand griff seine Schenkel und schob sie grob auseinander, während gleichzeitig jemand sein Glied umfasste und wenig kunstfertig zu reiben begann.

Der Alte vor ihm atmete nun tiefer, stieß ein gelegentliches »Ja ...« aus. Seine Männlichkeit hatte einen beachtlichen Umfang angenommen, sodass Amir alle Mühe hatte, ihn so tief in den Mund aufzunehmen, wie der schmerzhafteste Griff in seinem Haar es von ihm verlangte. Gierige Hände tasteten über seinen Körper, kniffen seine Brustwarzen, sodass er einen erstickten Schmerzlaut ausstieß. Jemand anderes griff mit schwieligen Fingern nach seinen Pobacken, knetete sie, zog sie immer wieder auseinander, während etwas Großes gegen seine Pforte drückte, dass Amir einen Moment lang mit dem Gedanken rang, sich loszureißen und sie anzufahren, doch gefälligst Öl zu verwenden! Doch dann stieß es auch schon grob in ihn hinein und durchbrach den Widerstand, sodass er aufwimmerte und wohl geschrien hätte, wenn der Graubart nicht im selben Moment das hart pulsierende Glied tief in seinen Rachen gerammt hätte.

Die Piraten johlten, und Amir kniff die Augen zusammen, während er versuchte, den Schmerz zu ignorieren und sich auf das lustvolle Gefühl zu konzentrieren, das schon allein bei der Vorstellung, was die Piraten gerade mit ihm taten, immer drängender wurde. Rodrigo, Peldro und auch Seti waren eine interessante Erfahrung gewesen, aber einer Rote trunkener Piraten ausgeliefert zu sein, die ihre Lust an ihm stillen wollten, erregte ihn in einer Weise, die er selbst bei den Spielen im heimischen Schlafzimmer selten so erlebt hatte.

Amir stöhnte auf, als sich das Ding in seinem Hintern zu bewegen begann, und er hörte das Lachen der Piraten, spürte die gierigen Finger, die sein Gemächt quetschten, dass es weh tat, die sich in sein Fleisch gruben, ihn festhielten, während derje-

nige, der hinter ihm hockte, sich mit immer schnelleren, immer gröberen Stößen in ihn rammte. Amir wand sich in den Griffen, wimmerte, halb vor Schmerz und halb vor Lust. Gierig umfasste er den Alten, ließ zu, dass der ihn immer wieder auf sich stieß, zu tief, um noch irgendwelche Zungenspiele zu spüren, doch das war schon im nächsten Moment gleichgültig, als sich die Finger des Graubarts noch fester in sein Haar krallten und der Alte sich mit einem Aufschrei in Amirs Rachen entlud.

»Lass mich mal«, geiferte eine Frauenstimme und die Stroahaarige zerrte den Alten beiseite, um sich mit gespreizten Schenkeln vor Amir in die schäbigen Sitzkissen zu betten. »Mach's mir, ja?«, befahl sie, während sie ihre Brüste aus der geöffneten Bluse hob und lasziv zu kneten begann. Ihre Hose hatte sie bereits woanders zurückgelassen. »Und mach's mir ja gut, verstanden?«

Amir versuchte etwas zu antworten, doch alles, was er hervorbrachte, war ein gepresstes Stöhnen, als der Kerl hinter ihm kraftvoll und ohne jede Rücksicht in ihn stieß. Er neigte den Kopf zwischen ihre Beine und ließ die Zunge um ihre empfindliche Perle streichen.

»Mehr!«, forderte die Frau atemlos und packte seinen Kopf, um ihn tief zwischen ihre Beine zu pressen. »Mach schon, mehr!«

Lustzitternd angesichts des rammenden Prügels in seinem Hintern und der hektisch knetenden Hände an seiner Männlichkeit, beeilte sich Amir, ihrer Aufforderung nachzukommen, ohne dabei den Halt zu verlieren. Er leckte, stieß mit der Zunge immer wieder in sie hinein, umfasste ihre Perle mit den Lippen, mit den Zähnen, umspielte sie, um gleich wieder das Gesicht fast gänzlich in ihrem Schritt zu vergraben, ohne sich noch einen Dirham um ihren Geruch zu scheren. Sie schrie, als er sie über den Gipfel warf, und rollte mit einem satten Seufzer zur Seite, um dem nächsten Platz zu machen. Amir dachte nicht mehr nach, was er tat. Alles um ihn herum versank in einem Strudel als Lust, Gerüchen, salzigem Geschmack, Stöhnen, Knurren, ziehendem Schmerz und unbändiger Lust, die ihn mitgehen ließ, als der Pirat hinter ihm endlich zum Höhepunkt gelangte und sich

grunzend und zitternd in ihm ergoss. Warmer Samen rann über Amirs Schenkel, nachdem er sich zurückgezogen hatte, aber ihm blieb keine Zeit zur Erholung, denn schon im nächsten Moment war der nächste zur Stelle, der seinen Knüppel ebenso hungrig und rücksichtslos in ihn stieß, dass Amir für einen Moment Hören und Sehen verging.

Er konnte am Ende nicht sagen, wie viele Piraten es gewesen waren, die ihre Lust an diesem Abend an ihm ausgelassen hatten. Irgendwann war alles in einen irren Taumel aus Lust, Schmerz und flammender Erfüllung übergegangen, dass auch der letzte Rest Vernunft dem Instinkt gewichen war und Amir sich nur noch hatte treiben lassen.

Sein Körper schmerzte, jede einzelne Faser, und gleichzeitig verspürte er eine so tiefe und satte Zufriedenheit, wie er sie seit dem Tod seines Geliebten Irschan Perval lange nicht mehr empfunden hatte. Die Sonne war längst untergegangen, und es hatte sich Ruhe über das Palmwedeldorf gelegt. Draußen knisterte ein Lagerfeuer und mischte sich mit dem sanften Auslaufen der Wogen an den Strand. Vielleicht wäre es nicht einmal verkehrt, alles hinter sich zu lassen und ein Leben als freier Seeräuber zu beginnen, dachte Amir schläfrig. Nach dem Abend schien es ihm unwahrscheinlich, dass man ihn so schnell wieder gehen lassen würde, sodass er hier wohl oder übel gefangen war in der Hand dieser raubeinigen Gesellen, deren Lust roh und unverfälscht war wie alles an ihnen. Grob, ungeschminkt und dreckig und damit so anders als die feinen Spiele auf dem Silberberg, bei denen es auch einmal hart zur Sache ging, die dabei aber eben immer noch ein Spiel blieben.

Und dennoch musste er zurück. Er war der Patriarch, er musste seine Stadt führen, und wenn es ihn noch so sehr danach verlangte, einen kräftigen Piratenprügel an seiner Kehrseite zu spüren und raue Hände, die nicht zögerten, ihn zu packen und ihrer Lust zu unterwerfen. Amir seufzte und verzog das Gesicht, als er sich auf den Rücken drehte. Er konnte morgen darüber nachdenken, wenn der Nachhall der genossenen Leidenschaft weniger heiß durch seinen Körper wogte und er wieder klar denken

konnte. Für heute Nacht sollte es genug sein, und wenn er wieder erwachte, würde er ...

»Pst!«, riss ihn ein leises Zischen aus den wohligen Gedanken.
»Eure Erhabenheit!«

Amir hob den Kopf und blinzelte irritiert ins Zwielflicht, bis er am Eingang zur Hütte eine schmale Gestalt entdeckte, die ihn ungeduldig zu sich herüberwinkte. »Eure Erhabenheit! Kommt schnell und vor allem leise!«

Warum sollte er, ging Amir noch durch den Kopf, aber er richtete sich vorsichtig auf und wankte mit zusammengebißenen Zähnen zu der Frau hinüber, die ihn sorgenvoll musterte.

»Seid Ihr wohlauf?«, erkundigte sie sich flüsternd.

»Soweit es möglich ist, ja«, murmelte Amir und unterdrückte ein Gähnen. »Was willst du?«

»Euch von hier fortbringen. Kommt, mein Capitano wartet schon.«

»Von hier ...« Amir verstummte, als ihm mit einem Mal bewusst wurde, dass sie offenkundig wusste, wer er war. Und ihn retten wollte, warum auch immer. »Warte!«, stieß er erschrocken hervor und beeilte sich, ihr zu folgen, da sie sich schon abgewandt hatte und wieselflink zwischen den Hütten hindurch hinab zum Strand huschte. Dort wartete bereits ein Beiboot mit eingelegten Riemen und einer Handvoll weiterer Piraten, die Amir ernst und respektvoll begrüßten, trotz der spärlichen Bekleidung, die nur aus einem zerfetzten Hemd bestand, das er sich um die Hüften gewunden hatte.

»Wer schickt euch?«, fragte Amir atemlos, während er Platz in dem schwankenden Boot nahm, das sogleich ablegte. »Woher wisst ihr, wer ich bin?«

»Der Capitano weiß es«, erklärte die junge Frau und grinste, wobei sie eine Reihe makelloser Zähne offenbarte. »Er will Euch retten. Jetzt seid still, wir sind gleich da.«

Lautlos glitt das Boot über das Wasser und hielt schließlich auf eine Thalukke zu, die bereit schien, trotz nachtschlafender Stunde in See zu stechen. Über eine Strickleiter erklommen sie das Deck, wo die junge Piratin einige Befehle gab.

»Der Capitano«, sagte sie zu Amir und wies gen Steuer. »Er erwartet Euch.«

Amir runzelte die Stirn, als er den hochgewachsenen Mann entdeckte, der dort neben dem Steuermann am Heck des Schiffes stand und die Vorbereitungen zum Auslaufen überwachte. Mondlicht schimmerte auf seinen schwarzen Locken und der ebenmäßigen Haut und umschmeichelte scharfgeschnittene Züge, schön wie die einer Statue, doch lebendig mit schwarzen Glutaugen und einem kecken Lächeln auf den Lippen, ebenso verwegen wie der Capitano selbst. Er verneigte sich, als Amir nähertrat, und sein Lächeln vertiefte sich noch ein wenig, als zwinke er ihm zu. »Willkommen an Bord, Eure Erhabenheit.«

»Vielen Dank, ich ...« Amir fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, während er überlegte, woher er diesen Mann kannte. Dann weiteten sich seine Augen. »Ihr seid Hamarro!«

»So ist es.« Der Pirat neigte den Kopf. Stolz und ohne Scheu sah er Amir entgegen, und in seinen Mundwinkeln spielte ein Schmunzeln, das Amir nicht so recht zu deuten wusste. Das ihm aber durchaus gefiel. »Ich freue mich, Euch endlich persönlich zu begegnen. Ich habe schon viel von Euch gehört, und da ...«



Ein Donnern an der Tür ließ den Schreiber zusammenfahren.

»Im Namen der Glaubensbewahrerin, öffnet diese Tür!«

»Gütige Rahja und großmütiger Nandus ...«, murmelte der Schreiber, während er aufsprang und eilig die beschriebenen Seiten zusammenklaubte. Er hatte damit gerechnet, dass sie ihm auf die Schliche kommen würden, vom ersten Tag an, seit er in Al'Anfa weilte. Dennoch hatte er gehofft, dass sie ihm noch Zeit bis zum Morgen ließen, bis sein Schiff auslief und er in Sicherheit war. Offenkundig waren die Spitzel der Glaubensbewahrerin besser als er erwartet hatte.

»Aufmachen!« Ein weiteres Donnern folgte, als schwere Panzerhandschuhe erneut dagegen geschlagen wurden. Leise fluchend griff der Schreiber nach seinem Beutel und stopf-

te Papiere, Notizen und das Säcklein mit Gold hinein, das ihm die Gesandte hatte zukommen lassen, damit er ungestört seine Erkundigungen einholen konnte. Al'Anfa war ein gefährliches Pflaster, wenn man seine Nase zu tief in Dinge steckte, die einen nichts angingen oder die mächtige Leute nicht erzählt wissen wollten. Und noch mehr für diejenigen, denen es nicht einmal um die Wahrheit, sondern um eine gut erzählte Geschichte ging, von der die Leser annehmen konnten, dass ihr zumindest ein Funken Wahrheit innewohnte. Er lieferte solche Geschichten, und seine Bewunderer zwischen Drôl und Grangor rissen sich um jedes einzelne seiner Bücher. Über den schaurigen Süden lasen sie besonders gerne, vor allem über schlimme Schurken, wilde Piraten, glutäugige Verführer und die Verkommenheit der al'anfanischen Granden. Die Begegnung mit dem legendären Hammarro würde er später zu Ende schreiben, wenn er auf See und in Sicherheit war und Zeit und Muße dazu fand. Bis er Vinsalt erreichte, musste das Werk beendet sein, damit es noch diesen Mond erscheinen konnte. Das hatte er der Gesandten zugesagt, und sie zahlte zu gut, als dass er sie enttäuschen sollte.

Wieder donnerte es an der Tür, und dieses Mal knirschten die Angeln bedenklich. Der Schreiber sah sich ein letztes Mal in der Kammer um, die ihm in den letzten Wochen als Versteck gedient hatte. Zum Glück hatte er alles bereitgelegt und eine Unterkunft gewählt, die einen zweiten Ausweg ließ, dachte er zufrieden, während er nach seinem Mantel und der Feder griff, die er sich kurzerhand an den Hut steckte. Er nahm sich sogar die Zeit, die Kerze auszublasen, ehe er auf das Bett kletterte und sich durch das Fenster zwängte, das hinaus zum Dach führte. Die Gardisten der Glaubensbewahrerin hatten auch im Hof Stellung bezogen, aber er hatte den Weg über die Dächer bereits vor Tagen ausgekundschaftet, sodass er sich lautlos und in Deckung bewegen konnte. Ein gutes Stück entfernt stieg er unweit eines belebten Platzes wieder hinab und mischte sich unter die Feiernden, die trunken und lachend die Arme um seine Schultern legten und ihn in ihre Reihen aufnahmen.

Morgen würde er fort sein und sein Werk vollenden. *Amir und die Piraten ...* ein reißerischer Titel, der seine Leser begeistern würde. Wenn alles gut ging und die Gesandte zufrieden war, könnte er für den Nachfolgebund vielleicht noch eine viel höhere Summe herauschlagen. Schließlich war er eigens dafür nach Al'Anfa gekommen, um sich selbst ein Bild zu machen und seine Leser möglichst anschaulich in die Welt schweißnasser, gestählter Leiber zu entführen, in denen auch Amir Honak seine nächsten Abenteuer erleben würde. *Amir und die Gladiatoren ...* der Titel gefiel ihm bereits jetzt.



Schloss Rohajaslust

von Amelia Portlock

Die geschickten Hände ihrer Kammerzofen glitten vorsichtig über ihren Kopf. Mit großer Sorgfalt suchten sie nach jeder einzelnen perlenbesetzten Haarnadel, die bis dahin das lange blonde Haar zusammengehalten hatten. Erst, wenn die letzte Nadel gelöst war, konnte ihr Haar wieder frei über die Schultern fallen, und auch erst dann ließ sich das Diadem behutsam befreien.

Rohaja ertrug die Prozedur stillschweigend. Sie sah aus dem Fenster, um nicht daran zu denken, dass die Haare erst der Anfang waren. Danach würden emsige Hände die Schnürung ihres Obergewandes lösen, um dann endlich (endlich!) ihren Oberkörper aus der festen Umarmung der Korsage zu befreien. Was einfach klang, dauerte leider seine Zeit. Selbst wenn sie, wie heute, nicht die erhabene Staatstracht samt Krone tragen musste, verging meist mehr als ein Stundenmaß, bis die Zofen sie in ihr Nachtgewand entließen. Sich darüber aufzuregen war müßig. Rohaja hatte es vor langer Zeit aufgegeben, hatte die vielen nestelnden Hände als Notwendigkeit akzeptiert, und sich innerlich davon gelöst.

Wie von so vielem.

Sie verdrängte diese Gedanken und starrte aus dem Fenster, fuhr mit ihren Blicken die sanften Hänge und steilen Spitzen des Koschgebirges nach, die in der Ferne im Abendrot glänzten. Der Anblick war schön, beinahe schon erhebend, und erinnerte sie an etwas, das man vor langer Zeit zu ihr gesagt hatte.

»Genieße die Schönheit des Reiches, wann immer du ihrer ansichtig wirst. Sie ist der Preis für all die Mühen, die dir durch die Krone auferlegt werden.«

In ihren Erinnerungen war es die warme, gütige Stimme ihrer Mutter, die diese Worte sprach. Dennoch war sich Rohaja nicht sicher, ob die Erinnerung nicht vielleicht trügerisch war. Hatte die Reichsregentin wirklich zu ihr gesprochen, oder war es jemand anderes gewesen? Onkel Storko, vielleicht? Sie versuchte, sich zu erinnern, während flinke Finger an ihren Haaren nestelten, um das Diadem aus ihnen zu befreien. Sie versuchte, die fremden Hände zu vergessen und dafür an jene zu denken, die ihrer Mutter gehört hatten, und wie sanft und liebevoll sie ihr einst über das Haar gestreichelt hatte. Sie versuchte, an die Stimme ihrer Mutter zu denken, und fragte sich, was sie wohl jetzt zu ihr sagen würde, wenn sie nur könnte.

»Der Palast ist wirklich hinreißend schön geworden. Eure Majestät müssen mit den Umbaumaßnahmen sehr zufrieden sein.«

Dies war ganz sicher nicht die Stimme ihrer Mutter. Rohaja blinzelte mehrmals und wandte ihren Blick von den Koschbergen ab. Er traf die Augen ihrer jungen Zofe, Praiodara, die sie freundlich und naiv ansahen. Hatte das Mädchen gerade mit ihr gesprochen? Rohaja blinzelte noch einmal und versuchte, die Aussage der Zofe in ihren Gedanken zu vervollständigen.

»Belästige Ihre Majestät doch nicht mit solchen Fragen«, warf nun Flavia, die ältere der beiden Zofen, in den Raum. »Kümmere dich lieber um das Rosenöl für die Wasserschale.«

Praiodara wollte gerade beschämt aufstehen, da unterbrach die Kaiserin sie mit einer sanften, aber bestimmten Geste.

»Wir sind tatsächlich sehr erfreut über unsere neue Pfalz«, hörte sich Rohaja dann selbst sagen und sah, wie die Augen der jungen Zofe erneut zu leuchten begannen. »Auch wenn wir uns von ihrem früheren Zustand kein so umfassendes Bild gemacht haben, dass wir das Ausmaß der Veränderungen beurteilen könnten.«

»Ich habe gehört, sie hätten den gesamten Flügel hier neu aufgebaut«, erklärte Praiodara nun eifrig, während sie durch den Raum ging, um Rosenöl zu holen. »Besonders natürlich die kaiserlichen Schlafgemächer. Einer der Stallknechte hat mir erzählt, dass seine Base am Bodenmosaik mitgearbeitet hat. Es soll eine tanzende Rahja im Weingarten darstellen.«

Rohaja nickte bedächtig und seufzte dann erfreut, als man sie endlich von der Korsage erlöste.

Flavia, die hinter ihr stand, legte das Mieder beiseite und ließ sich dann die Schale mit warmem Wasser und das Rosenöl reichen. Leise, wohl in der Hoffnung, ihre Herrin könnte es nicht hören, zischte sie der jüngeren Zofe dabei eine Ermahnung zu.

»Du solltest dich nicht mit Stallburschen herumtreiben, Dara. Man wird dich für eine Dirne halten, dabei dienst du Ihrer kaiserlichen Majestät! Dein Verhalten fällt auf unsere Herrin zurück. Möchtest du, dass man so von ihr spricht?«

Rohaja sah wieder aus dem Fenster, als habe sie nichts gehört, doch ein leichtes Schmunzeln auf ihren Lippen ließ sie zu. Auch wenn ihre Zofe mit der Ermahnung durchaus Recht hatte – es war erfrischend zu wissen, dass es manchen trotz allem vergönnt war, sich über Hofzeremoniell und Protokoll hinwegzusetzen und einfach zu tun, worauf man Lust hatte.

Der bloße Gedanke daran ließ die Kaiserin für einen Augenblick erzittern – oder war es das Wasser, mit dem man nun behutsam ihre Arme zu waschen begann?

Lust. Nein, es war sicher nicht das Wasser, gab Rohaja vor sich selbst zu, es war der Gedanke daran, das zu tun, worauf sie Lust hatte. Wie lange war es her, dass sie sich selbst so etwas Profanes wie Lust erlaubt hatte? Früher, ja, da hatte sie ihren Sehnsüchten bisweilen nachgegeben. Damals, als die Götter und das Schicksal ihr noch nicht deutlich gezeigt hatten, welch immense Verantwortung man ihr durch die Krone des Reiches übertragen hatte. Damals hatte sie manches Mal getan, worauf sie Lust hatte.

Sie hatte für jedes einzelne Mal teuer bezahlt.

»Gefällt Euch der Geruch, kaiserliche Majestät?«

Erneut war es Praiodaras Stimme, die Rohaja aus ihren Gedanken riss. Um dem Mädchen einen Gefallen zu tun, roch sie pflichtschuldigst an der frisch gebadeten Haut ihres Unterarms, die nun sanft nach Rosen duftete. Rohaja nickte.

»Wunderbar. Wartet nur ab, bis wir fertig sind, dann wird selbst Rahja neidisch werden. Der Reichsgroßgeheimrat darf sich dann wahrhaft glücklich schätzen«, verkündete die Zofe erfreut.

Wie in einem zuckenden Blitz tauchte Rondrigans Gesicht vor ihrem inneren Auge auf, und Rohaja biss sich überrascht auf die Lippe, um jegliche weitere Reaktion zu unterdrücken. Sicher, er dürfte sich glücklich schätzen, aber Rohaja wusste genau, dass er es nicht war. Er bemühte sich stets, seine wahren Gefühle zu verbergen, wenn sie so wie heute versuchten, ihre Pflicht an Reich und Krone zu erfüllen, aber dieser kleine Wermutstropfen war immer zu erkennen. Rohaja sah sein halb lächelndes, halb wehmütiges Gesicht bereits vor sich, und der Gedanke daran versetzte ihr einen Stich.

»Du solltest nicht von Dingen sprechen, die dich nicht berühren«, mahnte Flavia scharf, und beugte sich dann ein wenig vor, um in Richtung ihrer Herrin entschuldigend hinzuzufügen: »Sie ist noch jung und weiß nicht immer, wann es sich ziemt, zu sprechen. Bitte vergebt ihr.«

Rohaja nickte abwesend. In ihrem Kopf blieben nur die letzten Worte ihrer Zofe zurück. Bitte vergebt ihr. Bitte ... bitte vergib mir, sagte sie in Gedanken zu dem Mann, der sie noch immer mit seiner verhohlenen Wehmut ansah. Bitte vergib mir.

Praiodara trat vor ihre Herrin und vertrieb damit das Bild Rondrigans aus ihren Gedanken.

»Bitte entschuldigt, Eure Majestät, falls ich mich unangemessen verhalten haben sollte. Ich sprach nur die Wahrheit, so wie ich sie empfand.«

Rohaja winkte ab. »Es ist uns kein Schaden entstanden. Im Gegenteil, wir empfinden etwas reine Wahrheit zwischendurch als Erfrischung«, ließ sie die Zofe in aufmunterndem Ton wissen. Die Erleichterung und ehrliche Freude in deren Augen entzündeten etwas in Rohajas Geist. Einen Funken, einen Gedanken, den sie

jetzt nicht mehr unterdrücken konnte. Eine große Unruhe erfasste sie, und auf einmal war die zwergengleiche Ruhe, mit der sie ihre Behandlung erduldet hatte, verflogen. »Sind wir hier fertig?«

Sie wartete nicht auf eine Antwort, sondern stand einfach auf und ging ein paar Schritte unruhig auf und ab.

Ihre Zofe Flavia folgte ihr verwirrten Blickes, einen Tiegel aus Alabaster in ihren Händen. »Wir sind fast fertig, Eure Majestät, nur noch die belhankanische Hauttinktur und dann...«

Rohaja griff hastig nach dem Tiegel. »Gut, dann geht jetzt. Wir werde diese Tinktur selbst auftragen. Geht.«

Die beiden Zofen sahen sie verdutzt an, wagten es aber nicht, ihr zu widersprechen. Beide knickten tief, sogar etwas tiefer als üblich, und zogen sich dann schweigend zurück. Erst, als sie die Tür hinter sich geschlossen hatten, begannen sie hastig miteinander zu sprechen. Rohaja verstand ihre Worte nicht, und sie interessierte sich jetzt auch nicht mehr dafür. Stattdessen nahm sie den Deckel des Tiegels ab und ließ ihre Finger in die kühle Paste eintauchen. Mit weitaus weniger Vorsicht oder Ehrfurcht, als es ihre Zofen getan hätten, benetzte sie ihre Haut mit der Tinktur, während in ihrem Kopf ein Gewitter aus Stimmen tobte.

Ohne es zu ahnen, hatten die beiden Zofen etwas in ihrer Herrin ausgelöst, etwas losgetreten, das jetzt nicht mehr aufzuhalten war. Etwas, das längst überfällig gewesen war, wenn Rohaja ganz ehrlich zu sich sein wollte. Und so ehrlich war sie selten. Die Pflichten der Raulskrone erlaubten ihr solche Ehrlichkeit, egal ob zu sich selbst oder zu anderen, beinahe nie. Was der Dienst an Krone und Reich verlangte, das war Pflicht.

Doch heute nicht. Heute würde es anders werden, sagte Rohaja zu sich, als sie in den Spiegel sah. Einen Abend lang wirst du dich in praiosgefälliger Ehrlichkeit üben. Einen Abend lang.

Sie stellte den Tiegel beiseite, zog ihre Schultern gerade und nickte ihrem Spiegelbild zu. Dann schritt sie ruhig und erhabenen Hauptes durch die Tür in den angrenzenden Salon, und durch ihn auf die doppelflügelige Tür des kaiserlichen Schlafgemachs zu. Kühler Wind kam ihr entgegen, als sie diese lang-

sam aufschob. Jemand musste die Tür zum Balkon geöffnet haben, denn die Vorhänge tanzten wild im letzten roten Licht der Abendsonne.

Rondrigan war bereits da. Er hatte auf der Kante des Bettes gesessen, doch als sich die Türen öffneten, stand er augenblicklich auf.

Wie immer pflichtbewusst und höflich, dachte Rohaja, er macht es mir damit sicher nicht leichter, zu sagen, was ich zu sagen habe. Für einen oder zwei Herzschläge blieb sie direkt an der Tür stehen, die Hände noch immer hinter dem Rücken verschränkt, und sah ihn an. Auch er hatte sich seiner formellen Gewandung entledigt und trug nur eine Hose aus feinem, naturfarbenem Leinen sowie ein weißes Hemd, dessen Kragen weit geöffnet war.

Er erwiderte ihren Blick und nickte ihr respektvoll zu, bevor seine Hände nach dem Kragen des Hemdes eilten und sich anschickten, es über seinen Kopf zu ziehen.

»Warte«, unterbrach sie ihn mit solcher Plötzlichkeit, dass sie sich selbst überraschte.

Rondrigan ließ den Kragen wieder los. »Stimmt etwas nicht, meine Kaiserin?«

Eigentlich war es ein lange gehegter Scherz zwischen ihnen, dass er sie auch im Privaten stets seine Kaiserin nannte, doch gerade heute wollte ihr dieser Scherz nicht mehr gefallen. Sie löste sich von der Tür und ging einige Schritte auf ihn zu.

»Ich möchte dir etwas sagen«, begann sie vorsichtig, »und bitte nenn mich bei meinem Namen.«

Was für ein wunderbar befreiendes Gefühl, von sich selbst in der ersten Person zu sprechen, dachte sie in diesem Augenblick. Ebenso befreiend, wie es das Lösen der Korsage gewesen war. Dieses erhebende Gefühl würde ihr die Stärke geben, um das auszudrücken, was sie schon lange hätte sagen sollen. Sie lächelte.

»Ich muss dich um Entschuldigung bitten, Rondrigan.«

Er war ganz offenbar verwirrt, oder beunruhigt, oder beides, jedenfalls verzog sich seine Stirn samt seiner dunklen Brauen zu einer deutlich erkennbaren Frage.

»Wenn ... wenn dir heute nicht danach ist, dann verstehe ich das. Wir müssen das nicht tun«, sagte er schließlich.

»Ich weiß. Genau deshalb bitte ich dich um Entschuldigung«, stimmte sie zu, was jedoch nur weiter zu seiner Verwirrung beitrug. Sie musste sich ihm jetzt erklären, stellte sie mit einem Seufzen fest. »Bitte entschuldige das hier. Das alles. Ich weiß, du bist hier, weil dir deine Pflicht gegenüber dem Reich mehr als bewusst ist, und du versuchst alles, um sie zu erfüllen ... aber so sollte es nicht sein. Das hier sollte mehr sein als pure Pflichterfüllung. Es ist mein Fehler, dass dem nicht so ist. Dafür bitte ich um Entschuldigung.«

Rohaja blieb eine Armlänge von ihm entfernt am Fußende des Bettes stehen und sah ihn an. Wieder drohte er, jene Wehmut in seinem Blick zuzulassen, die sie seit ihrer Hochzeit so oft gesehen hatte.

»Du denkst, ich hätte dich nur der Pflicht wegen geheiratet. Dass ich dich gewählt habe, weil niemand sonst vertrauenswürdig genug war, weil niemand sonst seinen Ehrgeiz der Krone untergeordnet hätte, weil niemand sonst so ergeben und loyal ist wie du. Du denkst, dass ich dich zum Wohle des Reiches ausnutze, und hast dich damit abgefunden«, erklärte sie ihre Gedanken. »Aber das solltest du nicht. Du solltest dich nicht mit einer solchen Ehe aus reinem Pflichtgefühl abfinden müssen. Du ... du hättest es verdient, wahrhaft und aufrichtig geliebt zu werden, und nicht bloß aus Staatsräson, vor den Augen des Reiches. Ich habe dich in diese Lage gebracht. Es tut mir leid.«

Für einen Augenblick lang herrschte Stille, in der sie einander nur ansahen und keiner die Gedanken auszusprechen wagte, die ihn gerade durchzuckten. Dann schüttelte Rondrigan den Kopf.

»Es ist nicht deine Schuld. Ich habe es für dich getan, und ich würde es wieder tun.«

»Sag das nicht. Sei einmal ehrlich zu dir selbst, und sag mir nicht, dass du dein Lebensglück freiwillig opferst.«

»Manche Opfer sind es wert, erbracht zu werden«, widersprach er und griff vorsichtig nach ihrer Hand.

Rohajas erster Instinkt war es, ihre Hand zurückzuziehen, sich selbst zurückzuziehen, so wie sie es immer tat, wenn ehrliche Emotionen sie zu übermannen drohten. Nicht heute, erinnerte sie sich selbst an das, was sie geschworen hatte. Heute wirst du ehrlich sein.

»Ich bin es leid, immer nur Opfer zu bringen«, gab sie deshalb leise zu. Sie gestattete sich selbst, seine Hand zu halten, und sah ihm in die Augen. »Es ist für das Reich, ich weiß, und von großer Bedeutung für das Leben so vieler Menschen, aber ich ... ich will das nicht. Alles opfern. Meine Eltern haben alles geopfert, wirklich alles, und mir bleibt jetzt nichts als zu hoffen, dass Boron sie im Tod mit gnädigem Vergessen umhüllt für all das Leid, das sie ertragen mussten. Ich weiß, dass auch mir diese Bürde auferlegt wurde, und ich kann sie ertragen, aber ich ...«

Sie sah kurz aufs Bett, dann zurück zu ihm, und atmete tief ein.

»Ich will nicht. Nicht heute, nicht hier. Ich bin es leid, dich so zu sehen, wie du jetzt bist, voller Pflichtgefühl, anstatt voller Lust. Ich bin es leid, mich so zu fühlen, als sähe das gesamte Reich uns hierbei zu. Deshalb bitte ich dich, lass uns einfach nur ein Paar sein, ohne Krone und Titel, und sei es auch nur für heute Nacht.«

Rohaja atmete aus. Ihr Herz klopfte aufgeregt, weil sie wahrhaft ahnungslos war, wie Rondrigan reagieren würde, aber gerade diese Ungewissheit gefiel ihr überraschend gut. Ihr tägliches Leben kannte beinahe keinerlei Überraschungen mehr, sondern war lediglich eine Abfolge perfekt einstudierter Schritte. Selbst für Notfälle, ja sogar für Katastrophen gab es ein Protokoll, das befolgt werden musste.

Jetzt gab es kein Protokoll, und der Gedanke daran knisterte wie Feuer in ihrer Seele.

Schließlich, endlich, lächelte Rondrigan. »Wenn das dein Wunsch ist, dann erfülle ich ihn mit Freuden, Rohaja.« Er sprach ihren Namen beinahe wie eine Zauberformel aus.

Auf die Kaiserin, die jetzt gerade keine mehr war, wirkte der Name in all seiner Schlichtheit in jedem Fall wie ein Zauber. Er zauberte ein Lächeln auf ihre Lippen und den Mut in ihr Herz,

das zu tun, wonach es sie verlangte. Worauf sie Lust hatte, einfach so, ohne irgendeinem Protokoll zu folgen.

Sie kam ihm näher, so als wollte sie ihn küssen, und ganz offenbar glaubte Rondrigan genau daran, so wie er sie ansah. Doch bevor sie ihm nah genug war, legte sie eine Hand auf seine Brust und stieß ihn sanft, aber bestimmend aufs Bett. Halb überrascht, halb neugierig stützte er sich auf der Matratze ab und setzte sich aufrecht hin. Rohaja konnte ihm ansehen, womit er rechnete – dass sie sich auf seinen Schoß setzen und ihn küssen würde. Das Lächeln in ihrem Gesicht wandelte sich in ein lustvolles Schmunzeln. Er hatte keine Ahnung, welche Geister er mit seiner Einwilligung gerufen hatte.

Sie ging auf ihn zu und ließ sich langsam, so quälend langsam, vor ihm auf die Knie sinken, um jeden Augenblick zu genießen, in dem sie die wandelnden Gefühle von seinem Gesicht ablesen konnte. Sie brach den Blickkontakt nicht einmal, als ihre Finger sich neugierig an seiner Hose zu schaffen machten. Zu sehen, wie seine Wangen langsam rot wurden, als er ihre Absichten begriff, verschaffte ihr ein unverhofftes Glücksgefühl.

»Rohaja, du ...« Seine Stimme klang mahnend, so als wolle er ihr erklären, weshalb sie auf keinen Fall das tun konnte, was sie ganz offensichtlich vorhatte.

»Ich?«, fragte sie neckisch, bevor sie langsam an seiner Hose zog, um wenigstens einen Teil seines Körpers von störendem Stoff zu befreien. Dann entließ sie ihn endlich aus ihrem neugierigen Blick, um ihre Augen auf etwas anderes zu richten, dem sie sich nun widmen wollte.

Noch einmal unternahm er einen Protestversuch. »Du solltest nicht ...« Er brach mit einem langen Seufzen ab, als sich ihre kühlen Finger unerwartet plötzlich um sein Glied schlossen. Mit brennenden Wangen sah er zu ihr hinab.

Sie hob noch einmal den Blick, als ein ungewohnt düsteres Schmunzeln über ihre Mundwinkel tanzte. »Ich muss mich bei meinem Ehemann entschuldigen«, sagte sie in spielerischem Tonfall, »und da er meine Worte nicht akzeptiert hat, muss ich eben einen anderen Weg finden.«

Rondrigan öffnete erneut den Mund, so als wolle er hastig ihre Entschuldigung akzeptieren, um sie noch aufzuhalten, doch er war nicht schnell genug. Vielleicht, dachte Rohaja mit Genugtuung, wollte er gar nicht schnell genug sein. Sie würde es sicher nicht herausfinden, denn ihre Zunge berührte bereits die Spitze seines Schafts, und ein spürbares Zittern ging durch seinen Körper. Rohaja wollte vor Freude über diese ehrliche Reaktion am liebsten lachen, doch sie wusste, dass ihre Lippen nun anderweitig benötigt wurden. Langsam und genussvoll schloss Rohaja ihre Lippen um seine glühend heiße Haut und legte eine Hand auf seine Hüfte, um sich selbst mehr Halt zu verschaffen.

Sie begann, ihre Lippen und ihre andere Hand langsam zu bewegen.

Ein lautes, dunkles Stöhnen entfloh Rondrigans Kehle, und Rohaja nahm es als Zeichen, dass ihre Entschuldigung auf diesem Wege sicher angenommen werden würde. Jetzt jedenfalls wagte er es nicht mehr, zu widersprechen, sondern krallte seine Hände tief in die Laken und legte den Kopf in den Nacken.

Rohaja beschloss, ein wenig ihre Zunge spielen zu lassen, einfach aus Neugier und der lustvollen Ungewissheit, wie er reagieren würde.

»Oh verdammt«, stöhnte er, als er spürte, was sie mit ihm tat.

Sie lächelte dunkel und entließ ihn für einen Augenblick aus der Umarmung ihrer Lippen, ohne dabei jedoch die Bewegungen ihrer Hand zu unterbrechen, und sah zu ihm auf. Der Glanz in seinen Augen, als er ihren Blick erwiderte, war eine süßere Bestätigung als alle Worte der Welt.

»Du ...«

Was immer er hatte sagen wollen, sie würde es nie erfahren. Ihre Zunge hatte ihn erneut geschickt unterbrochen, und allein dieses Gefühl war genug, um ihn sprachlos werden zu lassen. Oder war es der Anblick, fragte sie sich selbst, als sie ihm wieder Einlass zwischen ihre Lippen gewährte. Ob es ihm wohl gefiel, sie so zu sehen, die Kaiserin des Mittelreiches, wie sie zwischen seinen Schenkeln kniete und ihn auf ganz und gar rahjagefällige Art küsste? Der Gedanke daran, welches unanständige Bild sie jetzt

wohl gerade abgab, gefiel zumindest Rohaja selbst besser, als sie selbst zugeben wollte. Das, und Rondrigans verzweifelt Stöhnen, und das wunderbare Gefühl, absolute Macht über seine Lust auszuüben, jagten warme Ströme der Sehnsucht durch ihren Körper. Sie spürte, wie sich eine knisternde Gier in ihr ausbreitete. Etwas Dunkles, Hungriges, Ungestilltes regte sich unterhalb ihres Bauchnabels, und zur Abwechslung hatte sie keinerlei Interesse daran, es zu unterdrücken.

»Rohaja«, seufzte Rondrigan laut, und eine seiner Hände ergriff die ihre, mit der sie sich an seinem Oberschenkel festhielt.

»Rohaja bitte.«

Oh, bitten lassen wollte sie sich auf keinen Fall, es sollte niemand sagen können, sie wäre nicht großzügig! Freudig griff sie seine Hand und schickte sich an, noch etwas mehr Feuer in die Bemühungen ihrer Lippen zu legen, da spürte sie seine andere Hand an ihrem Kinn. Erstaunt ließ sie zu, dass er sie sanft ein wenig von sich weg schob.

»Bitte«, flüsterte er nun.

»Gefällt es dir nicht?«, fragte sie überrascht.

Er schüttelte den Kopf und bedeutete ihr, sich aufzurichten.

»Ich möchte dich gerne küssen.«

Halb enttäuscht gab sie seiner Bitte nach, erinnerte sich aber selbst daran, dass es heute nicht nur darum gehen sollte, was sie wollte. Wenn ein Kuss sein Wunsch war, wie konnte sie dann ernsthaft ablehnen? Also setzte sie sich neben ihn und neigte ihren Kopf in Erwartung seiner Lippen, doch stattdessen packte er sie an Schulter und Hüfte und drückte sie in die Laken.

»Was?«, entfuhr es ihr voller Überraschung.

Rondrigan, nun halb über ihr, schmunzelte auf einmal ebenso lustvoll, wie sie es bis vor wenigen Augenblicken getan hatte.

»Ich sagte, ich möchte dich küssen. Ich sagte nicht, wo«, belehrte er sie und begann dann, noch bevor sie widersprechen konnte, sanfte Küsse auf ihren Unterschenkeln zu verteilen. Seine Hände glitten unter das seidene Nachtgewand, das sie noch immer trug, und begannen es langsam über ihre Haut zu schieben. Jeder so befreite Fleck, schien es, musste von ihm mit weiteren Küssen

bedeckt werden, bevor er fortfahren konnte. Beinahe ebenso langsam, wie sie vor ihm auf die Knie gesunken war, machte sich Rondrigan nun daran, sie ihres letzten Kleidungsstücks zu entledigen.

Zuerst hatte sie protestieren wollen, weil er ihr das süße Gefühl der Macht geraubt hatte, doch als seine Lippen die Innenseite ihrer Oberschenkel berührten, wich der Ärger blanker Sehnsucht. Ohne es zu wollen, spürte Rohaja, wie sich ihre Hüfte ihm entgegen streckte, doch es gelang ihm, ihre unverhohlene Gier zu ignorieren. Langsam schoben seine langen Finger den Seidenstoff ihres Gewands weiter, hoch über die Taille. Ebenso langsam folgten seine Lippen, küssten sich von ihren Hüftknochen aufwärts zu ihrem Nabel, mit dem seine Zunge für einen Augenblick neckisch spielte. Dann wanderten seine Rechte weiter, schob die Seide über ihre Rippen weiter nach oben, während die linke Hand unter ihren Oberkörper griff und ihn vorsichtig anhob.

Rohaja gab der Bewegung nach, ließ zu, dass er ihr das Gewand langsam über den Kopf streifte. Dann aber gewann ihre Ungeduld die Oberhand und sie beugte sich weiter vor, um Rondrigan zu küssen, hielt seinen Kopf mit einer Hand fest, damit er ihr nun ja nicht entfliehen konnte.

Atemlos trafen sich ihre Zungen, und Rohaja konnte nicht sagen, ob es Lust oder der Kampf um Macht war, der sie gerade mit einander tanzen ließ.

Rondrigan lachte dunkel, als sich ihre Lippen wieder trennten. »Ich entscheide, wo ich dich küsse.«

Ungeduldig reckte sie sich ihm entgegen, ließ ihre Hand langsam über seine Schultern gleiten, und seufzte: »Rondrigan, bitte.«

»Dich haben meine Bitten gerade auch nicht interessiert«, gab er lapidar zurück und schmunzelte dann. »Jetzt tue ich, wonach mir ist.«

Mit einem misshutigen Seufzen ließ sie sich zurück in die Laken fallen, nur um einen Herzschlag später unerwartet laut aufzustöhnen. Seine Lippen hatten ihre linke Brust gefunden und sich zielgenau um jenen Punkt gelegt, der ihr die größte Reakti-

on entlocken musste. Ein Blitz schoss direkt von dort, wo Rondrigans Zunge plötzlich mit ihrer Knospe zu spielen begann, hinunter zwischen ihre Schenkel. Rohaja konnte fühlen, wie ihre Sehnsucht sich dort zu sammeln begann. Dass sie es tat, weil er mit ihr spielte, wie es ihm beliebte, verärgerte sie zwar einerseits, ließ ihre Gier jedoch auch weiter anschwellen.

Seine Lippen lösten sich und glitten weiter abwärts, erneut vorbei an ihrem Bauchnabel und über ihre Hüften. Wieder konnte Rohaja nicht verhindern, dass diese sich ihm willig entgegen reckten wie eine unausgesprochene Einladung. Es gefiel ihr nicht, dass ihr Körper sich so verräterisch bereitwillig hingab, weil es ihren Stolz verletzte. Gleichzeitig ließ das rasende Herz in ihrem Brustkorb keinen Zweifel zu, dass sie bald jegliche Geduld und auch ihren Verstand verlieren würde, wenn er nicht endlich dort ankam, wo sie ihn haben wollte.

Rondrigan ließ eine Hand zwischen ihre Schenkel gleiten, um sie sanft auseinander zu drücken. Die Bereitwilligkeit, mit der sie seiner Aufforderung nachkam, schien ihn ebenso zu überraschen wie zu erfreuen. Mit einem gierigen Lächeln auf den Lippen kniete er sich dazwischen und gönnte sich selbst einen langen, stillschweigenden Blick, bevor er näherkam.

»Rondrigan ...«

War es eine Bitte gewesen, eine Aufforderung, oder gar eine Ermahnung? Ein Befehl vielleicht? Rohaja wusste es selbst nicht, aber offenbar hatte es genügt. Ohne Vorwarnung spürte sie, wie seine heißen Lippen auf die Wärme zwischen ihren Schenkeln trafen. Sie stöhnte kurz auf. Dann, als er seine Zunge an jene Stelle wandern ließ, an der sich all ihre Lust sammelte, schloss sie abrupt die Augen und vergrub ihr Gesicht in den Kissen.

Es gab keine Worte für das, was Rondrigan mit ihr tat. Was erst seine Zunge, und dann seine Lippen mit ihr machten, und wie die wohligen Seufzer, die er dabei von sich gab, zur Steigerung ihrer Sehnsucht beitrugen. Verzweifelt drückte Rohaja ihr Gesicht in die Laken, um die Schreie der Lust zu unterdrücken, die sich aus ihrer Kehle befreien wollten. Sie konnte ihm doch nicht eine solche Genugtuung bieten, sie war schließlich die Kaiserin ...

Nicht heute, erinnerte sie sich selbst. Heute willst du nur Rohaja sein.

Dann spürte sie, wie er einen seiner Finger spielerisch langsam in sie eindringen ließ, und vergaß ihre Zurückhaltung. Heiser und ungehemmt stöhnte sie ihre Lust in den Raum und grub ihre Hände tief in den Stoff der Laken, auf der verzweifelten Suche nach Halt. Was seine Zunge mit ihrem Verstand anstellte, war eine absolute Qual, aber sie genoss dennoch jeden Augenblick seiner Folter. Und ganz offenbar gefiel es ihm, seine Frau, seine Kaiserin so vor sich zu sehen, sich windend und zitternd und lustvoll stöhnend. Er nahm einen zweiten Finger hinzu, während seine Zunge sich abermals anschickte, den Knotenpunkt ihrer Lust herauszufordern.

Rohaja begriff erst viel zu spät, was mit ihr geschah. Sie wollte ihn warnen, wollte ihn aufhalten, aber da war es schon lange zu spät. Sie hätte es ohnehin nicht vermocht, denn er war augenscheinlich vom selben Fieber erfasst wie sie selbst. In einem letzten verzweifelten Akt reckte sie ihm ihr Becken weiter entgegen, und er vergrub sich tief in ihrer Lust.

Dann stöhnte sie auf, lauter als zuvor, länger als zuvor, und ließ alle Laken los, an die sie sich gekrallt hatte. Ihr Körper bebte und zitterte, als die dunkle Woge der Lust über sie hereinbrach, und nur Rondrigan schien jetzt noch halbwegs klaren Verstandes zu sein. Er küsste und berührte sie weiter, bis die letzten Wellen langsam verebbt waren, und erst dann zog er sich mit einem selbstzufriedenen Schmunzeln zurück.

»Das war unangemessen«, keuchte Rohaja, als er sich neben sie in die Laken fallen ließ, doch ihr Tonfall wirkte nicht überzeugend. »Mich hast du aufgehalten, aber selbst hast du dich nicht zügeln lassen. Das ist nicht gerecht.«

»Ist es nicht«, gab er unumwunden zu und sah sie weiterhin grinsend an. »Aber genau darauf hatte ich Lust. War es nicht das, was du wolltest? Das wir tun, wonach uns ist, ohne Rücksicht auf Pflichterfüllung?«

Er hatte Recht, das war ihr klar, aber es widerstrebte ihr, ihn einfach gewähren zu lassen. »Du kannst trotzdem nicht so einfach tun und lassen, was du willst.«

»Wer, wenn nicht ich, hätte so etwas denn tun dürfen?«, gab er spöttisch zurück. »Ich denke jedenfalls nicht, dass es dir schlecht bekommen ist. Deine Wangen sind selten so schön rosig. Und deine Haare ... es steht dir.«

»Du bist unmöglich. Genau deshalb hätte ich dir nie Macht über mich geben dürfen«, schimpfte sie gespielt und beugte sich zu ihm, um ihn zu küssen. Der Kuss war nur kurz, aber er prickelte wunderbar auf ihrer Haut. Dann ließ sie kurz ab, um seine Wange zu küssen.

Als sie fühlte, wie er unter ihren Küssen seine Anspannung aufgab, küsste sie weiter, und weiter, bis ihre Lippen sein Ohr erreichten. »Allerdings muss ich dir etwas gestehen«, flüsterte sie dann und legte eine Hand auf seine Hüfte. Dabei fiel ihr auf, dass sie ihn zwar der Hose entledigt hatte, nicht aber seines Hemdes. Sie schmunzelte. »Zwei Dinge, um genau zu sein. Erstens musst du sofort dieses lästige Stück Stoff ablegen.«

Sie schob es ein Stück hoch, und er ging bereitwillig den Rest des Weges, nur um sie danach fest an sich zu ziehen. Die Wärme seines Körpers, so nah an ihrem, drang tief bis in ihr Innerstes. Rohaja küsste ihn erneut und näherte sich dann wieder seinem Ohr. Ihre Hand glitt an der warmen Haut seines Oberkörpers abwärts, um sich voller Neugier zu vergewissern, dass seine Lust noch nicht erloschen war.

»Und zweitens?«, fragte er mit hochgezogener Augenbraue, als er ihre Absichten begriff. »Du wolltest etwas gestehen.«

»Ach ja«, sagte sie schmunzelnd und küsste seinen Hals unterhalb des Ohres. Dann, beinahe nur gehaucht, gab sie zu: »Irgendwie hat es mir gefallen, dass du so warst. So bestimmend. So gierig. Fast schon rücksichtslos.«

Rondrigan sagte nichts, aber sie spürte, dass sein Atem langsamer und flacher wurde. Sie nahm es als Zeichen, dass ihm ebenso gefiel, was sie tat, und ließ ihre Hand noch tiefer gleiten. Es ent-

lockte ihr ein Lächeln, als sie merkte, dass er bereits wieder hart und sehnsüchtig auf ihre Berührung zu warten schien.

»Ich wüsste gerne, wie es sich anfühlt, wenn du mich so nimmst«, wisperte sie kaum hörbar. »Voller Gier ... so wie es dir gefällt.«

Er schluckte, als sie begann, ihn auffordernd zu streicheln.

»Das kann ich nicht. Rohaja, ich ... ich kann doch nicht über dich herfallen wie ein Tier, dich erniedrigen ...«

Sie schloss ihre Hand fester um ihn und küsste erneut seine Wange. »Oh Rondrikan. Du glaubst deinen eigenen Worten nicht. Wollten wir nicht ehrlich sein?«, fragte sie vorwurfsvoll, und sah ihm dann in die Augen. »Nichts, was unter Rahjas Augen geschieht, könnte mich je erniedrigen. Nicht wenn ich es will und du auch. Und was mich betrifft ...« Sie ließ ihn los und griff nach seiner Hand, um sie langsam zwischen ihre Schenkel zu führen und ihm so zu zeigen, dass ihre Sehnsucht noch immer nicht gestillt war.

Rondrigans Gesicht wirkte weiterhin voller Zweifel, doch seine Finger glitten sofort bereitwillig in die sehnsüchtige Wärme zwischen ihren Schenkeln, die sie ihm anbot. Sie lächelte ihn an, küsste ihn auf die Lippen, und drückte ihm ihr Becken erneut entgegen.

»Also, mein Gemahl, wenn du nicht wirklich einen guten Grund hast, nein zu sagen ...« Sie hielt kurz inne, um ihn direkt anzusehen, weil sie wissen wollte, was ihre Worte mit ihm machten. »... dann nimm mich jetzt.«

Sie hatte gar nicht genügend Zeit, um seinen Gesichtsausdruck auszukosten. Angetrieben von wollüstiger Sehnsucht drückte er sie von sich weg, packte sie beinahe grob an den Hüften, und zog sie auf ihre Hände und Knie. Seine Entschlossenheit überraschte sie so sehr, dass sie kurz freudig auflachte, und ihm wie als Belohnung triumphierend ihren Unterleib entgegen reckte. Dann aber verstummte ihr Lachen, als er plötzlich und ohne weitere Vorwarnung in sie eindrang. Die Heftigkeit seiner Bewegung trieb ihr kurzzeitig die Luft aus den Lungen.

Rohaja stöhnte auf, als er sich zurückzog, nur um ebenso heftig erneut in sie einzudringen. Ihre Hände griffen nach einem Kissen, um sich daran festzuhalten, doch der gierigen Wucht seiner Stöße konnte sie damit nichts entgegensetzen.

»Oh ja«, stöhnte Rondrian, als er ihre Hüfte fester packte und sie noch näher zu sich zog, sodass nicht einmal mehr eine Feder zwischen sie passte.

Rohaja griff nach dem Betthaupt, nicht gewillt, ihn von seinem neugefundenen Mut dadurch abzubringen, dass sie ihm keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Alles an dem, was er gerade tat, war so wunderbar befreiend, so unanständig lustvoll, und fühlte sich ganz und gar richtig an. Sie lachte erneut vor Freude, nur um direkt wieder stöhnen zu müssen.

Für einen kurzen Moment glitt er aus ihr heraus, und Rohaja drehte ihm mit einem Schmunzeln den Kopf zu. Was sie sah, gefiel ihr besser, als Worte es je hätten ausdrücken können. Rondrians Gesicht war rot und voller Anspannung, doch sie konnte kein bisschen Wehmut mehr darin erkennen. Er erwiderte ihr Schmunzeln, schüttelte aber gleichzeitig den Kopf.

»So kommst du mir nicht davon«, ließ er sie wissen, bevor er sie erneut zu sich zog und sich zu voller Länge in ihr versenkte.

Nie zuvor hätte sie gedacht, dass er zu solcher Frechheit fähig war, oder dass es ihr so gut gefallen würde. Voller Zufriedenheit über das, was sie durch ihre Ehrlichkeit erreicht hatte, genoss Rohaja seine Stöße und sein Stöhnen. Die Worte, die er murmelte, waren kaum noch verständlich. Hatte er gerade ‚Rohaja‘ gesagt, oder doch eher ‚Rahja‘? Rohaja stöhnte selbst lustvoll auf und beschloss, dass es völlig egal war. Mit der Göttin der Liebe ließ sie sich heute gerne auf eine Stufe stellen. Und nur wenig später war von dem Namen, egal welcher es gewesen war, ohnehin nur noch ein gieriges ‚ja‘ übrig, und Rohaja konnte fühlen, dass es mit ihm zu Ende ging. Als er kam, lautstark den verzweifelten Wunsch nach Erlösung stöhnend, da genoss sie den Augenblick mehr als je zuvor. Es fühlte sich an wie der Sieg nach einer langen Schlacht.

Er brach neben ihr zusammen, zerstört und doch vollauf zufrieden, genauso, wie sie es vorhin gewesen war. Rohaja lächelte und küsste ihn auf die Wange, bevor sie sich zur Seite drehte und aus dem Bett räckelte. Ihr Körper zitterte noch immer voller Hochgefühl, als sie sich der Wasserschale zuwendete und ein weiches Leinentuch hineintauchte. Fast schon bedauerte sie es, die Reste ihrer gemeinsamen Lust wegzuwischen wie bloßen Schmutz. Vor allem seinen Samen, den er ihr auf dem Gipfel seiner Freude geschenkt hatte... war es nicht das, weshalb sie sich hier trafen? Weshalb man in ihrem sonst so engen Terminplan lange, freie Abende einpflanzte?

Rohaja warf kurz einen Blick über die Schulter, nur um zu sehen, dass Rondrigan noch immer schwer atmend auf den Baldachin über dem Bett starrte. Es war schön, ihn so befreit zu sehen. Die Pflicht, einen Erben für Reich und Krone zu zeugen, lastete auch schwer auf ihm.

Nicht heute, dachte sie erneut. Irgendwann würden sie einen Erben zeugen, oder sich eben der furchtbaren Gewissheit stellen müssen, dass es keinen geben würde. Rohaja befürchtete tief in ihrem Herzen, dass letzteres eines Tages wahr werden würde, dass alle ihre Bemühungen tatsächlich vergebens waren, und nicht einmal göttlicher Beistand etwas daran ändern konnte. Viel zu lange schon hatte sie sich von dieser nagenden Befürchtung jedes Beisammensein mit Rondrigan verderben lassen, das wurde ihr in diesem Augenblick klar, als sie ihn zufrieden und gelöst in den Laken sah. Sie lächelte. Eines Tages würden sie dem Reich einen Erben schenken, irgendwie, aber die Sorgen darüber durften nicht alles andere überschatten.

Nicht heute.

Rohaja tauchte die Hände tief ins Wasser, um sich selbst aus ihren Gedanken zu reißen. Es gelang ihr, mit dem nassen, warmen Leinentuch das unangenehme Gefühl der Klebrigkeit von ihrer Haut zu entfernen und ihren aufgewühlten Geist durch ein wenig Wasser auf den Wangen zu beruhigen.

Auf einem Tisch nahe der offenen Balkontür stand ein Krug mit Wein, aus dem sie zwei Becher eingoss. Während das rote Nass

langsam in die Becher plätscherte, wanderte ihr Blick nach draußen, über die Balustrade hinab auf die dunklen Wasser des Angbarers Sees, der im Mondlicht wie ein silberner Spiegel glänzte.

»Vielleicht hätten wir die Tür schließen sollen«, sagte Rondrikan, der offenbar seine Stimme wiedergefunden hatte.

»Und wenn schon. Es weiß ohnehin jeder, was wir hier tun«, gab Rohaja zurück und gönnte sich einen Schluck Rotwein.

Rondrikan schüttelte schmunzelnd den Kopf. »Ich glaube, niemand hat auch nur im Entferntesten eine Ahnung, was wir hier gerade getan haben«, widersprach er. »Aber mir soll es recht sein. Wenigstens weiß ich jetzt, warum man dieses Schloss ‚Bardoslust‘ genannt hat.«

Sie kam zu ihm herüber, die beiden Weingläser in der Hand, und reichte ihm eines davon.

»Ich möchte jetzt wirklich nicht über Kaiser Bardo sprechen«, ermahnte sie ihn.

»Ist auch nicht nötig.« Er nahm einen großzügigen Schluck. Danach gelang ihm das bemerkenswerte Kunststück, trotz Nacktheit und geröteter Wangen ebenso ernst und würdevoll zu wirken und zu klingen, wie er es als Reichsgroßgeheimrat immer tat. »Die notwendigen Papiere für die Umbenennung in Schloss Rohajaslust sind bereits in Auftrag gegeben worden.«

Voller überraschtem Ärger beugte sie sich übers Bett und schlug ihm mit der Hand auf den blanken Po. »Du!«

Dann lachten sie beide, und Rohaja ließ sich neben ihm aufs Bett fallen. Er trank noch einen Schluck Wein und stellte das Glas dann beiseite.

»Ruiniert es die Stimmung, wenn ich dir jetzt sage, dass ich dich liebe?« Fragte er beinahe schon vorsichtig.

Rohaja sah ihn an und schüttelte den Kopf. »Eigentlich hast du das noch nie gesagt. Ich wusste es zwar, aber ... so deutlich hast du es nie gesagt.«

Er nickte, sagte aber nichts dazu. Sein Gesicht verzog sich leicht, und Rohaja befürchtete schon, dass es wieder diesen unerträglich traurigen Ausdruck annehmen würde. Nicht heute, sagte sie sich selbst.

»Ich danke dir«, unterbrach sie seine Gedanken, worum auch immer sie kreisen mochten. »Danke, dass du bei mir bist. Ich habe es dir nie so deutlich gesagt, aber wenn du so ehrlich zu mir bist ... du bist nicht nur mein Geheimrat, oder mein Minister, oder mein Prinzgemahl. Ich fühle mich in deiner Gegenwart sicher, Rondrigan, so sicher, wie ich es vor unserer Ehe lange nicht getan habe. Ich glaube fast, seit dem Tod meiner Eltern gab es niemanden mehr, bei dem ich mich so fühlen konnte.«

Sie unterbrach sich selbst, weil der Gedanke an Emer und Brin noch immer schmerzte, auch nach so vielen Jahren. Und da waren auch andere Gedanken, an ihre Schwester, ihren Bruder ...

»Es tut mir leid«, sagte Rondrigan plötzlich und berührte sie sanft an der Schulter.

»Das muss es nicht. Meine Eltern haben mir alles gegeben, und jetzt haben sie Frieden. Ich ... weißt du, ich verstehe nicht viel von Liebe, fürchte ich, aber ich weiß ganz sicher, dass ich sie geliebt habe. So sehr, dass es mir heute noch manchmal das Herz herauszureißen droht, wenn ich an sie denke«, gab sie offen zu. Er wollte sie in den Arm nehmen, sie trösten, doch Rohaja lehnte ab. Sie wusste, dass sie ihn ansehen musste bei dem, was noch zu sagen war. »Wenn ich mir vorstelle, dir würde etwas zustoßen, geht es mir beinahe genauso.«

Ihre Worte zwangen ihn zu lächeln, ehrlich und aufrichtig, und der wässrige Glanz seiner Augen ließ durchscheinen, wie sehr ihn ihre Worte ergriffen. Rohaja wusste, dass er jetzt einige Fragen haben musste, aber es gab gerade nichts mehr zu sagen. Nicht heute, jedenfalls. Rondrigan spürte es offenbar auch, denn er biss sich auf die Zunge und schmunzelte stattdessen anzüglich.

»Du machst es mir nicht leicht«, seufzte er theatralisch. »Wie soll ich mich nur morgen auf meine Arbeit konzentrieren? Wie soll ich mit diesen Koscher Baronen reden, wenn du neben mir stehst und ich nur daran denken kann, wie wunderschön du auf den Knien vor mir ausgesehen hast?«

Rohajas Grinsen wurde breit, sogar breiter als seines. »Du bist Reichsgroßgeheimrat des Raulschen Reiches, du wirst dich ja wohl ein wenig zusammenreißen können«, ermahnte sie ihn

scherzhaft und fügte dann leiser hinzu: »Bring mich nicht in Versuchung, Rondrian, ich warne dich. Sonst wird die nächste Sitzung des Ulmenkabinetts für dich sehr anstrengend.«

Er lachte. »Das würdest du nicht wagen«, murmelte er, doch als sie nur eine Augenbraue hochzog, verstummte sein Lachen. »Nicht wahr? Rohaja?«

Für einen kurzen Moment ließ sie ihn zappeln, aber nur so lange, bis sie ihm die Umbenennung des Schlosses vergolten hatte. Dann lehnte sie sich nach vorne, lächelte und küsste ihn.

»Natürlich wäre ich niemals in einer Kabinettsitzung unanständig, ich bin schließlich die Kaiserin des Mittelreiches«, sagte sie dann in würdevollem Ton und erhob sich vom Bett. Sie genoss den Gedanken, dass er hinter ihr auf den Laken wartete und ihre gesamte nackte Schönheit bestaunte. Eine Kaiserin wird immer angesehen und bewundert, doch kein Blick gefiel ihr jemals so gut, wie der seine in diesem Moment, als sie über ihre Schulter sah und ihn anlächelte. »Aber es schadet auch nicht, wenn du die Möglichkeit, ich könnte so etwas tun, in deinem Kopf behältst. Nur für den Fall. Und für deine Träume ... heute Nacht.«



Die Rache des Erzmagus

Die Chroniken von Zirbel und Lutti 2

von Hexaplex und Rose Lipsdick

Gehorsam.

Demut.

Angst.

Die Empfindungen auf den Gesichtern derer, die ihm entgegenkamen, zeugten deutlich von dem Unbehagen, das allein der Blick auf Atherions zornverzerrtes Antlitz in ihnen hervorrief. Doch nicht einmal die unzweifelhafte Unterwürfigkeit in ihren scheu gesenkten Gesichtern vermochte es diesmal, Atherions Wut zu dämpfen. Zu sehr hatte ihn die Nachricht in Rage versetzt, die ihm sein Brieffreund in diesen Tagen hatte zukommen lassen.

Wobei ihn das Potential der Botschaft nicht hätte überraschen sollen. Bereits seit über zwei Götterläufen wartete an jedem Morgen, nachdem das Madamal in voller Pracht entfaltet am Himmel gestanden hatte, ein unscheinbares Päckchen auf dem Pult seiner Studierstube auf ihn. Und von jeher war dessen Inhalt sorgsam darauf ausgelegt gewesen, sein Blut zum Kochen zu bringen. Der Absender der unverschämten Provokationen war stets ungenannt geblieben, doch dank eines Objectovoco war es für Atherion ein Leichtes gewesen, schon dem ersten Päckchen den Namen seines Absenders zu entlocken, ehe er es geöffnet hatte.

Atherion spürte, wie die Wände seines Magens zu flirren begannen, als sich das verhasste Bild des fanatischen Geweihten aus Grangor in sein Bewusstsein drängte, während er wut-

schnaubend über die zugige Brücke schritt, die die Akademie mit seinem Abuja verband.

Auch wenn ihm nur allzu bewusst war, dass die Erinnerung an den verwirrten Wahnwitzigen, den er im Grunde bemitleidet hätte, wenn er zu solch selbstlosen Regungen fähig gewesen wäre, eigentlich nicht die Ursache für die unangenehme Reaktion seines Körpers war, beschloss er, dass nun die Zeit gekommen war, dem verachtenswerten Wicht eine Lektion zu erteilen. Aufgebracht brachte er die zahlreichen physischen wie magischen Barrieren zu seiner Behausung hinter sich und zog sich sogleich in seine privaten Gemächer in der Spitze des Turms zurück, den Kopf bereits voller heimtückischer und schmerzhafter Vergeltungsmaßnahmen, die er noch heute in die Tat umzusetzen gedachte.

»Warum so erzürnt?«, hörte er plötzlich eine sanfte Stimme hinter sich fragen. Zugleich entrüstet und erfreut über die unerwartete Gesellschaft fuhr Atherion herum. Aziza ruhte gelassen in seinem hohen Lehnstuhl am Fenster und studierte im einfallenden Sonnenlicht ein ihm nur allzu vertrautes Schriftstück. Eben selbiges hatte an diesem Morgen in dem bewussten Päckchen gelegen. Erneut loderte die Wut in seinem Innern auf und befahl seinem Herzen, die Verrichtung seiner Tätigkeit zu beschleunigen.

»Wie bist du in den Besitz dieses unnachahmlich lächerlichen Klatschblatts gekommen?«, schnaubte er gereizt und stürmte bereits auf sie zu, um ihr die Grangorer Ausgabe des Aventurischen Boten zu entreißen. Doch seine Geliebte runzelte nur mit dieser einmaligen Mischung aus Hoch- und Anmut die Braue, die seine Glieder sogleich wieder erlahmen ließ.

»Ich habe es angefordert, nachdem Isora ter Bresefinck, die oberste Rahjageweihte in Grangor, mir mitteilte, dass es lautstarke Proteste gegen die Ehrung gegeben hatte. Ich wollte mich mit eigenen Augen von der Einfalt des Mannes überzeugen, dessen Bemühungen einen solch langwierigen Streit zwischen zwei Kirchen innerhalb des göttlichen Pantheons vorangetrieben haben.«

Atherion schnaubte verächtlich, woraufhin die Geweihte wissend zu lächeln begann.

»Ich weiß, du sagtest ja bereits, dass du schon mit ihm zu tun hattest. Doch es schien mir zu unglaublich, dass der Intellekt eines gebildeten Mannes nicht größer als der einer gewöhnlichen Gans sein sollte, welche er mit vollem Herzen verehrt. Ich musste mich einfach selbst überzeugen.«

Wieder flog ihr belustigter Blick über die verschnörkelten Zeichen, deren Linien und Striche dem kundigen Auge Informationen preisgaben, die in Atherion Verachtung wachriefen. Zähneknirschend wandte der Erzmagier sich ab und steuerte erneut den kleinen Schreibtisch an, in dessen Schubladen er Tränke, Elixiere und diverse alchemistische Zutaten für alle Gelegenheiten verwahrte. Dabei kostete es ihn alle Mühe, seinen Verstand mit ausreichend Zorn und Rachsucht zu füttern, um diesen nicht zum Grund für seine Wut und – noch schlimmer – für seinen Schmerz zurückschweifen zu lassen.

Doch zu seinem Bedauern war Aziza eine äußerst gefühlssensible Frau. Noch während er in eifriger Geschäftigkeit in den Schubladen kramte, um all seine Anspannung und Enttäuschung in einem befreienden Akt der Vergeltung gegen diesen arroganten Wicht von Gottesgläubigem zu lenken, trat die Rahjageweihte von hinten an ihn heran und legte beschwichtigend ihre Hand auf seine Schulter.

Ihre Berührung ließ Atherion innehalten. Die Dienerin der Leidenschaft war eine außergewöhnliche Person mit einer so einzigartigen Präsenz, einer derart mächtigen Aura, dass allein ihre Gegenwart sowohl seelentiefe Ruhe in ihm hervorrief, wie sie zugleich sämtliche Gefühle in ihm erweckte und durch seine Glieder peitschen ließ. Selbst jene, die er nach jahrelanger Mühe endlich in den Schlaf geschickt hatte, um sie nicht mehr wahrnehmen zu müssen.

»Ich spüre, dass dieser Artikel deine Seele in starken Aufruhr versetzt hat«, raunte sie ruhig an seinem Ohr. Grimmig fuhr Atherion zu ihr herum und funkelte sie an, wobei ihre Hand durch den Schwung seiner Schulter von selbiger gelöst wurde.

Aber die Geweihte hielt seinem drohenden Blick ohne den winzigsten Anflug von Reue oder Schüchternheit stand.

»Thomeg, bitte rede mit mir. Du weißt, dass du deine Seele ins Ungleichgewicht bringst, wenn du deine Wut vor dir selbst verbirgst.«

»Ich verberge gar nichts!«, bellte Atherion und gab sich keine Mühe, den Zorn, der in ihm kochte, vor ihr zu verbergen. »Heute ist der Tag, an dem dieser nichtswürdige, geblendete Sohn eines räudigen Federviehs mich kennenlernen wird!«

»Aber weshalb?«

»Hast du nicht gelesen, was er geschrieben hat?! Dieser Wahnsinnige hat mich zum letzten Mal verhöhnt!«

»Dich verhöhnt?«

Azizas Gesicht zeigte deutliche Verständnislosigkeit, als sie abermals das Schriftstück ergriff und ihre Augen prüfend über die Zeilen schweifen ließ.

»Zur Schande der ganzen Stadt – Mutter Gans hab uns selig – wird der ehemalige Lustsklave Thomeg Atherions, Zirbel Frohsinn, als Vater seines götterverächtlichen Zapfenolisbos namentlich verewigt«, las sie laut und richtete dann erneut ihren fragenden Blick auf Atherion. Dieser erwiderte ihre unausgesprochene Verwunderung mit einem wütenden Schnauben, woraufhin seine Geliebte beschwichtigend den Arm hob, um ihm sanft über die Wange zu streichen.

Erneut kam ihre Berührung einem Blitzschlag gleich und Atherion spürte, wie ein unbändiger Sog sein Inneres erfasste und sämtliche Barrieren, die er seit jenem Tag im Raschtulswall um sein wutschnaubendes Herz gelegt hatte, davontrug.

Entrüstet öffnete er den Mund, um ihr zu sagen, dass sie ihren geheiligten Unsinn bei jemandem mit schwächerem Willen als dem seinen einsetzen sollte, doch als die Töne seine Lippen verließen, formten sie andere Worte, die plötzlich aufs Dringlichste aus ihm herauszubrechen schienen.

»Wie kann dieser blasierte Wahnwitzige es wagen, meinen Namen in einem Atemzug mit diesem unwürdigen Burschen zu nennen, der meine kostbaren Lehren dazu missbraucht, um die

niederen Triebe des Pöbels auf der Straße zu erwecken? Als gäbe es da draußen nicht genug Sklaven der dunklen Neigungen und Gelüste!«

Die Geweihte seufzte mitfühlend.

»Ich wusste es ...«

»Was wusstest du?«, donnerte Atherion, noch immer von dem Zorn getragen, den die Empörung über ihre eigenmächtige Öffnung seiner emotionalen Schleusen in ihm aufwallen ließ. Doch die entfesselten Gefühle in ihm ließen seinem Verstand nun keinen Raum, um sich näher damit zu befassen. Seine gesamte Empfindungswelt kreiste erneut um den Tag, an dem sein Günstling – von dem er sich wahrhaft Großes erhofft hatte – sich von ihm abgewandt und damit in Atherions Seele erstmals Regungen der Enttäuschung geboren hatte.

Atherion hatte dieses schmerzliche Kapitel fest verschlossen und einen Mantel des Schweigens darüber gelegt. Schließlich schmeichelte die Fehlentscheidung, die er in Hinsicht auf den Burschen getroffen hatte, weder seiner Menschenkenntnis noch seiner Allmacht und war als solche nichts, dessen es sich zu brüsten lohnte.

Doch als Aziza ihn nun ansah und ihre tiefbraunen Augen ihn durchdrangen, fühlte er, dass er den Kummer ob seines Versagens nicht länger vor ihr geheim halten konnte. Sie konnte in seiner Seele lesen, besser sogar, als er selbst es zuweilen vermochte. Er würde ihr nichts vormachen können.

In dem Moment, als diese quälende Einsicht seinen Körper durchdrang, spürte er, wie der flammende Zorn, die Wut und auch seine für ihn sonst so untypische Ungehaltenheit jäh wieder abflauten und nur ein Gefühl der Leere und der Frustration in ihm zurückließen. Gefühle, die er kannte, mit denen er umgehen konnte, wie ihm erleichtert auffiel. Seine Seele war wieder im Gleichgewicht und sein Körper entrüstete sich nicht länger unter der Last, die geradezu physisch auf seinem Herzen gelegen hatte, denn auch das unbestimmte Flirren in seiner Magengegend erstarb unvermittelt.

Seufzend holte Atherion Luft und kehrte ganz zu sich selbst zurück, spürte für einen Augenblick das vertraute Gefühl seiner Haut über seinen Knochen, Sehnen, Blutgefäßen, die ihm endlich wieder zu passen schien.

»Verzeih, dass ich laut geworden bin«, knurrte er kalt, nun wieder ganz Sinnbild von Autorität, Macht und Selbstbeherrschung. »Die Gefühle haben mich für einen Moment überwältigt.«

»Weil du sie verdrängt hast«, antwortete Aziza mitfühlend und legte den Zeitungsbericht auf die Tischplatte, auf der noch immer der lieblos herausgekrante Inhalt der offenen Schubladen thronte. »Es hat mit diesem Scholaren zu tun, der uns verließ, nicht wahr? Du warst ihm zugetan, mehr als sonst einem Schüler.«

Atherion nickte kühl.

»Ich habe damals einen Fehler gemacht, ihn zu unterrichten. Ich hielt ihn für würdig. Dabei war er nicht einmal Schüler meiner Akademie. Und nun ...«, er nickte abfällig und mit grimmigem Ausdruck der Schlagzeile auf dem Pergament entgegen, »muss ich mit der Schmach leben, dass die notgeilen Zaubertricks dieses Möchtegernmagiers öffentlich mit meiner Person, mit meiner Magie, in Zusammenhang gebracht werden.«

Er seufzte tief und als er ausatmete war ihm, als verlasse auch der letzte Funke Scham und Beklemmung ob dieser wenig schmeichelhaften Verbindung seinen Körper.

»Ich hätte es wissen müssen, dass der Kleine nicht die nötige Willensstärke besaß, um die Lektionen zu bestehen, die der Levthansweg ihm abverlangt. Keine Ahnung, was mich damals dazu verleitet hat, ihn dennoch ...«

Er unterbrach sich, als Aziza mit einem Mal erneut seine Hand ergriff. Diesmal blieb der Wirbel der Gefühle in ihm jedoch aus und ihre Berührung strahlte nichts aus als Ruhe, Verständnis, Trost und Zuversicht.

»Denkst du wirklich, er sei unwürdig gewesen?«

Die Frage überraschte Atherion und er hob eine Braue.

»Er ist bereits geflohen, ehe wir es überhaupt zum Feuerkloster geschafft haben«, rief er der Geweihten in Erinnerung, als würde dies jegliche Zweifel ausräumen.

»Wie kannst du ihm dann mangelnde Willensstärke oder fehlenden Freiheitsdrang vorwerfen?«, entgegnete seine Geliebte unbeeindruckt. Neugierig runzelte Atherion die Stirn. Es war eine stumme Aufforderung fortzufahren.

»Wir beide wissen doch nur zu gut, dass jeder Kampf um die Freiheit des Willens immer die Gefahr in sich birgt, diesen vollends zu brechen. Indem du von deinen Scholaren mehr verlangst, als sie zu geben bereit sind, reizt du nicht nur ihre persönlichen Hemmschwellen aus, sondern riskierst zugleich, dass sie diese vollkommen überwinden. Und kann jemand, der keinerlei individuelle Grenzen oder Tabus mehr anerkennt, noch so etwas wie persönliche Integrität besitzen? Und damit einen freien Willen?«

Nachdenklich verschränkte Atherion die Arme vor der Brust und zog seine Stirn noch tiefer in Falten, sodass seine Miene nun mehr einer bizarren Fratze namenloser Götzenkulte glich. Die Rahjageweihte hatte einen interessanten Punkt angesprochen, der durchaus einige seiner schärferen Gedanken bedurfte, um ihn abzuwägen.

»Du denkst also, die Flucht des Jungen war ein Ausdruck seiner Integrität? Ein Akt eines wahrhaft freien Willens, der die Grenzen, die von außen an ihn herangetragen wurden, überwunden hat, nur um sich dann seinen eigenen, ganz persönlichen, selbst abgesteckten Grenzen zu beugen?«

Er legte sinnierend einen Finger ans Kinn und wie er so darüber nachdachte, erschien zum ersten Mal an diesem Tag ein Lächeln auf Atherions Gesicht.

»Ein interessanter Gedanke ...«



Druckfrisch und noch leicht warm unter seiner Hand, führte Zirbel den Zeigefinger geschwind über die Lettern des Tagesblatts. Sein

flatterndes Blinzeln und schiefgelegter Kopf verrieten Lutisana bereits, dass der Magus nicht begriff, was er sah. Als er gerade zum dritten Mal wieder am Anfang des Artikels beginnen wollte, zog Lutisana den Aventurischen Boten über den Tisch zu sich zurück. Dramatisch seufzend strich sie ihr langes Haar über die Schulter und richtete sich erhaben auf, sodass ihr Stuhl erschreckt knackte. Um das Theater zu vervollständigen, räusperte sie noch in ihre Faust ehe sie mit voller Stimme vorlas:

»Zu Ehren seyner herausragenden Dienste im Namen Rahjas, werde dem Antrag Halbert Lusthubers heute feierlich von Grangors Rahjatempelvorsteherin, Isora ter Bresefinck, Geltung gewährt, sodass zur Ehr des Adeptus Zirbel Frohsinn dem Gehölz seines Lustzapfenstabes der Name Zirbelkiefer verliehen sey. Fortan sei er als Ehrenbürger jederfrau und jedermann der Stadt bekannt.«

Ihre Züge lockerten sich wieder und ihre warmen braunen Augen fixierten Zirbel.

»Herzlichen Glückwunsch! Du hast es geschafft, mein Bester!«

Lutisana hatte Zirbel in den vergangenen Monaten stets zur Seite gestanden. Auch jetzt, als kleine Tränchen in seine Augen krochen, griff sie nach seiner Hand und drückte sie fest, bereit, jede Welle mit ihm zu reiten, die das Leben ihnen entgegenwarf.

»Das ist ... überwältigend. Wirklich.«

Lutisana entging Zirbels zögerlicher Tonfall nicht. Noch weniger konnte der Magus vor ihr verbergen, dass das Licht der Freude kaum seine Züge zu erhellen vermochte, obwohl die frohe Botschaft seinem Werk die Anerkennung einbrachte, die er sich so lange ersehnt hatte.

»Hey, Zirbelchen! Was soll die Miene?«

»Ich, nun ... ich wusste schon davon.«

»Warum bist du dann so überrascht?«

»In meiner Quelle wurde die Ehre etwas anders beschrieben.«

Einige Momente verstrichen, in denen Lutisana Zirbel erwartungsvoll anstarrte, bis sie ihrer Ungeduld mit wedelnden Händen Ausdruck verlieh.

Statt einer Erklärung wies er auf den Berg zerknüllten Papiers neben der Eingangstür, der für ihn sprechen sollte. Dieser war Lutisana zuvor nicht besonders aufgefallen. Nicht einmal als sie sich beim Eintreten in Zirbels Zimmer in einem heroischen Kraftakt gegen die Tür hatte werfen müssen, damit diese trotz des sperrigen Krempels dahinter nachgab. Eben noch war der Tag wie jeder andere gewesen, bequeme Monotonie, fein gewürzt mit frohen Nachrichten, die zum Feiern einluden. Als sie nun jedoch einen der zerknüllten Zettel vom Boden aufas und hastig entfaltete, entglitten ihr die Gesichtszüge.

Unsicher darüber, wie sie die fürchterliche Erkenntnis verbergen sollte, die sich angesichts der Zeilen in ihren Ausdruck schnitt, gab sie vor, noch im Lesen begriffen zu sein, um Zeit zu schinden. Mit dem Rücken als Schild stand sie da und wälzte Formulierungen in ihrem Kopf, um den richtigen Anfang zu finden. Sie wusste, dass er nicht bereit für das Gespräch war, welches sie nun endlich führen mussten. Um sich und Zirbel einen weiteren Moment Ruhe vor dem Sturm zu gewähren, kartographierte sie die Lage.

Alles in allem war Zirbels Zauberhaftes Zauberlädchen in den Vorräumen des Häuschens zu einer ernstzunehmenden arkanen Stätte herangewachsen und die zusätzlichen Einnahmen, die Zirbels mysteriöses neues Wissen einbrachten, taten den Räumlichkeiten sichtlich gut. Sogar einen jungen Anwärter der hiesigen Magierakademie hatte er als Aushilfe für den Laden einstellen können, der immerzu Wache und Ordnung hielt. Nur in Zirbels privaten Kammern im hinteren Teil des Hauses herrschte Chaos – im übertragenen Sinne. Trotz aller, teils gruselig effektiven, Artefakte und Vorführungen, die Lutisana seit Zirbels Rückkehr vom Studium an der Al'Achami Fasars studieren durfte (im Namen der Kunst und der Inspiration, selbstverständlich!), etwas niederhöllisches hatte sie hier nie gesehen.

Neugierig hatte sie, inmitten haufenweise fremdartiger Artefakte hockend, unzählige Male seinen Ausführungen zu sexualmagischen Ritualen gelauscht. Es war seinerseits zu einem kleinen Ritual geworden, dass sie windtags mit frischem Tee durch

seine Tür spazierte, sich ein kleines Plätzchen in seinem Arbeitszimmer freischaufelte und dann bis zum Abend neben ihm saß, während sie beide an ihren Projekten arbeiteten. Meistens befragte sie ihn dann zu theoretischen Möglichkeiten, die eine oder andere Sensation auszulösen, um zu verführen und dergleichen, immer darauf bedacht, in ihren Büchern lebensnahe Praktik mit schwärmerischer Idealisierung zu verschmelzen.

Dann und wann überraschte er sie dabei sogar mit einigen Details, die eine Praxiserfahrung andeuteten, die sie ihm nicht zugebraut hatte. Statt ihn mit ungläubigen Blicken zu taxieren, hatte sie um ihretwillen nickend und schweigend alles notiert, das er mit ihr teilen wollte. Erotische Romane schrieben sich schließlich nicht von selbst und wenn man damit in Grangor überleben wollte, tat man gut daran, sich ergiebige Quellen zu sichern. Prüde Abstinenz in allen öffentlichen Bereichen des Lebens hatte die Bewohner der Stadt einen Appetit für perverse Kreativität entwickeln lassen, der sich am Erfolg ihres letzten Werks Mondsilberne Nächte (mit dem Untertitel *Die Blume des Schicksals* – eine mehrteilige Reihe, natürlich) in Dukaten wiegen ließ.

Doch nicht nur Zirbels Laden, welcher neben dem Angebot sexualmagischer Artefakte die größte Buchhandlung ihrer erotischen Romane war, hatte eine beachtliche Entwicklung unterlaufen. Wissen und Selbstbewusstsein schienen ihrem Freund in Fasar mit dem Löffel eingeflößt worden zu sein. In einigen Belangen glich er kaum der Person, die sie einst während eines kleinen Abenteuers kennenlernte, als sie ausversehen einen maraskanischen Hexer der Dämonerei überführt hatten. Damals wurde sein schnippisches Wesen von Unsicherheit und Versagensängsten im Zaum gehalten, sodass sein schüchtern unsteter Blick nur in Ausnahmefällen (wenn jemand in seiner damaligen Bruchbude von Laden tatsächlich Interesse äußerte) einmal das Ziel fokussierte und er sich zur Konversation zwang. Nun jedoch schien er zugleich entfesselt und doch immer unterschwellig von einer Last begleitet, für die Lutisana, trotz ihres schriftstellerischen Begriffsarsenals, nur den unbefriedigenden Ausdruck Liebeskummer parat hatte. Doch die Sache schien viele Dimensi-

onen zu umfassen. Wie sonst ließ sich erklären, dass Zirbel nach seiner Leidensphase nicht nur zu seinem alten Selbst zurückfand, sondern zu einem stärkeren?

Sein Blick war klar, sein Rücken gerade. Er hatte sich nach und nach eine neue Garderobe mit Roben in satten Rottönen zugelegt, die anstößige Embleme zur Schau stellten. Ja, ganz so, als sei er das erste Mal Stolz auf seine Zunft. Sein Blick wirkte stets enorm konzentriert, doch ebenso freundlich und er sprach mit einer vollen Stimme, die oft amüsante Worte fand, welche die Menschentrauben vor seinem Laden begierig aufsogen.

Wie der läppische Engasaler zu einem Mann der Menge geworden war, gab Lutisana Rätsel auf. Ohne ein Wort war er damals, vor der Metamorphose, plötzlich aus der Stadt verschwunden, ohne ihr auch nur Lebewohl zu wünschen. Obwohl sie fest geplant hatte, ihm nicht zu verzeihen, hatte sein völlig zerstörter Zustand, bei seiner überraschenden Wiederkehr wenige Monate später, sie eines Besseren belehrt. Was immer ihm widerfahren war, er hatte eine Schulter zum Trost gebraucht, wenn er je wieder heilen sollte. Also war sie an seiner Seite gewesen.

Einer Episode wortloser Schmerzenskrämpfe, die Zirbels kleines Herz seiner Seele aufbürdete, war eine Phase artikulierten Selbstmitleids gefolgt, die selbst Lutisana in ihrer reichen Bebilderung neues Vokabular lehren konnte. Aber immer nur sprach ihr gebrochener Freund von ihm. Einem Er, dessen Name sowohl unausgesprochen, als auch unillustriert blieb. Selbst die Schreckenstaten, die dieser geheimnisvolle Herzensbrecher an Zirbel verbrochen haben musste, beschrieb der Engasaler nie konkret. War es Scham? Bei einem Sexualmagier? Dies schien ihr als Begründung nicht ausreichend.

Lutisana wurde zwischen den Zeilen nur deutlich, dass Zirbel von seiner Zuneigung fundamental verwirrt war und seine Agonie wohl etwas mit einer Desillusionierungserfahrung bezüglich seines Angebeteten zu tun hatte. Und Anbetung schien exakt das richtige Wort zu sein, um Zirbels Haltung zu diesem Unbekannten zu beschreiben.

»Nun, du warst eben verliebt, es ist nur natürlich, dass deine Sinne da verblendet waren«, war ihr einmal herausgerutscht, als sie gerade mit Gebäck und Trunk einen von Zirbels Wehmutsanfällen zu lindern gesucht hatte. Er wäre ihr am Tisch erstickt, wenn sie nicht so schnell reagiert und mit einem beherzten Griff seine Luftröhre von der Grangorer Rosinenschnecke befreit hätte.

Stotternd hatte er sie darüber informiert, dass die Beziehung mit ihm eher formell gewesen sei. Die Fakten zeugten von einer anderen Geschichte. Dreiundneunzig mal zog die Praiosscheibe im Wettlauf mit dem Madamal über den Horizont, bis Lutisana Zirbel nicht mehr mit ungeschickten Formulierungen ausversehen zum Weinen brachte. Sie wusste dies, weil sie neben einer Liste der verbotenen Worte einen Kalender geführt hatte, in dem sie Zirbels Schilderungen detailliert niederschrieb, um irgendwann Anfang, Mitte und Ende seiner Reise chronologisch beisammen zu haben. Oft belästigte sie Priester verschiedener Tempel, um Gesprächstechniken zu erlernen, die es ihr leichter machen würden Zirbels Leid zu mindern.

Irgendwann danach hatten sie schließlich den Punkt erreicht, an dem Zirbel rational mit ihr über die Angelegenheit sprechen konnte, ohne rotanlaufend vor sich hin zu sterben, wenn sie das L-Wort ins Spiel brachte, oder gar aus dem Raum zu stolpern. Halb in seinem Kragen versunken, hatte er sie gefragt, ob das denn »normal« sei, »... so spät etwas ... derartiges, so ... Fundamentales an sich zu bemerken ...« Schließlich hätte er sich nie vorher für einen Mann interessiert.

Wie eine geduldige Seelsorgerin hatte Lutisana ihm versichert, dass sich viele Menschen ihrer rahjanischen Zuneigungen – gleich ob für Männer, Frauen oder beide – noch viel später im Leben als er bewusst würden.

»Freu dich, mein Bester, du trägst doppelt so viel Liebe in dir, wie du dachtest!«, hatte sie gesagt. Sie hatte ihn nie vorher so glücklich gesehen.

Einmal völlig ausgebrannt von Reue stieg der junge Magier aus seiner Asche. Das Gesamtbild zeigte einen neu geborenen Mann,

der, wie sie entgegen aller ihrer Erinnerungen zugeben musste, als recht attraktiv beschrieben werden konnte. Ab dem Mittag eines unbestimmten Regentages sogar in einem Maße, welches sie dazu verleitet hatte, ihn darauf anzusprechen, von ihrer Neugier unbekümmert darüber, ob es ihn beleidigen würde. Strahlend hatte Zirbel ihr erklärt, dass ihm endlich die Bindung eines Zaubers an seinen Stab gelungen war, den er ihr als Satuaras Herrlichkeit vorgestellt hatte. Spätestens ab diesem Tage, genauer, seit dem Zeitpunkt des folgenden Abendspaziergangs des verwandelten Magisters, war sein Laden voll mit Kunden, die nach Artefakten mit dem magischen Schönheitsmittel bettelten, um ihre Angebeteten zu gewinnen.

Hässliche Erinnerungen, schöne Erinnerungen, doch nichts hatte sie auf das vorbereitet, was der Zettel in ihren Händen der Welt entgegen schrie. Es war das aktuelle Wochenblatt des Tempels der Heiligen Zuflucht oder eher: dessen tägliches Pamphlet *Im Namen unsrer Mutter Gans*. Der verrückte Traviafanatiker Trajan Ilsand hatte den Leitartikel verfasst – wer auch sonst?

In ihrem Kopf hörte sie seine Tröpfchen sprühende Stimme die Nachricht des Tages brüllen: »Zur Schande der ganzen Stadt – Mutter Gans hab uns selig – wird der ehemalige Lustsklave Thomag Atherions, Zirbel Frohsinn, als Vater seines götterverächtlichen Zapfenolisbos namentlich verewigt.«

Zusammengesackt und sein Haupt auf eine Hand stützend, beobachtete Zirbel Lutisana aus dem Augenwinkel. Sein eigenes Herz vermochte er mittlerweile mit Würde zu tragen, gleich wie schwer es ihm manchmal noch in der Brust lag. Lutisanas Leiden jedoch konnte er nicht länger standhalten, sie hatte es verdient, glücklich zu sein. Nach einer größeren Weile drehte sie sich schließlich langsam um und Zirbel hielt die Luft an, um sich zu wappnen. Erleichtert sah er ihre glatten Züge. Keine Spur von Wut, ob seiner Verschwiegenheit oder Vorwürfen, die er allesamt verdient gehabt hätte, kein Mitleid, kein Hass, sie stand einfach nur da. Er war dankbar und beleidigt zugleich.

»Wie ... wie fühlst du dich, Zirbel?«

»Wie ich mich fühle? Stell dir vor – stell dir nur vor, wie ER sich fühlt!«

Lutisana zuckte zusammen und hielt sich eingeschüchtert an ihrem zerknüllten Pamphlet fest. Zirbel war unwillkürlich aufgesprungen, sein Stuhl zur Seite gefallen, wo er Lutisanas Augen beschäftigt hielt, die nicht dem Magister ausgeliefert werden wollten. Sie hörte Zirbel heftig atmen. Leise, ganz leise. Dann lauter und lauter.

Lutisana konnte es kaum fassen. Zirbel lachte. Dazu ein ehrliches Lachen, ein Lachen des Herzens, das sich aus der Knechtschaft des Brustkorbs befreite, wie ein Gefangener aus Rippengittern. Zirbel wusste nicht, dass Lutisana ihre Emotionen nur zurückhielt, um ihn zu schonen. In diesem Moment hätte ihn dies aber sowieso nicht interessiert. Ihr war merklich unwohl ob seiner Reaktion, doch auch das übersah er. Lutisana las an Zirbels wirr umherspringenden Augen, wie er seine Gedanken sortierte. Noch immer erschütterte ein Nachbeben des Gefühlsausbruchs seine Brust. Etwas Fieses war in seine Miene gezogen und trieb die Zögerlichkeit aus seiner Stimme, die ihn den ganzen Morgen zu einem Schatten seiner selbst reduziert hatte.

»Ich hoffe es schmerzt ihn, seinen erhabenen Namen mit meiner Wenigkeit beschmutzt zu sehen.«

Ein hinterhältiges Grinsen umspielte seine Züge, als er Lutisana sein Amüsement erklärte. Fast fürchtete Lutisana, ein weiteres Lachen würde sich aus ihm kämpfen, als er hinzufügte: »Ich hoffe er wird verspottet. Dieser Trottel Trajan denkt, er hätte mir meinen Triumph verdorben. Nur aus seiner kranken Welt-sicht ist es eine Schande mit einem Erzmagus in einem Atemzug genannt zu werden. Sehr gut, Trajan. Scheinbar wirst selbst du einmal nützlich.«

Eine Weile wusste Lutisana nicht, was sie sagen sollte. So hatte sie ihren Freund noch nie gesehen, es schnürte ihr die Kehle zu. Doch sie kämpfte sich frei.

»Zirbel, ich weiß, was du denkst. Es ist zwei Jahre her! Warum kommt sie mir jetzt wieder damit an? Und ja, ich verstehe deine Abneigung. Aber ...«

»Aber?«, schnitt er ihr ins Wort.

Sie ließ die Augen zu Boden fallen und nahm einen letzten Schluck Luft.

»Du musst mir erzählen, was damals passiert ist.«

Ihre Lippen bebten. Um keinen Preis wollte sie seinen Rückfall riskieren, doch sie hatte Angst. Eine gar mächtige Furcht krampfte ihre Finger fester und fester um den Zettel, der eine Wahrheit präsentierte, die doch wirklich nichts erklärte, außer, dass Zirbel in Gefahr war.

»Weißt du, Lutti, ich könnte schöne Worte finden. So falsch liegt der Traviakriecher am Ende aber doch nicht, dass es die Mühe wert wäre.«

»Hat dieser Thomeg dir etwas angetan?«

Wie in einer Übung zur Flucht, begann Zirbel unruhig umherzugehen. Ihr formloser Ton bereitete ihm Unbehagen, als fürchtete er, die respektlose Geste würde die Vergeltung des Erzmagisters heraufbeschwören.

»Ich – nein, Lutti. Ja. Alles ist gut, versprochen.«

Sie taxierte ihn lange.

»Ist es? Du sagst, es wird ihm nicht gefallen, öffentlich mit dir in Verbindung gebracht zu werden. Heißt das ... was heißt das, Zirbel?«

Er kam zu stehen und schien, mit geneigtem Kopf, nachzudenken.

Nichts, wollte er sagen, doch er spürte, dass es diesmal kein Entrinnen gab.

»Du willst wissen, was ich damals in Fasar getan habe? Ob er sich rächen will, weil ich etwas getan habe, das ihm nicht gefiel?«

Sie nickte.

»Du weißt, wer er ist, oder?«

Sie nickte heftig. Keine Erotikschriftstellerin kam daran vorbei, die aufregenden und grausamen Legenden von der Fasarer Al'Achami und ihren Sexualmagistern zu studieren. Die Spektakularität der verwunschenen Luststätte war Protagonist wildester Verschwörungstheorien und unzähliger, teils absurder, Unterhaltungsliteratur der besonderen Art. Manche sagten, er könne

in Gedanken lesen und würde nutzen was er fand, um seinen willenlosen Dienern endlose Agonien von Visionen ihrer unerfüllten Wünsche zu bereiten. Zum Spaß. Andere behaupteten, er sei ein Sphärenwandler, der die Haut eines Menschen lediglich wie einen Anzug über seine dämonische Fratze gezogen hatte.

»Ich weiß nicht, ob er all das ist, was dir in den Sinn kommt. Aber ich weiß, dass eine Person ... meines ... Formats ihm sicher keine schlaflosen Nächte bereitet.«

»Bist du sicher?«

»Ja.«

In Anbetracht des Ernstes der Lage, hatte Lutisana vorgehabt rücksichtslos nachzuhaken. Alles an seiner kurzen Antwort – Rhythmus, Intonation, Präsentation – schien ihr von so vollendeter Aufrichtigkeit und Überzeugung, dass sie, erleichtert, den Plan verwarf. Tatsächlich schien er auf einmal so mit sich im Reinen zu sein, dass gleichsam alle untypische Schadenfreude und alle ungewollte Sehnsucht nach seinem alten Meister von ihm zu weichen schienen, wie ein ausgetriebener Geist. Mutig nutzte sie die Gelegenheit, ihren gewohnten Ton wiederzufinden, den Trajans Tiraden und alte Schatten nicht weiter in dissonante Akkorde zwingen sollten.

»Du schuldest mir eine Geschichte, Zirbelchen!«, brach es aus ihr heraus. »Und es ist besser die Beste, die ich je gehört habe!«

»Du meinst, du schuldest deinen Lesern eine Geschichte«, lächelte er zurück, bevor seine Augen sich zu neckischen Schlitzeln verengten. »Außerdem: zweimal ›besser‹ in einem Satz? Du hast es mittlerweile scheinbar wirklich nötig, wieder ins Schreiben zu kommen.«

»Hört und staunt, der Magister kann wieder frech werden! Wird Zeit, dir das Maul zu stopfen!«, entgegnete sie und machte sich auf den Weg zum frischen Gebäck in ihrer Tasche, die sie bei ihrer Ankunft zwischen zwei knollige, überwuchernde Pflanzen am Fenster geworfen hatte. »Die doppelte Buttercreme wird schaffen, wo der alte Lustmolch gescheitert ist.«

Sie grinste, er lachte.

»Dann hoffe ich, du hast viel Papier mitgebracht. Ich bin so weit.«

Lutisana blickte schnell von ihrer Tasche auf, in der sie nach dem gefüllten Zuckerbrot kramte, und erhaschte noch einen Blick auf Zirbels verlegenes Lächeln, das langsam in andächtige Ruhe abflachte. Sie würde ihn beim Wort nehmen.

In alter Manier verbrachten sie den Abend mit einem dampfenden Teekesselchen und der, diesmal, unzensierten Geschichte von Zirbels Reise. Sie dachte schon vor der großen Enthüllung, dass er jedes Türmchen der Fasarer Magierakademie und jeden Busch des Raschtulswall aus seiner Erinnerung vierfach umgekrempelt haben musste, um Stoff für die immer neuen Erzählungen zusammenzubekommen. Wie sich herausstellte, hatte sie noch gar nichts gehört.

Während Zirbel seine erste Begegnung mit dem Magister Magnus Controllarius Thomeg Atherion schilderte, immer mit den kleinen wippenden Handbewegungen untermalt, die so typisch für ihn waren, schimmerte manchmal der alte Zirbel hervor, der sich nur mühsam von Wort zu Wort hangelte. Lutisana blieb geduldig und wurde mit Wissen über geheime Rituale, aber auch die Abgründe mancher menschlichen Seele belohnt.

»Also, wie lautet dein Verdikt?«, endete er schließlich, nachdem er versprochen hatte, die Stellen einmal nachzuholen, die er bei diesem ersten Durchlauf übersprungen hatte.

»Die Geschichte war gut. Etwas sentimental hier und da, aber das passt zu dir. Und bei allen Göttern: Ich hasse Atherion.«

Die größte Last war von Zirbel genommen, als er ihre trockene Antwort kurz hinter seinen Lidern festhielt, ehe er sie wieder anblicken konnte. Er hatte ihr genug angetan, sie dürfte ihn nie wieder weinen sehen.

»Auch wenn ich der unbeschämten Ansicht bin, dass euer – Ding – als Buch der absolute Verkaufsschlager wäre. Man würde es mir aus den Händen reißen, das würde sogar heimlich unter den Bänken des Traviatempels rumgereicht werden. Über Anonymisierungen lässt sich verhandeln, aber, überleg nur mal,

wie du gefeiert werden würdest – und nicht nur in deiner Zunft –, wenn ...«

Zirbel sprang auf und umarmte sie. Eine Weile saßen sie da und hielten sich, bis er sich die letzte Träne für die Vergangenheit aus dem Augenwinkel wischte.

»Danke, Lutti.«



Konzentriert beugte Thomeg Atherion sich über die Schale, auf deren flüssiger Oberfläche sich erhaben das Madamal abzeichnete. Ein stummes Murmeln fremdartiger Worte sorgte dafür, dass die Substanz zu zittern begann und undeutliche Konturen hervorbrachte, die sich auf magische Weise in die Länge zogen, sich zusehends schärften und erhellten, bis sich ein friedvolles Bild vor Atherions Augen abzeichnete.

Die Schale eröffnete ihm einen Blick in die dunkle, einzig von schwachem Madalicht beschienene, Schlafkammer des ehemaligen Scholaren, dem zu vergeben er sich nach langem Wägen und Zaudern bereiterklärt hatte. Der junge Magier lag in tiefem Schlummer, kauerte sich in die wärmenden Falten seines Lakens, ein seliges Lächeln auf den sonst so losgelösten Zügen.

Zufrieden mit dem, was sich ihm offenbart hatte, trat Atherion von der Schale zurück und begab sich zu seiner Ruhestätte. Es kostete ihn lediglich eine Handbewegung, um die sorgfältig rund um sein Lager drapierten Kerzen aufflammen zu lassen, deren Schein ihm sein Vorhaben erleichtern würde. Dann ließ er sich entspannt in die weichen Seidenkissen sinken und schloss die Augen.

Mit nach außen wie innen geöffneten Sinnen hieß er die Erinnerungen an den jungen Mann willkommen, ließ sich von ihnen tragen, in dessen Kammer, in dessen Bett – in dessen Gedanken, die einem undeutlichen Nebel gleich durch sein Bewusstsein wirbelten.



Langsam nahm die Umgebung Gestalt an. Langsam klärten sich Raum und Zeit um ihn herum und erlaubten ihm eine erste Orientierung in der fremden Welt, die so fremd gar nicht zu sein schien. Überrascht sah er sich um und stellte schmunzelnd fest, dass der junge Mann ihn zu jener kahlen Lichtung zurückgeführt hatte, die lediglich von einigen hohen Nadelbäumen und robusten Gebirgsgewächsen gesäumt wurde.

Bedächtig schritt er durch die Schatten der Bäume und folgte dem jüngst von der Natur zurückeroberten Trampelpfad, der ihn, wie er wusste, zum Rand einer steilen Felskuppe führen würde, auf der ein einziger Nadelbaum thronte.

Und unter diesem Baum werde ich den Jungen finden.

Während Atherion sich seinen Weg durch das im Madaschein ruhende Dickicht bahnte, wiesen ihn seine Sinne auf die zarten Dissonanzen hin, die diese Szenerie seinem Gedächtnis noch zu entlocken vermochte. In seiner Erinnerung hatte das Knistern eines Feuers und gedämpftes Stimmengewirr in seinen Ohren geklungen und ein eisiger Wind hatte die Härchen auf seiner unbedeckten Haut aufgerichtet. Doch diese Wirklichkeit entbehrte all dieser unliebsamen Belästigungen, schien ein komplexes Sammelsurium all jener Eindrücke zu vermengen, in denen die sensible Saat der Leidenschaft erwachsen konnte.

Erregt von dieser Vorstellung, schloss Atherion die Augen und atmete tief ein, ließ die laue Bergluft in seine Lungen fließen und schmeckte dem Aroma der Lust nach, das sich dabei auf seine Zunge legte.

»Hmm ...«

Ein genussvolles Stöhnen drang an seine Ohren.

Eine weitere Dissonanz, erkannte Atherion, öffnete erneut die Augen und ließ sich von seiner aufkeimenden Neugier leiten. Die lüsternen Laute näherten sich mit jedem seiner Schritte, sodass er bald ihre ihm nur allzu vertrauten Urheber heraushören konnte.

Als er die Felsnase erreichte, bot sich ihm ein anregendes Bild der Verzückung. Nicht der Junge, sondern Aziza blickte ihm unter den tiefhängenden Nadeln des Gewächses entgegen, dessen

Wurzeln einem moosbewachsenen Bettgestell ähnelten. Sie kauerte auf allen vieren und verdrehte bei jedem Stoß des hinter ihr knienden jungen Mannes ekstatisch die Augen.

»Mehr ... Fester ... Oh ja ...«

Unverzüglich richtete sich seine Männlichkeit unter der luftigen Robe auf und deutete einer Wünschelrute gleich auf die Objekte seiner Begierde.

Ich wusste, dass der Junge sie begehrt. Doch ein solcher Traum ...? Könnte ebenso gut meinem verlangenden Geiste entsprungen sein ... Aber nein, es ist seiner. Zumindest bis jetzt.

Leise trat Atherion aus dem Schatten der Bäume und schlenkerte auf die kopulierenden Körper zu. Beide Köpfe hoben sich in völligem Einklang der Bewegung, doch die sich auf ihnen abzeichnenden Mienen hätten unterschiedlicher kaum sein können. In Azizas Gesicht hatte sich ein erwartungsvolles Lächeln geschlichen und sie zwinkerte ihm in offenherzigem Verlangen zu – eine unausgesprochene Einladung, ihren Körper in Besitz zu nehmen.

Die Züge des Jungen hingegen schienen unvermittelt zu entgleisen, verzogen sich zu einer erschütterten Fratze aus Schrecken und Angst, Scham und Wut, Erwartung und Demut. Seine Hüften waren in der Bewegung erstarrt als wären sie Statuen ihrer selbst.

»M-M-Meister ...? Ich ...!«

Röte überzog seine Wangen und Atherion sah, wie sein Leib verzweifelt versuchte, die soeben genossene Vereinigung mit Aziza zu lösen. Doch diese hatte ihren Oberkörper nun aufgerichtet und hielt seine Lenden bestimmt an ihren Körper geschmiegt, ein stummes Flehen in den Augen, dass der Bursche sich ihr nicht entzog.

»Es ist in Ordnung. Ignorier Thomeg einfach. Er wird uns nur zusehen.«

»N-Nein ...«, stammelte der Junge, brach jedoch vor Lust keuchend ab, als Aziza ihn mit einer Bewegung ihres Beckens erneut tief in sich aufnahm.

»Du weißt, dass Thomeg nichts dagegen hat, wenn wir gemeinsam auf den Pfaden Rahjas wandeln«, fuhr die Geweihte an Zirbels Ohr fort und ihre Stimme erregte Atherion beinahe so sehr wie die Vorstellung, erneut Zeuge ihrer Vereinigung zu werden.

Wie auf samtenen Schwingen überwand er die letzte Distanz zu den vor ihm verbundenen Leibern, wo Aziza sich bereits demonstrativ zu ihm aufrichtete, um ihn mit geöffneten Armen willkommen zu heißen. Ihre Lippen umfingen die seinen mit unverstelltem Verlangen und ihre Hände glitten über Atherions Lenden, um seine erhärtete Lust zu befreien, als er sich vor ihr auf das seidige Lager aus Moos und Federn kniete.

In ihrem Rücken konnte Atherion das gehemmte Gesicht des Jungmagiers ausmachen, auf dem sich ein offener Konflikt spiegelte.

»Ich hatte angenommen, du hättest inzwischen gelernt, die Reinheit deiner Empfindungen nicht durch belastende Gedanken trüben zu lassen«, intonierte Atherion in der gleichen Art wie damals, was dem Jungen sogleich einen erregten Schauer durch den Körper jagte. Lächelnd schmiegte Atherion sich an die weichen Rundungen der Geweihten und legte sein Kinn auf ihrem Hals ab, ohne die Augen jedoch von Zirbel zu lassen.

»Verrat mir, meine Liebe, steht sein Stab in vollem Saft?«

»Ja ...«, erklang Azizas dunkles Stöhnen an seiner Schulter. Es klang verträumt und lüstern zugleich. Der junge Mann zuckte bei ihrem Geständnis unverzüglich zusammen und ein neuer Rotton erschien auf seinen Wangen, als hätte die Bestätigung der Geweihten ihn bloßgestellt.

Was zweifellos auch der Fall war, erkannte Atherion, als die Berührung von Haut auf Haut an seiner Brust ihm verriet, dass seine Robe und der Rest seiner Kleidung mit einem Mal verschwunden waren, als hätte er sie nie getragen.

Was an sich selbstverständlich nichts Außergewöhnliches war. Dies war schließlich ein Traum. Die Gegebenheiten dieser Wirklichkeit zeichneten sich dadurch aus, dass das Bewusstsein des

Träumenden sie nach Belieben ändern oder seinen Wünschen und Sehnsüchten entsprechend formen konnte.

Aber dass er nun von einem Augenblick zum anderen unbekleidet Teil dieser Zusammenkunft geworden war ... Nun ja... Es verirrt einiges über die verborgenen Regungen dieses träumenden, jungen Mannes, der sein Begehren offenkundig hinter Abscheu und Opportunismus zu verbergen suchte.

»Du musst dich deines Begehrens nicht schämen, Kleiner«, flüsterte Atherion in einem Tonfall, der – wie ihm schlagartig bewusst wurde – ihm selbst beinahe fremd vorkam, da er seiner üblichen Strenge entbehrte. »Oder hast du schon alles vergessen, was ich dich gelehrt habe?«

»Nein!«

Die Antwort kam schnell und laut, brach mit einem Nachdruck aus Zirbels Kehle heraus, der seinen Leib erzittern ließ.

»Ich habe nichts vergessen! Nichts, hört Ihr?! Es ist, als hätten Eure Lehren meine Seele vergiftet und mich ohne jede Arznei zurückgelassen!«

Atherion übergang den Vorwurf des Jungen, da der unverhüllte Blick auf dessen nackten Leib jäh seine Aufmerksamkeit fesselte. Aziza zwischen ihnen hatte sich plötzlich zu nichts aufgelöst und selbst die an Zirbels Erektion haftende Lust mit sich genommen, welche nun anklagend auf Atherion wies.

Als hätte es Aziza nie gegeben. Und wie in den meisten Träumen ist der Junge sich wahrscheinlich nicht einmal bewusst, dass sie vor einer Minute noch hier war. Oder dass ich ihren Platz eingenommen habe. Und das ganz ohne mein Zutun.

»Das einzige Gift, dem du erlegen bist, ist jenes, das aus Selbstverleugnung erwächst, Kleiner. Dein Körper und dein Geist sind nicht im Reinen, dein Begehren und dein Sehnen stehen im Konflikt. Du kannst dein Verlangen nicht verleugnen«, verkündete Atherion und legte bestimmt die Hand um Zirbels aufgerichteten Schaft.

Für einen Moment riss der Junge entsetzt die Augen auf und als er sich daraufhin nicht mehr rührte, fürchtete Atherion be-

reits, der Schreck könnte ausgereicht haben, um seinen Traum verblassen zu lassen.

Doch dann brach der Jüngling seine Starre wieder und Atherion fand sich mit einem Mal aufgerichtet, den Blick erhaben auf den knienden Knaben zu seinen Füßen gerichtet wieder.

»Bitte, Meister!«, entrang sich ein heiseres Wimmern aus Zirbels Kehle. In seinen dunklen Augen glänzte unerfülltes Verlangen, als er seine zitternden Handflächen an Atherions entblößte Hüften legte, den Blick erwartungsvoll auf dessen aufgerichtete Männlichkeit unter seiner Nase gerichtet. »Meister ... Bitte!«

»Sei gewehrt«, hörte Atherion sich sagen, abermals mit dieser gütigen, ja fast schon lieblich warmen Stimme, die er nicht von sich kannte, ehe er glücklich die Augen schloss und sich den feuchten Liebkosungen des jungen Zauberers vor sich hingab.

Genüsslich fuhren seine Hände über den Kopf des jungen Mannes, strichen verlangend durch seine Haare und vergruben sich schließlich in dessen Nacken, als das Verlangen mit jedem vom Zirbels geschickten Zungenschlägen größer wurde. Als sein Höhepunkt sich ankündigte, bedeutete Atherion ihm jedoch, innezuhalten.

Tiefe Verehrung funkelte ihm aus den Augen des Knaben entgegen, als dieser sich gehorsam von ihm zurückzog und ihn voller Erwartung anblickte.

»Leg dich auf den Rücken!«, vernahm Atherion seinen eigenen Befehl und der Junge folgte der Aufforderung ohne Widerworte. Er hieß Atherions Leib regelrecht willkommen, als dieser sich über ihn beugte und mit seinem Geschlecht an dessen Hintereingang drückte.

Ein Stöhnen entfuhr dem Knaben, doch Atherion wusste, dass er keine Schmerzen dabei spüren würde – es sei denn Atherion hätte dies gewollt. Doch in diesem Moment lag ihm nichts daran, dem Mann unter sich Gewalt anzutun. Er verspürte nicht das Verlangen, ihm dabei zuzusehen, wie er sich in Schmerzen bis zur Ekstase wand. Alles, wonach es ihn in diesem Augenblick gelüstete, war, sein Fleisch in dem des Jungen zu versenken, ihn auszufüllen und seine Gegenwart zu spüren.

Beinahe romantisch, diese Vorstellung. Merkwürdig ..., wie Atherion unvermittelt bewusst wurde. Doch sei's drum. Die Wirklichkeit des Unterbewusstseins folgt ihren eigenen Regeln. Auch wenn ich die Impulse dieser Welt in gewisse Bahnen lenken und nach meinem Willen gestalten kann – unterdrücken kann nicht einmal ich sie. Und wenn die Sehnsucht des Jungen hiernach zu gewaltig ist ...

Die sanfte Berührung des Jungen holte ihn jäh aus seinen Gedanken. Atherion spürte seine Hände über seinen Rücken und seine Hüften gleiten, fühlte wie er die Beine spreizte, um ihn noch tiefer in sich aufzunehmen. Als der Druck um Atherions Geschlecht allmählich abnahm, begann er sich vorsichtig zu bewegen, was dem Mann unter ihm unvermittelt einen erregten Seufzer entlockte. Kurz darauf wiegten sich ihre Leiber im harmonischen Rhythmus ihrer Herzschläge und Atherion verlor jedes Zeitgefühl. Die Welt um sie beide löste sich auf, wandelte und formte sich neu, während sie gemeinsam ihrer Erlösung entgegen fieberten.

Als sein Höhepunkt schließlich über Atherion hereinbrach, befanden sie sich in einer engen Turmkammer mit knarrenden Dielen, die jede ihrer Bewegungen durch das Gebälk trugen. Erschöpft sackte er auf seinem jungen Gespielen zusammen und freute sich über das milchige Bekenntnis von Zirbels Lust, welches dabei seine Brust bedeckte. Die Situation kam ihm unerwartet vertraut vor und Atherion war sich nicht sicher, woher dieser absonderliche Gedanke kam, bis sein Blick aus dem schmalen Fenster glitt und einen Ausschnitt des Fasarer Stadtkerns erblickte, wie man es nur von seiner Akademie ausmachen konnte.

Wir sind in seiner Kammer, begriff Atherion und unverzüglich wurde sein Lächeln noch ein wenig breiter. Also hat sein Unterbewusstsein sich noch nicht von diesem Ort gelöst. Genauso wenig wie von mir.

»Das war ...«, hörte er den Jungen leise und wie zu sich selbst hauchen, der nun scheinbar ebenfalls langsam wieder zu sich kam.

»Ja ...«, stimmte Atherion heiser zu, war sich allerdings nicht sicher, ob das Wort ihm einfach entglitten war oder ob

es nicht vielmehr eine fremde Macht gewesen war, die es mit Gewalt seiner Kehle entlockt hatte. Ebenso wenig, wie er die absonderlich zärtlichen Gefühle zuzuordnen vermochte, die ihn plötzlich durchströmten und seine Zunge zu weiteren Worten drängten.

»Es muss nicht das einzige Mal bleiben. Deine Kammer in Fasar ist noch frei.«

Als er die Aufregung in den Gliedern unter sich spürte, richtete er sich ein Stück auf, um dem Jüngling in die Augen zu sehen. Er wirkte ehrlich erstaunt, als er sich nun im Bett aufrichtete und ihre fleischliche Verbindung damit löste.

»Wollt Ihr andeuten, dass ich nach Fasar zurückkehren soll?«

»Ich will, dass du zu mir zurückkehrst, Junge. Ich weiß, dass dir Großes bevorsteht.«



»Hast du manchmal seltsame Träume, Lutti?«

Durch ein kleines blaues Glasfläschchen, welches Lutisana gerade gegen das hereinfallende Licht studierte, schielte sie zu Zirbel herüber. Es war ein ruhiger Regentag, an dem sich ausnahmsweise keine Kunden in Zirbels Zaubersches Zauberslädchen verirren wollten. Der junge Studiosus Domian war für Zirbel zu Lutisanas Wohnhaus einige Straßen weiter geeilt, um sie zu ihrer Gesellschaft einzuladen. Zufrieden notierte sich Zirbel, dass der Junge sich bald eine Gehaltserhöhung verdient hatte. Er wusste, der Kleine würde es brauchen, wenn er bald die Hauptphase seines Studiums an der Akademie der Erscheinungen beginnen würde. Schließlich hatte er selbst viele Jahre der Armut durchlitten, um seine eintausend Dukaten Schulden wieder einzutreiben.

»Definiere seltsam«, bat Lutisana, noch immer sichtlich vom Funkeln des Glases abgelenkt, welches, wie sie herausgefunden hatte, je nach einfallenden Lichtwinkel der Tinktur in seinem Herzen mal einen silbrigen, mal einen violetten Schein verlieh.

Schon wollte Zirbel loslegen, als er sich an die Anwesenheit des Studiosus erinnerte und ihn, zu dessen Freude, in den Feier-

abend entließ. Kaum fiel die Tür in ihre Angeln, lockerte sich Zirbels würdevolle Haltung und er sackte, den Kopf zwischen den Händen, auf der Verkaufstheke zusammen.

»Ich meine die Art, nach der man seine Ruhestätte einer Grundreinigung unterziehen sollte.«

Begierig auf die volle Detailpalette, stellte Lutisana den Trank irgendwo zurück ins Regal und wirbelte zu Zirbel an die Theke. Ihm gegenüber, seine Haltung spiegelnd, grinste sie ihm frech ins Gesicht.

»Lass hören! Nein, warte! Lass mich raten!«

Zirbel wollte sie nicht raten lassen. Wann immer er sich auf solche Spiele einließ, ging er als Verlierer hervor. Seine Augen plärrten immer alles heraus, bevor die Zunge eine Chance bekam.

»Du hast's mit Thomeg getrieben!«

Sie freute sich, als Zirbel zusammenzuckte.

»Oh nein, ich meine: Meister Atherion.«

Zirbels Zähneknirschen war selbst durch den Spitzhut zu hören, den er sich über den Kopf gezogen hatte. Unberührt lachte Lutisana, dann hob sie, noch immer kichernd, entschuldigend die Hände und wies ihn an fortzufahren.

»Jedenfalls«, sein Blick wurde etwas ernster, »geht das jetzt schon seit Wochen so vor sich. Manchmal sehe ich Dinge, die wirklich passiert sind. Manchmal ganz neues. Meistens ist alles irgendwie gemischt.«

Er hielt kurz inne, als Lutisana ein Bündel Papier aus einer Rocktasche zog und sorgfältig auf der Theke glättete. Räuspernd fuhr er fort:

»Meine Praxis bringt es natürlich mit sich, dass ich regelmäßig meditative Zustände anstrebe und mich willentlich in ekstatische Zustände versetze. Dabei kann es schon mal zu realitätsgetreuen Visionen und Träumen kommen, die auch in der materiellen Welt ihre entsprechende Reaktion auslösen ... wieso schreibst du nicht mit?«

»Hat er dich genommen oder du ihn?«

»Lutti!«

»Was?«

»Der Punkt ist, dass ich ihn sprechen gehört habe! In meinem Traum!«

»Huh. Und?«

»Er will, oder – was immer mein Verstand da zusammengebraut hat – will, dass ich zurück nach Fasar komme.«

»Das würde ich bleiben lassen«, sagte sie scharf.

»Natürlich lasse ich das bleiben! Keine Macht der Welt bringt mich zu ihm zurück. Aber was bedeutet es? Warum bekomme ich jetzt, nach Jahren, solche Träume?«

Eine faltige Stirn verbarg Lutisanas Gedanken. Zirbels erwartungsvoll geweiteten Augen wagten es nicht zu blinzeln, während er auf ihre Antwort wartete.

»Wann hast du das letzte Mal Rahja mit jemandem gehuldigt?«

Tiefes Einatmen signalisierte Lutisana, dass ihr bester Freund sich schon wieder aufregen wollte, aber er stoppte sich; er verstand.

»Nicht seit damals.«

»Unglaublich. So sehr hast du dich also doch nicht verändert.«

Über seine Verlegenheit hinweg ergänzte sie: »Es wäre zumindest denkbar, dass du einfach mal wieder etwas Gesellschaft brauchst. Dein Verstand wendet sich in seiner Suche nach Lösungen vielleicht einfach zu Bewährtem.«



Hoffnungsvoll war Zirbel am folgenden Abend in sein Bett geklettert. Er vertraute darauf, dass sein Gespräch mit Lutisana die Wogen seines Unterbewusstseins geglättet hatte und wurde nicht enttäuscht. Skeptisch entstieg er am nächsten Tag dem Deckenmeer ohne sich an seine nächtliche Wanderschaft erinnern zu können.

Auch die folgenden zwölf Tage ereignete sich nichts, das sein Bewusstsein im Nachhinein in seine Gedanken einzustreuen vermochte. Er beschloss an jenem Morgen das Zählen aufzugeben und sich stattdessen über den Triumph der Unabhängigkeit zu

freuen, den er über seine aufbrodelnden Bedürfnisse errungen hatte.

Die Arbeit rief und Zirbel antwortete mit einer dunkelroten Robe, deren Schritt ein silbernes Hexagramm zierte. *Dick aufgetragen? Vielleicht.* Tatsächlich hatte sich die offenherzige Schiene in Grangor letztlich als profitabelste herausgestellt. Sobald Zirbel über seinen Schatten gesprungen war und sich als Motiv des Sündhaften für die Keuschheitsfanatiker Grangors preisgegeben hatte, wuchs seine Popularität proportional zum Berg Bekehrungsschreiben, den er hinter seiner Tür sammelte.

Ironischerweise war der Bote, den Trajan vom Tempel der Heiligen Zuflucht dazu engagierte hatte, Zirbel tagtäglich einen Stapel Pamphlete über die Freuden der Keuschheit an die Haustür zu liefern, sein treuster Kunde geworden. Dieser kam nicht umhin, jedes einzelne Mal etwas aus Zirbels Zauberhaftem Zauberlädchen mitzunehmen. Auch wenn sich dessen Ehefrau zunächst über die geschmälernten Einnahmen beschwert hatte. Langfristig hatte sie nicht mehr die Notwendigkeit seiner neuartigen Investitionen angezweifelt, wie der wettergegerbte Mann Zirbel einmal mit einem Zwinkern mitgeteilt hatte. Die Ehre jener regelmäßigen (unfreiwilligen) Spende seines größten Kritikers Trajan versüßte Zirbel heute wieder die mittäglichen Nachwehen des frühen Aufstehens. So dachte er zumindest.

Lutisana war, wie gewöhnlich, in ihrer Mittagspause vom Schreiben zu Zirbels Laden herübergekommen. Gerade hatte sie ihn freudig begrüßt und ihren warmen Teekessel auf dem Verkaufstresen abgestellt, als es, wie gewöhnlich, sachte an der Tür klopfte. Da kein Kunde klopfte, bevor er oder sie eintrat – schließlich war der Laden täglich und bis zum Untergang der Sonne geöffnet – musste es sich um den Boten handeln.

Er ist pünktlich, wie ein Vinsalter Ei, dachte Lutisana, als sie sich zur Tür umblickte und still ärgerte, dass Zirbel sich noch immer kein Stundenglas zugelegt hatte, sodass sie die Zeit bei ihm mit Hilfsmitteln wie der Pamphletpost messen musste.

»Holst du gerade den Wisch?«, rief Zirbel ihr zu, doch sie war schon längst an der Tür.

Er war gerade in einer dunklen Ecke damit beschäftigt einer nervös dreinblickenden Frau einen Zirbelzapfen anzudrehen, sodass sich Lutisana das Vergnügen der Postannahme unter den Nagel riss. Sie wollte endlich herausfinden, wie der Bote sich nannte, damit sie ihm schriftlich ein formelles Angebot über einen Gastauftritt in ihrem Roman unterbreiten konnte, doch er hatte sich bislang hartnäckig geweigert. Was würde seine Frau nur denken und dergleichen. Lutisana schüttelte in Gedanken mitleidig den Kopf, als sie die Tür aufschwang.

Die kleine Frau bei Zirbel blickte stotternd zu ihm herauf, um nach seinem Vortrag der einen oder anderen Behauptung nachzugehen, doch der Adept schien von seinem Verkaufsvorhaben abgelenkt worden zu sein. Bereits während seiner überschwänglichen Preisungen des Libellenschwingenmodus des Zirbelszapfens war seine Aufmerksamkeit kurz von ihr abgeglitten, als er peripher etwas für Grangor ungewöhnlich buntes am Schaufenster vorbeigleiten zu sehen glaubte.

Nicht weiter tangiert, ergoss er munter seine Argumente über die verschüchterte Frau, deren Blick angenehm an seinen magisch verschönten Zügen klebte. Er wusste, wer einmal gewonnen war, kam immer wieder zurück, also legte er sich nochmal besonders ins Zeug. Indem er der Frau ein paar Tinkturen zusätzlich versprach, wenn sie sein einmaliges Angebot noch heute akzeptierte, erlangte er scheinbar ihre Gunst, denn wenige Augenblicke später klimperte ihr Geld in seiner Robe und sie eilte mit vollen Taschen zur Tür, wo sie, sich noch einmal kurz nach Zirbel umblickend, auf die Straße verschwand.

Eigentlich wollte Zirbel noch einige Momente selbstgefälligen Stolzes ob seiner Überredungskraft gönnen, als seine Pläne von einem plötzlich erschienenen hellen Licht, einem schrillen Aufseufzen und – Händeklatschen? – untergraben wurden. Mit aufgerissenen Augen sah er sich einem Bild des Horrors gegenüber, das sich hinter seinem Rücken abgespielt haben musste.

Lutisana stand am Rande der Theke und sah begeistert aus. Allein die Tatsache, dass jemand anderes als er ihr solche Reaktionen entlocken konnte, nervte ihn etwas. Neben ihr jedoch stand

nicht irgendein dahergelaufener Schmeichler, sondern jemand, dessen sorgfältig verschleierte Züge von einer hoch auflodernden Flamme dramatisch in Szene gesetzt wurden. Auf der Handfläche des Mannes tanzte das Feuer zu Lutisanas Begeisterung in Formen, die obszöne Szenen kopulierender Leiber in Schatten-gestalt auf den Boden warfen.

Zirbel wollte nicht paranoid sein, aber die dämliche Arroganz mit der der Feuerteufel an der Theke lehnte, während er Lutisana einhändig bespaßte, rief in ihm eine allzu vertraute Regung intimsten Hasses hervor. Ganz so, als wäre er dem Mysteriösen schon einmal begegnet.

Als die Zahnrädchen in Zirbels Kopf knirschend zu kreisen begannen, sah er noch, wie der bekannte Fremde mit der anderen Hand Lutisanas Teekesselchen auf dem Tresen öffnete und etwas hineintat, bevor er es wieder schloss. Sie schien nichts zu bemerken, da sie auf dem Boden kniete und fasziniert die Schattenbilder mit dem Finger nachfuhr. Ab und zu blickte sie zu ihm auf, als hätte er etwas gesagt.

Durch das Rauschen in seinem Kopf, welches sich allmählich zu einem Stakkato der Panik steigerte, konnte Zirbel nicht hören, was für Worte es waren, die seine beste Freundin so in ihren Bann schlugen. Erst als der Verschleierte, süffisant in seinen Schleier grinsend, die Teegläser mit dem präparierten Trunk füllte und Lutisana anbot – ihren eigenen Tee! – riss es Zirbel aus seiner Schockstarre und er schrie.

Doch es war zu spät. Bereitwillig nahm sie das Glas und führte es an ihren Mund. Im selben Augenblick, als die Flüssigkeit ihre Lippen benetzte, schlang der Verführer seinen Schleier vom Kopf und bot sein Gesicht der Trunkenen feil. Lutisanas Pupillen weiteten sich, als wäre sie mit einem Mal in tiefste Finsternis gestoßen worden.

»Mahir!«, brüllte Zirbel.

»Mahir? Ist das dein Name, Liebster?«, sprach Lutisana mit weicher Stimme, immerzu im Licht seiner Augen versunken. Belustigt lehnte sich der Angesprochene zu ihr und raunte: »Meister Mahir, meine Kleine.«

Sie kicherte glücklich und griff nach Mahirs Arm, um sich einzuhaken.

Zirbel musste fast brechen. Geschwind brach er seinem Fluchtinstinkt das Genick. Er musste Lutisana vor Schaden bewahren, nichts anderes zählte.

»Was war das? Was hast du ihr gegeben?«

Mit einem Grinsen wandte sein alter Rivale den Kopf zu ihm um und flüsterte, sodass Lutisana seine folgenden Worte nicht hören konnte: »Nichts, was ihr schaden würde, Zwockel. Ich habe lediglich die nervtötenden Schritte der Balz übersprungen und die Liebe entfacht, die sie mir zweifellos auch so geschenkt hätte.«

»Ein ... ein ... Liebestrank?«, stammelte Zirbel verwirrt, während er versuchte, die Situation zu erfassen. »Warum? Was hast du vor, Mahir?«

»Ich nehme sie mit, was sonst? Sieh nur, sie freut sich!«

Er grinste und hob mit zwei Fingern Lutisanas Kinn, als wolle er Zirbel ihr Strahlen präsentieren. Etwas blitzte im hereinfallenden Licht hinter Mahir. Während der Schurke mit einer Hand Lutisana schmeichelte, hielt die andere eine Klinge bereit. Er zeigte grinsend seine Zähne und ließ die Klinge noch einmal funkeln, damit Zirbel sie ja nicht übersah.

Polternd schlug Zirbels Stab auf den Boden. Mit zitternden Lippen hob er die Hände zur Kapitulation, während seine Knie zu Boden sanken.

»Tu das nicht. Bitte. Bitte. Bitte.«

Doch Mahir kümmerte Zirbels Flehen wenig. Er würde seine Rache bekommen und gleichzeitig seinem Meister einen Dienst erweisen. Es würde Mahir endlich die Aufmerksamkeit des Mächtigsten einbringen, die dieser erbärmliche Wurm von einem Magus ihm abgelaufen hatte. Mahir war wohl bewusst, dass Zirbels Magie nicht auf den Kampf spezialisiert war. Es war jedoch mehr als enttäuschend, ihn nicht einmal bei dem läppischen Versuch beobachten zu können. Da kniete ein Mann im Dreck vor ihm, der bei allem was der Meister ihn gelehrt hatte, nicht dazu in der Lage gewesen war, seinen Verstand in ebensolcher Weise zu schulen. Tausende Möglichkeiten eröffneten sich jedem, der au-

ßerhalb der abgetreten Pfade wanderte. Jeder Zauber, gleich wie lächerlich nutzlos oder angenehm harmlos er zu wirken schien, ließ sich mit erwachter Kreativität zu einer Waffe schärfen. Wo andere Magister immer mehr und mehr Zauber in ihr Arsenal zwangen, in der Illusion, Vielseitigkeit würde sie erheben, hatte Mahir sein Studium einigen wenigen Zaubern gewidmet. Das Resultat war ein Zauber an jedem Finger seiner Hand, den er seinen Feinden virtuos entgegen zu schnippen vermochte. Und immerzu überraschte er sich selbst mit neuen Anwendungsmöglichkeiten, die der Feldeinsatz ihm eröffnete. Was mal als therapeutische Formel zur Linderung von Schmerzensehen des Herzens erdacht geworden war, würde in seiner Hand nun zum Skalpelli, mit dem er Zirbel etwas abtrennen würde, das so einfach nicht nachwuchs.

»Nicht nur nehme ich dir deine Liebste. Ich nehme dir alles, Zirbel. Verstehst du? Ich nehme dir sogar die Fähigkeit, um sie zu trauern. Sie wird fort sein, ohne jede Spur. Nicht mal deine Pein wird dich an sie erinnern.« flüsterte Mahir Zirbel zischend zu.

»Was? Nein! Das kannst du nicht! Der Trank wird aufhören zu wirken! Vorher noch werde ich dich finden, Mahir! Hörst du? Ich werde dich finden!«

Zwischen den Worten war Zirbels Protest teils in tränennasses Röcheln übergegangen, doch noch immer zeigten sich sowohl Mahir als auch Lutisana unbeeindruckt.

»Warum weinst du, Zirbelchen? Kannst du dich nicht für mich freuen? Alle bewundern dich und ich werde hinter meinen Büchern nie gesehen! Jetzt wo ich jemanden gefunden habe, wagst du es, zu weinen? Was bist du nur für ein Freund!«, schlug Lutisana ihm plötzlich aus Mahirs Arm entgegen. Zirbel wusste, dass allein der Zauber aus Lutisana sprach, doch die Worte, die sie fand, gruben sich tief in seine Brust, denn es lag Wahrheit in ihnen.

»Keine Sorge, meine Kleine. Ich werde dafür sorgen, dass er schnell darüber hinwegkommt.«

Untermalt von diesen Worten entwand Mahir Lutisanas Arm vom seinem und trat auf Zirbel zu, die Linke dramatisch auf sein

Herz gelegt, als wolle er mit der Geste einer Art perversen Mitgefühls Ausdruck verleihen. Als Zirbel Mahirs andere Hand auf seine Brust zukommen sah, fasste er den Plan, einfach das Leben aus ihm zu würgen, sobald sich der Elende in Reichweite befand. Aber wieder kam seine Einsicht zu spät.

»Affectovoco!«

Zirbels verängstigt röchelnder Atem entwirrte sich mit einem Mal unter Mahirs rechter Hand, die wohligh warm sein Herz gefunden hatte. Pressend und ächzend breitete sich ein Gefühl der unglaublichsten Freude in ihm aus.

»Ich wiederhole es für dich, Zirbel: Ich nehme Lutisana mit mir nach Fasar. Stört dich irgendetwas daran? Hast du vor, ihren Wünschen weiter im Weg zu stehen, wie ein schlechter Freund?«, fragte Mahir, als er die Hand von Zirbel löste.

Zirbel sah Lutisana im Hintergrund zufrieden nicken, Mahirs Wortwahl schien ihr zu gefallen. Er war glücklich, so glücklich, wie lange nicht. Es war mehr als das alltägliche Glück. Besser als von flüchtigen Blicken seine erarbeitete Schönheit bestätigt zu bekommen, besser als die Früchte seiner astralen Werke an die sonst vertrockneten Bürger Grangors zu verkaufen.

Er wischte sich die Tränen vom Gesicht und kam zum Schluss, dass seine Freude nur bedeuten konnte, dass Lutisana die richtige Entscheidung für sich traf. Jetzt, wo sein Geist nicht mehr von irrationaler, selbstsüchtiger Trauer dominiert wurde, sah er, wie sehr sie sich auf ihre Zeit in Fasar freute.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, stellte Lutisana fest: »Ich meine, du warst so lange in Fasar und hast so unglaubliche Dinge erlebt. Da ist es nur gerecht, dass ich die Chance auch bekomme. Bestimmt gibt es auch für Leute etwas zu lernen, die nicht magisch begabt sind. Oder Mahir?«

Mahir nickte mechanisch.

»Solange ich mich von Thomeg fernhalte, sollte ja alles gut sein. Die Stadt ist groß, habe ich gehört.«

Irritiert verfolgte Mahir Lutisanas Blick zu Zirbel. Es war nur logisch, dass sich der Magier nach seiner Flucht jemandem anvertraut hatte. Wem, wenn nicht der Liebsten, die er selbst aus

Rache zu stehlen gedachte? Er fragte sich kurz, wie informell dies ausgesehen haben musste, wenn die Kleine ohne Furcht den Meister beim Vornamen nannte. Wahrlich, er hatte einen nützlichen Fang gemacht.

Tief, tief in Zirbel wand sich etwas wie in Ketten, doch er konnte nicht mehr tun, als dessen schwache Präsenz zu bemerken. Mahir sah zufrieden, wie der winzige Augenblick des Widerstands, der sich auf Zirbels unnatürlich lächelnder Miene abgezeichnet hatte, wieder erstarb. Sein Zauber hielt stand. Als sei alles gesagt, wand Mahir sich den Schleier wieder ums Gesicht und schob Lutisana zur Tür. Sie verschwanden ohne ein weiteres Wort, ohne Zirbels Stellungnahme abzuwarten, nur Lutisana winkte von draußen noch einmal durchs Fenster.

Zirbel sah, wie seine Hände heftig zitterten. Doch wieso? Es war doch gar nicht kalt?



Mit Genugtuung blickte Thomeg Atherion in die Schale mit der silbrig glitzernden Flüssigkeit, die ihm Einblick in die Sphären des undankbaren Burschen gewährte, dessen Leben soeben in sich zusammengefallen war. Er konnte ein schadenfrohes Grinsen nicht unterdrücken. Atherion hatte zwar schon damals im Raschtulswall den Verdacht gehabt, dass Zirbel und Mahir nicht sonderlich viel Begeisterung an der Gegenwart des anderen fanden, doch die Situation, wie sie sich ihm nun in der kleinen Ladenstube zeigte, hätte sich in seinen Augen nicht besser entwickeln können.

Niemand kann auf Erlösung hoffen, wenn er sich mit dem Erzmagus von Fasar anlegt.

Zufrieden beobachtete er, wie der junge Magier mit einem glückseligen Lächeln auf den Lippen dastand und den beiden Gestalten nachblickte, offensichtlich nicht fähig, die Tragweite der Ereignisse zu begreifen, deren Zeuge er gerade geworden war. Die wenigen Kunden im Laden, die das Schicksal unerwartet zu Statisten in dieser bedauernswerten Posse auserkoren hatte, verließen diesen nun ebenfalls, wobei ihre Blicke bewusst denen des

jungen Mannes auswichen, als könne die Scham, die er zweifellos über die halb öffentliche Demütigung empfinden sollte und doch so offenkundig nicht verspürte, durch den Blickkontakt auf magische Weise doch noch aus ihm herausbrechen.

Nachdem die letzten Seelen den Laden verlassen hatten, streckte Atherion die Arme aus und knackte erwartungsvoll mit den Fingerknöcheln. Einen besseren Zeitpunkt würde es für ihn wohl kaum geben. Er schloss die Augen, konzentrierte sich und spürte dem Gären seiner Enttäuschung und der daran verhafteten Wut nach, die ihn heimsuchten, wann immer sich der Junge mit dem Spitzhut in sein Bewusstsein schlich. Als er spürte, wie sich das altbekannte Brennen der Galle in seinem Rachen ausbreitete, öffnete er sie wieder und starrte mit unerschütterlicher Entschlossenheit in die Schale, in der das Antlitz des jungen Magiers jäh unter seinem schweren Atem zu zittern begann.

»Zirbell!«, rief er dunkel, mit strengem und gleichzeitig beinahe transzendental anmutendem Ton. Der Schall seiner Stimme brach sich auf der Oberfläche des Wassers und einen Augenblick später sah Atherion, wie die zitternde Gestalt erschrocken den Kopf hob und sich umsah.

Amüsiert ob der Fassungslosigkeit, die sich schlagartig auf Zirbels Zügen einschlich, wiederholte Atherion seinen Ruf erneut: »Zirbell!«

Der junge Mann sprang auf, den Blick hektisch über Decken und Wände seines Ladens gleitend.

»M-Meister Atherion?«

Die Stimme des Burschen brach beinahe, doch Atherion konnte nicht sagen, ob vor Angst, Schreck oder Unglauben.

»Hesinde hilf, ich verliere den Verstand ... Es sei denn – Meister?«

»Zirbell!«, donnerte Atherion noch einmal bedrohlich, woraufhin dieser abermals erschrocken seinen Kopf herumwarf. Für den Bruchteil eines Augenblicks begegnete der nervöse Junge Atherions Blick, nicht ahnend, dass dieser unwahrscheinliche Augenkontakt alles gewesen war, was Atherion beabsichtigt hatte.

Einer unsichtbaren Welle gleich, fokussierte sich Atherions Macht, schoss durch die Oberfläche der Schale, durch Zeit und Raum, und direkt in die Augen des Burschen, den die Wucht der Magie im nächsten Moment zu Boden schleuderte.

Finster in sich hineinlachend beobachtete der Schwarzmagier, wie Zirbel nach Luft schnappend wieder auf die Beine kam und mit leicht zitternden Fingern Spitzhut und Robe zu richten begann. Seine Augen blickten dabei aufmerksam im Raum umher und etwas in dem Funkeln dahinter verriet Atherion, dass er sich zumindest halb der Tragweite bewusst war, die dieses Ereignis für ihn haben würde. Dennoch schien jegliche Verunsicherung schlagartig von ihm gewichen zu sein, fast als habe Atherions Vorstoß ihm die letzten Zweifel genommen.

»Ich bin beeindruckt, dass mir die Spektabilität Magnus Contollarius von und zu Fasar die Ehre erweist, seine kostbare Zeit an mich zu verschwenden«, rief der Bursche in den leeren Raum und stemmte nachdrücklich die Arme in die Hüften.

Wütend verengte Atherion die Augen, verkniff sich jedoch den zynischen Kommentar, der ihm bereits auf der Zunge brannte. Er würde den Hochmut dieses Wichts nicht noch durch Aufmerksamkeit oder eine unbedachte Reaktion auf sein spöttisches Maulheldentum füttern. Also sah er schweigend zu, wie Zirbel sich noch einige Male suchend in der Ladenstube um sich selbst drehte, ehe er schließlich mit einem Seufzer die Schultern zuckte und erneut begann, sich seiner Robe zuzuwenden.

Nachdem der Jungmagier ein wenig von dem Staub abgeklopft hatte, der sich bei seinem Sturz auf seinen Saum gelegt hatte, begann er schließlich erneut, seinem Tagesgeschäft nachzugehen. Atherion fragte sich gerade, wie lange er nun wohl gezwungen sein würde, in die Schale zu starren, bis er endlich die Früchte seiner Arbeit ernten können, als das leise Klingeln der Ladenglocke ihm ein Grinsen entlockte. Unwillkürlich beugte er sich noch tiefer über die zitternde Oberfläche, um ja nichts von dem Schauspiel zu verpassen, dass sich ihm zweifelsfrei gleich bieten würde:

Zwei undeutliche Gestalten betraten den Raum, ihrer Gestik nach zu urteilen handelte es sich vermutlich um ein Paar, das mit verschränkten Händen und zunächst ein wenig schüchtern durch die Ladenzeilen stöberte.

»Einen zauberhaften guten Tag«, begrüßte Zirbels Stimme die beiden und kurz darauf stand der Magier zwischen ihnen. Was nun folgte, war das übliche Beratungsgeschwätz eines Händlers, der seinen Kunden und deren Bedürfnissen zu gefallen versuchte. Allerdings entging Atherion nicht, dass der Junge, je länger das Gespräch andauerte, immer nervöser zu werden schien.

Seine Augen glitten zunehmend unkonzentriert durch den Raum und kehrten dann doch immer wieder wie gebannt – und definitiv länger und offensichtlicher als es schicklich war – zu den äußerlichen Geschlechtsmerkmalen seiner Gegenüber zurück. Seine Finger wurden schweißnass und begannen wahllos über die Auswahl an rahjanischen Stimulanzien zu fahren, die er feilbot, und auch seine sonst so hochtrabend wortgewandte Artikulationsfähigkeit nahm rapide ab, wich nach und nach zusammenhangslosem Gestammel, wie es Halbwüchsige an den Tag legen, die erstmals Auge in Auge mit dem Objekt ihrer nächtlichen Begierden stehen.

Das Beste aber war die Beule unter Zirbels Lenden, die seine Robe immer deutlicher und deutlicher nach vorn zu schieben begann, bis es auch dem jungen Paar nicht länger entging. Am liebsten hätte Atherion triumphierend aufgelacht, als die Frau zaghaft einige Schritte vor Zirbel zurückwich und mit offenkundig unbehaglicher Miene zu ihrem Begleiter aufsah. Er sah noch, wie der Magier unbeholfen versuchte, die beiden zu beschwichtigen, seine Erregung zu kaschieren und sie zum Bleiben zu bewegen, doch kurz darauf flohen die beiden bereits regelrecht aus dem Laden und ließen einen zutiefst verwirrten Zirbel mit unbefriedigtem Verlangen zurück.

Grinsend warf Atherion einen Blick auf sein Stundenglas und registrierte, dass er schon bald aufbrechen musste, wenn er seinen nächsten Termin nicht versäumen wollte. Doch als kurz darauf abermals der helle Klang der Türglocke durch die

Schale drang, fesselte das Geschehen im Laden abermals seine Aufmerksamkeit.

Zirbel kämpfte offenkundig noch immer mit seiner Erektion, denn er blieb diesmal dicht hinter seinem Tresen, während ein älterer Mann auf ihn zu kam und Interesse an dem inzwischen berühmt berüchtigten Zirbelzapfen bekundete. Der junge Magister versuchte so gut es ging, die Fragen seines Kunden zu beantworten, doch diesmal dauerte es kaum einige Minuten, bis auch dieser Interessent Zirbels sexuelles Verlangen bemerkte und daraufhin unbehaglich das Weite suchte.

Ähnliches wiederholte sich noch ein drittes, ein viertes und sogar ein fünftes Mal an diesem Nachmittag, wobei die zunehmende Erregung des Inhabers die Kunden bei jedem Mal schneller abschreckte und sie mit teils verlegenen, teils angewiderten Mienen aus dem Laden stolperten. Am Ende des Tages schien der Junge der Verzweiflung nah, da das Verlangen in seiner Brust ihn regelrecht zu verzehren schien.

Sobald die Sonne unterging, verlor er keine Zeit, sondern sprintete zur Tür, verschloss sie und hechtete unverzüglich in seine Schlafkammer, wo er sich mit schnellen Bewegungen seiner Robe und der inzwischen viel zu engen Hose entledigte, sich aufs Bett warf und schon im Fallen begann, sich mit geradezu schmerzhaftem Griff Erleichterung zu verschaffen.



Wieder und wieder war das schmerzhafte Brennen in Zirbels Lenden zurückgekehrt, wie eine Heimsuchung. Die Stimme seines alten Meisters hatte eine peinvolle Lust beschworen, die er, egal mit welchen Mitteln, nicht abzuschütteln vermochte. Dies war mehr als beeindruckend, da Zirbels Zaubershaftes Zauberlädchen sich mittlerweile rühmen konnte, mehr Optionen zur Befriedigung liefern zu können als jede andere Einrichtung im Lieblichen Feld.

Nachdem er schließlich erschöpft und wund von seinen Bemühungen weggetreten war und offenbar einen kurzen, traumlosen Schlaf hinter sich gebracht hatte, wurde er erneut von sei-

nem allzu wachen Körper auf die Beine getrieben. Seine wilden Gedanken schienen sich an alles zu heften, das auch nur vage menschliche Züge aufwies und befahlen Zirbels Händen jede Sensation aufzusaugen, die sich erhaschen ließ.

Selbstverständlich vermochte keine Technik und kein Wille Thomeg Atherions Zauber zu brechen. Domian, Zirbels Aushilfe, war in den Morgenstunden in die Kammer des Lustgepeinigten getreten, um sich zur Arbeit zu melden. Gurgelndes Kreischen aus Zirbels Kehle hatte dem Jungen gerade noch eine traumatische Erfahrung ersparen können, da er glücklicherweise genug Auffassungsgabe besaß, um sich den Tag frei zu nehmen und dem Laden ein Geschlossen-Schild vorzuhängen.

Gerade kontemplierte Zirbel sich in Ketten zu legen, um niemandem zu schaden, der sich vielleicht noch zu ihm verirren würde, als sein Körper mit einem Mal erschlaffte.

Lutisana.

Der Gedanke brachte ihn zum Zittern. Er konnte sich nicht erklären, warum. Sie war fortgegangen, mit Mahir, nach Fasar. Etwas kroch in ihm empor und kam irgendwie anders als es gewachsen war heraus. Er musste lachen, denn er freute sich so für sie. Sicher würde sie viel Interessantes sehen und für ihre Bücher verwenden können, das war doch wundervoll!

Ehe er seinen seltsamen Enthusiasmus hinterfragen konnte, blühte wieder etwas zwischen seinen Beinen auf, als hätte Athetion erneut auf ihn gezeigt, um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Er musste jemanden haben, egal wen. Wie gerufen drang ein leises Klopfen von der Ladentür zu seiner Kammer.

Draußen stand Umbario, der Bote, wie jeden Mittag vorm Zauberberhaften Zauberlädchen, um den Stapel Pamphlete vom Tempel der Heiligen Zuflucht abzuliefern. Er freute sich darauf, etwas mit dem drolligen Magier zu plaudern, dem die Post galt. Man musste Lob überbringen, wo es angemessen war, und Umbario hatte seine Frau, dank der Hilfsmittelchen des Magisters, wieder so glücklich machen können, dass die Lautstärke selbst drei Häuser weiter ein paar Nachbarn zur Beschwerde veranlasst hatte.

Süffisant lächelnd erinnerte sich Umbario an den Abend zurück, als er erneut an die Tür klopfte. Das Geschlossen-Schild vor seiner Nase hätte ihn wahrscheinlich dazu veranlasst, die Hetzschrift unter der Tür durchzuschieben und sich auf den Rückweg zu machen, wenn er hätte lesen können. Er würde seine Wissenslücke bald schließen, doch das ahnte er noch nicht, als er abermals die Faust zur Tür hob.

Zirbel führte währenddessen hinter der Ladentür einen epischen Kampf mit sich selbst, bei dem die eine Hand allmählich über die andere zu siegen schien. Hechelnd wie eine läufige Hündin brach er schließlich die Pforte auf, und Umbario erblickte besorgt einen schweißnassen Adepten, der sogar seinen Stab irgendwo zurückgelassen hatte, um an die Tür zu eilen.

»Adeptus Frohsinn, fühlt Ihr euch nicht wo-«, konnte Umbario noch äußern, bevor Zirbel sich auf ihn warf. Verzweifelt versuchte der angefallene Bote Zirbels Hände von sich zu schieben, die immerzu nach seinem Schritt griffen, um ihm die Hose vom Leib zu reißen. Es klang so, als wolle der Magister ihm etwas mitteilen, doch seine Worte entglitten immer wieder ihren Bahnen und verkamen zu krächzendem Stöhnen.

»E ...tu ... mih ... l ... es ...!«, untermalte es Zirbels stetig aggressiver werdendes Vorhaben, dem der mittlerweile laut schreiende Umbario immer weniger entgegensetzen hatte.

Überall blieben Leute auf der Straße stehen. Hinter vorgehaltenen Händen flüsterten sie sich zu, doch keiner schien den Mut zu haben, einzuschreiten. Am Ende der Straße bog gerade Domian um die Ecke. Sorgenvoll angesichts des offenbar fehlgeschlagenen Experiments, das seinen Arbeitgeber dahingerafft hatte, war er am Mittag zum Rahjatempel geeilt, um Rat einzuholen.

Eine Dienerin der Leidenschaft namens Rahmina hatte sich daraufhin empfohlen und versprochen, dem notgeilen Sexualmagier zu helfen. Vor allem aber wollte sie wissen, ob der Magus tatsächlich so gut aussah, wie die nervöse Frau ihr berichtet hatte, die sie am Vorabend aufgesucht hatte. In der Tat war die Stotternde nicht einmal die erste gewesen, die sich aufgrund wie-

derkehrender Phantasien über den Zauberladenbesitzer in ihre erlösenden Arme geflüchtet hatte. Vorfreudig lief sie mit großen Schritten hinter dem kleinen Jungen her und erblickte sogleich einen Menschaufbruch, als sie sich dem Zauberhaften Zauberlädchen näherten.

Inmitten des Gewimmels lag Zirbel mit zerrissener Robe am Boden, mit dem Gesicht gegen den Stein gepresst. Ein stämmiger Mann in Botentracht hatte seine Arme ergriffen und fixiert. Für den Moment sah es danach aus, als sei der Magus außer Gefecht gesetzt. Die Geweihte näherte sich neugierig, aber vorsichtig, den rangelnden Männern, indem sie einen bestürzt dreinblickenden Studiosus zur Seite schob. Aus ihrer Position konnte sie das Gesicht des Magiers nicht richtig sehen, also verlangte sie:

»Bote! Hebt das Haupt des Übeltäters! Ich muss ihn ... identifizieren ... fürs Protokoll. Zur Anklage. Ja, richtig.«

»Anklage?!«, rief Domian schockiert. »Ich dachte, Ihr wollt ihm helfen!«

Ertappt suchte Rahmina nach einem Hinweis auf eine Straftat, die einen Haftbefehl rechtfertigen würde. Sie war erst vor kurzer Zeit in den Rang einer Adeptin erhoben worden und hatte soeben ihre Autorität in aller Öffentlichkeit ausgenutzt, um ihre persönliche Neugier zu befriedigen.

Und wieso eigentlich, fragte sie sich. Er hätte ohnehin getan, was ich verlange, auch ohne Begründung. Tempelvorsteherin ter Bresefincks Vortrag über guten Führungsstil war ihr offenbar zu wörtlich ins Gemüt gesunken. Jedenfalls gab es jetzt kein Zurück mehr, sie musste zumindest Zeugenaussagen aufnehmen.

»So nehmt ihn doch endlich fest! Holt die Stadtgarde, ich kann ihn nicht mehr länger halten! Gnaden mir die Götter, wenn dieser Irre mich noch einmal zu fassen bekommt!«, erinnerte der Bote sie.

»Keine Sorge, mein Guter. Seht nur! Er scheint sich wieder zu beruhigen«, stellte Rahmina fest.

Zirbels Muskeln waren durch die Anstrengung an ihr Limit gekommen und selbst Atherions gewaltiger Zauber konnte sie für einige Momente nicht wiederbeleben. Zögerlich, um keinen

erneuten Anfall zu provozieren, wandte er das Gesicht zur Rahjageweiheten, wie sie es verlangt hatte, in der Hoffnung, seine Kooperation würde ihm am Ende seines Niederhöllentrips ein milderer Strafmaß verschaffen.

»Und er ist einsichtig, wunderbar! Aber ... Junge?«

Rahmina sah sich nach Domian um, der bang wenige Schritte hinter ihr stand.

»Bist du sicher, dass das Adeptus Frohsinn ist?«

Ihr Gesicht vermittelte schamlose Enttäuschung. Domian nickte und informierte sie flüsternd, dass sein Arbeitgeber anders aussah, wenn er seinen Stab nicht trug. Rahmina verstand nicht ganz, was der Junge damit meinte, wollte sich nun aber, da sich die Ablenkung aufgelöst hatte, dem tatsächlichen Sachverhalt widmen. Ehe sie es begriff, wurde dieser äußert persönlich, als Zirbel, von einer neuen Lendenwehe gepackt, unter dem Boten hervorrollte und sich auf sie stürzte.

Kreischend und rangelnd zerstreute sich die Menschentraube über die gesamte Straßenlänge. Doch es war schnell vorbei. In einem gemeinsamen Kraftakt brachten Umbario, Rahmina und Domian den Zauberer wieder zu Boden und schlugen ihn bewusstlos. Als die Stadtgarde eintraf, war Domian in Tränen ausgebrochen und wollte sich erst wieder beruhigen, als Rahmina ihm gut zuredete.

Anders als die wohlwollende Geweihte, waren die zahlreichen Zeugen der Meinung, eine solche Sittenwidrigkeit, wie der Magus sie verbochen hatte, solle mit dem Galgen bestraft werden. Das gequälte Schluchzen, das sie damit wieder in Domian aufweckten, überhörten sie. Als der Bewusstlose von den Gardisten davon geschleift wurde, flog der erste Stein durch das Fenster von Zirbels Zauberhaftem Zauberlädchen.



Der Geruch feuchten Strohs und ein böartiges Lachen begrüßten Zirbels Bewusstsein. Sachter Schein aus dem winzigen Fenster hoch oben an der langen Wand zu seiner Rechten verriet Zirbel,

dass es Nacht war. Metallketten an seinen Hand- und Fußgelenken, sowie ein feinmaschiges Kettenhemd über seiner Robe ließen ihn außerdem wissen, dass er kein Gast war. In gleicher Verfassung lehnte neben ihm ein Mann an der Wand, dessen angenehmes Gesicht er bereits kennengelernt hatte.

»Preise die Schönheit, Bruderschwester!«, spuckte der Bekannte ihm sarkastisch entgegen.

»Scheiße.«

»Nein, Usoran, falls du dich erinnerst. Du weißt schon, der Geselle, den du mit einer kleinen Zirkustruppe ins Gefängnis gebracht hast, obwohl er nur etwas Spaß haben wollte.«

Zirbel erinnerte sich gut. Da saß der maraskanische Hexer neben ihm. Der, dem er den Thaz-Laraanji-Ring gestohlen hatte, weil er neidisch auf dessen Erfolg im Liebesspielzeughandel war. Der Hexer, den er tatsächlich zusammen mit Lutisana und vier anderen der Dämonerei überführt hatte, als unverhoffter Held. Der Mann, dem er indirekt verdankte, Lutisana kennengelernt zu haben.

»Bitte opfert meine Seele nicht Eurem erzdämonischen Meister! Ich hätte doch nie für möglich gehalten, dass man Euch über zwei Jahre ins Gefängnis wirft!«, flehte Zirbel, nun zusätzlich zu aller Pein, die er durchleben musste, mit dem Verlust seines Seelenheils bedroht.

»Ach was, entspann dich. Weder bin ich ein Paktierer, noch auf Rache aus. Ich diene keinem Dämon, sondern dem gehörnten Gott. Und ich bin nicht seit zwei Jahren hier drin, sondern wieder. Leider sieht man in meiner Heimat Vielgötterei als Frevel, also versuchte ich mich hier abzusetzen.«

»In Grangor?«

»Dumm, nicht wahr? Das habe ich mittlerweile auch herausgefunden. Nur glaube ich nicht, dass sie mich dieses Mal so einfach wieder gehen lassen ... Jetzt, wo Basilius nicht mehr an mir interessiert ist, wird niemand kommen, um für mich zu sprechen. Also ...«

Usoran zog an seinem Kragen wie an einer Schlinge und ließ grimassenhaft die Zunge aus dem Mund gleiten. Die Implikation

ließ Zirbel scharf einatmen und er zog die Beine dicht an den Körper, um sich vor dem Schicksal zu verstecken.

»Nein! Ich werde sterben und das alles nur wegen *ihm*. Nein, nein, nein. Usoran! Usoran! Ich bin zu jung zum Sterben! Alles nur, weil ich so dumm war, ein Monster zu begehren!«, rief Zirbel.

Der Maraskaner beobachtete verstört, wie Zirbel in seinen Ketten wippte und bedauerte sich selbst dafür, seine vermutlich letzten Stunden in diesem Leben mit einem Kerl zu verbringen, der sich nicht mit Würde tragen konnte.

»Beim ersten Mal legen sie einen normalerweise nicht direkt um.«

»Bist du sicher, Usoran? Bist du sicher? Ich kann nicht wegen *ihm* sterben!«, wiederholte Zirbel, die Stimme dünn wie Pergament.

Usoran wurde bange, er hatte wirklich nicht vorgehabt, sich am Vorabend seiner Wiedergeburt mit dem Nervenzusammenbruch eines Zellengenossen rumzuschlagen.

»Männer, huh?«, begann er beschwichtigend und lehnte sich geschlagen zurück. »Tja ... Wenigstens kannst du damit rechnen, dass deine Freunde dich rausholen.«

»Ich glaube nicht.«

Ein Griff um Zirbels Herz löste sich und er weinte.



Die Tränen auf dem Gesicht des Leidgeprüften in der Schale versetzten Atherion in ein glückseliges Hochgefühl. Die Angst, die Zweifel und die Hoffnungslosigkeit des Jungen waren Wasser auf die Mühlen seines Selbst. Sie bereitete ihm eine Befriedigung, wie er sie nur selten verspürt hatte. Und wenn die Nacht erst kam und sich die Kälte in die Ritzen des zugigen Gemäuers einschlich und ihre eisigen Zähne in Haut und Leib des Elenden schlug, würde er sein Schicksal richtig verdammen. Von Hunger und Kälte gepeinigt, würde er vermutlich erst in den frühen Morgenstunden zur Ruhe kommen.

Und dann würde Atherion zur Stelle sein und ihn seine Entscheidung ihn abzuweisen ernstlich bereuen lassen. Er würde jede Regung seiner Seele, jedes Sehnen, das die Träume des Jungen ihm offenbaren würden, gegen ihn verwenden, bis sein Geist in bitterer Verzweiflung versank, während sein Leib fern der Sonne und Fürsorge in Ketten lag.

Und sobald der Junge wieder freikam, würde Atherion ihm abermals Verlangen an den Hals wünschen, so lange, bis das Bild des erfolgreichen jungen Sexualmagiers in den Augen der Menschen vollständig der Fratze des perversierten Lüstlings gewichen war, dem keiner sich jemals wieder zu nähern wagen würde. Er würde dafür sorgen, dass niemand jemals wieder einen positiven Gedanken an den Namen des unwürdigen Wichtes verlieren würde, der Thomeg Atherions Zorn auf sich gezogen hatte. Zirbels Ruf in Grangor war ohnehin bereits beschädigt und je länger Atherion die levthanische Gier des Jungen aufrechterhielt, desto rascher würde auch sein Laden vor die Hunde gehen.

Zufrieden stellte Atherion fest, dass seinen Lippen ein erheitertes Summen entwichen war. Er hatte noch niemals gesummt, in seinem ganzen Leben nicht! Doch der Gedanke an seinen Meisterstreich presste die fröhliche Melodie förmlich zwischen seinen Lippen hervor.

Denn neben all der weltlichen Schande, die er über den jungen Magier hatte hereinbrechen lassen, würde ihn nichts so schwer treffen, wie die Erkenntnis, dass ihm in seinem Elend niemand mehr geblieben war. Es war eine seiner heimtückischsten und zugleich besten Ideen gewesen, Mahir zu beauftragen, Zirbels Vertraute mit einem unbrechbaren Liebeszaubers an sich zu binden und mit ihr das Land zu verlassen. Der Zauber, den sein Schüler über den Jungen ausgesprochen hatte, würde wohl noch einige Tage wirken, doch spätestens in einer Woche würde eine düstere Ahnung in Zirbels Bewusstsein aufsteigen, sich langsam ausdehnen und schließlich wie eine Blase platzen und seine Welt erneut in Trümmer schlagen.

Und falls – und wirklich nur falls – er sich einmal wahrhaftig aus dem weltlichen Morast zu kämpfen vermochte, in den Athe-

rion sein Leben gestürzt hatte, um nach Fasar zu ziehen und sie zurückzuholen – es wäre zu spät. Mahir und Lutisana würden in wenigen Wochen in Fasar eintreffen und Atherion hatte dem Scholaren explizite Befehle gegeben, sie ohne weitere Umschweife zu ihm bringen zu lassen.

Vielleicht würde er sich ein wenig mit ihr vergnügen – als Erotikschriftstellerin hatte sie womöglich eine verruchte Ader, die sich zu erkunden lohnte – doch zuallererst würde er ihr jegliche Erinnerung an den bemitleidenswerten Mann mit dem Phallusstab und dem Spitzhut nehmen, damit sie ihn niemals wiedererkennen würde, selbst wenn seine Suche ihn eines Tages tatsächlich bis zu ihrer Tür tragen würde.

Niemand legt sich ungestraft mit Thomeg Atherion an! Niemand! Er soll den Tag verfluchen, an dem er zum ersten Mal meinen Weg zu kreuzen wagte!, schwadronierte der Stolz in Atherions Gedanken, während sich sein Leib die gewundenen Treppen und Flure der Akademie entlang bewegte.

An seinem Ziel angelangt schloss Atherion die inzwischen schon leicht morsche Holztür hinter sich und ließ seinen feurigen Blick über die gedrungene Fläche gleiten. Das morbide Mobiliar der Kammer versprühte einen beinahe rustikal anmutenden Charme, doch der Duft von Pergament und herabgetropftem Wachs, das auf Tischplatte und Bodendielen haftete, konnte über die Fäulnis in den schweren Deckenbalken kaum hinwegtäuschen.

Kein Wunder. Seit über drei Jahren war diese Kammer verwaist, denn seit dem Auszug ihres letzten Bewohners hatte Atherion keine neuen Scholaren hier unterbringen lassen, wodurch die einst wohnliche Enge inzwischen einem vernachlässigten Schrein der Trostlosigkeit anheimgefallen war.

Aber nun ist genug. Heute wird jegliche Erinnerung an die Person getilgt, die einst hier lebte. Denn es gibt sie nicht mehr.

Für einen Augenblick verspürte Atherion den Drang, einfach die Hände zu heben und die ganze Stube mittels eines Zaubers kurzerhand in Flammen aufgehen zu lassen. Doch dann fiel sein Blick auf einen Stapel schwerer ledergebundener Bücher auf ei-

nem Schemel neben dem Bett, die zweifelsfrei den Reihen der Bibliothek seiner Akademie entstammten.

Es hat Jahrhunderte gebraucht, all das Wissen innerhalb dieser Mauern zusammenzutragen. Die Bände haben nicht all die Zeiten überdauert, um dann von mir in einem unaufmerksamen Moment aus der Welt getilgt zu werden.

Also schlenderte Atherion auf den Bücherturm zu und wollte ihn gerade anheben, als seine Finger von einem der inzwischen bereits modrig gewordenen Pergamente abglitten und der Stapel mit einer lauten Erschütterung zu Boden fiel. Innerlich fluchend verdrehte Atherion die Augen und hob die Arme, wodurch sich sämtliche Bände und alle herausgefallenen Seiten und Blätter in die Luft erhoben. Atherion wollte die Materie gerade anweisen, sich wieder zusammenzusetzen, als ein unerwarteter Anblick seine Aufmerksamkeit erregte.

Mit überrascht zusammengekniffenen Augen fixierte er eines der Blätter, das abgegriffen und dennoch ordentlich gefaltet und mit einer geradezu formschön perfektionierten, jedoch schon häufig nachgezogenen Aufschrift versehen vor seiner Nase schwebte.

»Magie ist die Kunst und Wissenschaft, auftretende Veränderungen mit der eigenen Willensrichtung in Einklang zu bringen«, las er die ihm allzu vertrauten Worte und entfaltete es neugierig – und sah seinem eigenen Antlitz entgegen. »Was in Hesindes Namen ...?«

Das Bild seiner selbst, das zweifellos aus seinem Werk Liber Legis stammte, wurde von einem nicht abbrechenden Reigen handschriftlicher Lobpreisungen, Schmeichelleien und Ehrungen umrahmt, die eine regelrechte Hommage auf Atherions Leben, seine Macht, seinen Einfluss, seine Person und seine Autorität als erhabenster Weiser unter der Praiosscheibe darstellten.

Ungläubig studierte Atherion Zeile um Zeile. Und begann von neuem. Wieder und wieder verschlang er die, voller Ehrfurcht und Liebe geschwungenen Zeichen, nahm ihre Bedeutung wieder und wieder in sich auf, entlockte ihnen mit jedem Durchgang einen weiteren, verborgenen Sinngehalt. Nichts, von dem,

was da stand, war unwahr oder auch nur geschönt, jedes Wort entsprach der Wahrheit – und war doch zugleich in ein Licht tiefster, aufrichtigster Zuneigung und grenzenlosestem Vertrauen getaucht, welche durch kein Wägen, durch keinerlei Kritik in ihren Grundfesten erschüttert werden konnten.

Und mit einem Mal kam Atherion – plötzlich und mit der Wucht eines Blitzschlags – eine eigentümliche Erkenntnis: Die Worte entstammten nicht der Feder eines Bewunderers und auch nicht denen eines Schwärmers. Sie entstammten einem Liebenden. Und zwar einem, der ihn, Atherion, seine Person – oder vielleicht auch nur das Bild der Person, das Atherion zeitlebens von sich hatte zeichnen lassen – aufrichtig liebte.

Grimmig starrte Atherion auf das Schriftstück in seiner Hand, die plötzlich zu zittern begann. Erneut sah er die Tränen auf den Wangen des Jungen, der diese Kammer einst bewohnt hatte. Und mit einem Mal machte sich ein merkwürdiges, finsternes Gefühl in seinem Innern breit.



Ein Blick in den Spiegel

von Mháire Stritter

Die Kinder, die Xarxaron regierten, bildeten sich auf zahlreiche Dinge etwas ein, aber eines konnten sie tatsächlich: Ordentlich bauen. Der Blick vom Balkon des Anakrid für Innere Sicherheit zeigte die perfekte Symmetrie und gnadenlose Ordnung der Hauptstadt Xarxaras. Alles unterwarf sich dem siebenstrahligen Stern, der als Grundlage für die Anlage der Metropole diente, und kein Haus, keine Straße wagte einen anderen Verlauf zu wählen.

Während sie sich unter den Bemühungen und dem schweren Atem des Anakrid gestreckt und die Laken beiseitegeschoben hatte, hatte Pyrdona sich ausgemalt, diesen Spielzeugbausatz von Stadt in ihre Hände zu nehmen und durchzuschütteln. Wie all die kleinen Einwohner schreiend herausfielen und mit einem Blick zu ihrem riesenhaften, gleichgültigen Antlitz erkennen würden, dass all ihre Ordnung und ihre Symmetrie keinen Schutz bedeuten konnten.

Sie tupfte sich mit dem Laken den Schweiß des Mannes von den Schultern und Armen und ließ einen Hauch von Magie über ihre Haut gleiten, um seinen Geruch und alle anderen Spuren von ihm zu tilgen. Der Anakrid – der »Untersucher« – selbst hatte sich seine schwere Staatsrobe aus weißem Brokat wieder übergeworfen und seine Triopta aufgesetzt, die seine Stirn unter magischem Metall und Kristall verbarg und ein drittes Auge vorgaukelte. Sie hatte bereits zur Genüge gesehen, dass er keines besaß.

Umso mehr war er darauf versessen, dieses Erbe zu erwecken und sich einen noch höheren Status in seinem Haus zu erarbeiten. Sie hatte ihm einiges versprochen und seine Machtgier angefacht, aber aktuell war er genau dort, wo sie ihn brauchte. All die seltsamen Dinge, die sich in Xarxaras, diesem Bollwerk des Imperiums im Westen, ereigneten, landeten erst auf seinem Schreibtisch. Er war derjenige, der entschied, was davon an die Magokratin höchstselbst weitergeleitet wurde. Und er war nur zu bereit, der Göttin in seinem Bett für ihre Besuche und Versprechen ebenfalls alles zuzutragen.

»Hast du meine Statue gefunden?«, fragte sie leise und legte einen milden Schimmer des Mondlichts auf ihre Haut, um ihr ein dezentes Leuchten zu verleihen.

»Keine mit den Merkmalen, die Ihr sucht, Göttin«, erwiderte er unterwürfig. »Alle bisherigen waren aus normalem Stein und hielten Witterung und Werkzeug nicht besser stand als andere. Wenn Ihr einen weiteren Hinweis hättet für Euren Diener ...«

»Dann wäre es doch keine Prüfung«, unterbrach sie ihn und lächelte, sacht und möglichst geheimnisvoll, während in ihrem Inneren vor allem kalte Wut und eine fade Enttäuschung herrschten. Ein nahezu dauerhafter Zustand an dieser Front. Würde ein Nachfolger von ihm fähiger sein und wäre gleichzeitig ähnlich gut zu manipulieren? Sie überlegte, ihn von seinem Balkon auf die hübsch geordnete Stadt zu schleudern.

»Ich verstehe«, sagte er in tiefer Verbeugung zum Boden. »Und ich habe als Entschuldigung und als Zeichen meiner Hingabe ein Geschenk für Euch bereiten lassen.«

Sie ließ das Seidenlaken fallen und erzeugte die Illusion einer Robe und einer Triopta, der ebenfalls der dezente Mondglanz zu eigen war. »Das ist nicht nötig«, sagte sie sanft.

Er aber wehrte direkt ab: »Bis ich Eure Wünsche erfüllen und die Prüfungen bestehen kann, muss es doch einen anderen Weg geben, Euch meine Ergebenheit zu zeigen.«

Er schüttelte eine kleine Glasglocke, die selbst keinen Laut von sich gab, aber sicherlich irgendwo anders in der Palastanlage je-

mandem ein Signal gab. Neben allem anderen waren die Xarxarier auch noch verspielt.

Die Türflügel öffneten sich und eine Frau betrat den Raum, den Blick demütig zu Boden gesenkt.

Sie trug nur ein durchscheinendes Gewand, sodass ihre schlanke Gestalt mit langen Gliedmaßen gut zu erkennen war. Ihr Haar fiel in leichten, silberblonden Locken lang über ihren Rücken. Als sie vorsichtig den Blick hob, schimmerten ihre Augen golden.

Ihr Gesicht war nicht perfekt, aber der Ansatz war klar erkennbar. Wer auch immer die Frau war, jemand hatte sich große Mühe gegeben und sicher nicht wenig magische Anstrengung aufgewandt, um an ihr eine Ähnlichkeit zu Pyrdona zu erzeugen.

»Was ist das?« fragte sie wirsch und konnte ihre Gereiztheit nicht ganz verbergen. Der Anakrid verneigte sich nur noch tiefer.

»Göttin, heilige Ahmadena. Ich mag die Statue noch nicht gefunden haben, aber ein Abbild Euer selbst in lebender Form konnte ich erstehen. Nutzt sie, wie Ihr wünscht – aber so habt Ihr jederzeit eine Erinnerung an Eure Schönheit.«

»Wie... einfallsreich«, murmelte Pyrdona. In ihr regte sich etwas mittlerweile nahezu Unbekanntes. Verwirrung, wenn auch nur eine Spur.

Sie trat näher an die Frau heran und ließ die Illusion ihrer Maske davonfließen wie Silber gewordenes Mondlicht. Die Sklavin lächelte sanft, hielt ihren Blick höflich gesenkt und schien gänzlich frei von Angst. Und das obwohl sie jemandes blankes Gesicht sah, der allem Anschein nach ein Optimat sein müsste – ein Verbrechen, in Xarxaron besonders hart zu bestrafen.

»Ich hoffe, ich gefalle Euch«, sagte sie. Ihre Stimme war gänzlich anders als Pyrdonas, dunkel und vorsichtig.

»Das werden wir sehen«, erwiderte Pyrdona ehrlich. Zumindest verspürte sie soeben keinen Drang, diese seltsame, nachgeahmte Person vom Balkon zu werfen. Auch der Wunsch, dem Anakrid ähnliches zustoßen zu lassen, hatte sich rätselhafterweise gelegt.

Sie nahm eine Hand der Frau, die sie ihr ohne Zögern gab, und wandte sich zum Fenster.

»Ich erwarte Fortschritte«, sagte sie zum Anakrid, ohne ihn anzusehen, und wob mit der Beiläufigkeit von Jahrhunderten und Jahrtausenden der Übung ihre Magie. Die Formel glitt über die Grenzen der dritten Sphäre hinaus, fraß sich in den Limbus zwischen den Schichten der Schöpfung und erreichte ihren Zielort. Dann zog der Zauber sie – und die Frau an ihrer Hand – fort.



Die Frau nannte sich nur Apaugiya – Widerschein – und Pyrdona fühlte zunächst keinen Drang, ihr einen anderen Namen zu geben. Ihre Untergebenen, Sha'kagra und verschiedenste Kurzlebige, akzeptierten die Anwesenheit der Sklavin wortlos, wie sie alle Befehle ihrer Göttin ohne Murren und froh annehmen würden. Es sprach jedoch auch keiner mit der seltsamen Frau, und es schien eine Aura der Stille um sie zu herrschen.

Apaugiya beklagte sich nicht über die Einsamkeit. Pyrdonas Tage und Nächte waren mit Plänen, Gesprächen und Reisen angefüllt, aber immer wieder sah sie auf einem ihrer Wege durch die Festung Serrakhasmazar ihren »Widerschein« alleine an einem Fenster sitzen oder von einem Balkon auf das eisige Land blicken. Wenn sie nicht still den Ausblick in sich aufsog, strich sie mit einer Hand an den Wänden durch die Flure, die ihr freigegeben waren. Sie schien die verschiedenen Strukturen von schwarzem Fels, glattem Metall und poliertem Holz zu genießen.

Es war ein spontaner Entschluss, als sie nicht ganz zwei Wochen nach der Ankunft ihres Spiegelbilds die Frau an der Hand nahm und sagte: »Komm mit.«

Apaugiya lächelte und eilte ihr nach zu einer der Hallen, deren Stirnseite offen zum eisigen Wind war. Pyrdona gab ihre Form frei und schuf sie neu, floss in den mächtigen Leib und die weit gespreizten Schwingen eines weißen Drachen. Ihr Widerschein stieß einen überraschten, aber zugleich begeisterten Ruf aus. Pyrdona packte sie mit ellenlangen Krallen und sprang hinaus in den Sturm.

Die meisten ihrer Reisen konnte sie mit Magie bewältigen und tat es auch, aber zuweilen war ein Jucken in ihren Knochen, in ihrer mehrfach geschaffenen und neu geschaffenen Gestalt und sie verspürte den Drang nach einem Flug. Während sie durch die Böen tauchte, genoss sie das Strecken und Dehnen der Muskeln von Flügelspitze zu Flügelspitze und drückte Apaugiya dann fest an ihre gepanzerte Brust, um sie vor der Unbill des Wetters zu schützen.

Der Wind war auf ihrer Seite, weil sie es ihm befahl, und leitete sie zu dem Lager der neuen Anwärter. Die versammelten Menschen, allesamt bullig gebaut und mit tief in den Schädeln liegenden misstrauischen Augen, duckten sich unter dem Dröhnen ihrer Schwingen.

Sie setzte ihr Spiegelbild vorsichtig ab und die Frau landete überraschend elegant auf ihren Füßen.

Der Anführer der Barbaren verneigte sich vor Apaugiya.

»Herrin«, begann er stockend. »Die Berichte über Eure Macht und Schönheit sind nicht übertrieben gewesen.«

Apaugiya lachte überrascht und sah zu Pyrdoma auf, die ihren Drachenleib einrollte und die Szene beobachtete. Sie schob den mächtigen Kopf ihres geliehenen Körpers vorwärts und betrachtete die Menschen eingehend. Sie bemühten sich, nicht vor dem silberweißen Drachen zurückzuweichen, hielten ihren Blick aber weiter auf das lebende Spiegelbild gerichtet. Sie verspürte einen Hauch von Belustigung und spreizte ihre Flügel. Mit einem kurzen Anstoß des fremden Geistes, der sich überraschend warm und ruhig anfühlte, sprach sie zu Apaugiya: »Rede mit ihnen.«

Ihr Widerschein trat folgsam einen Schritt vor und fixierte den Anführer.

»Was wünscht ihr?«, fragte sie, durchaus beherrscht.

»Wir wollen uns Euren Armeen anschließen, Göttin, und in Eurem Namen die Ungläubigen der tiefen Länder vertreiben«, trug der Mensch vor. »Gewährt uns die Gnade eurer Führerschaft.«

»Warum sollte ich?«, verlangte Apaugiya zu wissen, sah dabei aber wie beiläufig zur Seite, um Pyrdomas Haltung und Ausdruck deuten zu können.

»Wir sind starke Kämpfer!«, behauptete der Mann. »Und wir haben Euch ein Geschenk mitgebracht!«

Zwei weitere Menschen zerrten einen Sack nach vorne und schütteten ihn aus. Ein halbes Dutzend abgeschlagener Schädel, ihre Haut bleich und wächsern, rollte heraus. Zwei trugen noch die Helme von imperialen Soldaten. »Die Köpfe Eurer Feinde.«

Apaugiya sah lange auf die grob abgehackten Überreste. Dann ließ sie ihren Blick über die anderen Anwesenden schweifen.

»Was haben diese Menschen euch bedeutet?«, fragte sie ruhig. Der Anführer lachte.

»Nichts!«, prahlte er. »Es sind Hunde, die unter dem Rock des Thearchen Schutz suchen!«

»Dann ist es wohl kein gutes Opfer, denke ich«, sagte Apaugiya leise und drehte sich um. Sie legte eine Hand gegen die Schuppen des weißen Drachen.

Pyr dona schlug mit einer mächtigen Klauenhand zu und begrub den Anführer darunter. Schreiend, mehr vor Überraschung, zappelte er unter ihren gepanzerten Fingern. Sie achtete sorgfältig darauf, ihn nicht zu verletzen, und öffnete das zahnbewehrte Maul ihres schweren Drachenschädels.

»Sein Kopf wäre eine gute Gabe«, sagte sie den anderen. Dann griff sie wieder Apaugiya und warf sich in die Höhe, in den Wind hinein.

Diesmal hielt sich die Frau mit einem Klammergriff fest, irgendwie beunruhigt. Bis sie die schwarzen Türme von Serrakhaszmarzar erreichten, hatte sie sich jedoch wieder gefangen und glitt elegant zu Boden.

Pyr dona kehrte in ihre übliche Gestalt zurück und strich sich durchs Haar, während ihr Spiegelbild sie nachdenklich musterte.

»Stört dich etwas?«, fragte sie die – vermutlich ursprünglich menschliche – Frau.

»Wenig« antwortete diese und trat wieder näher an den Rand der Halle, wo die Kälte gegen eine magische Grenze stieß und der Schnee im Wind zu warmer Gischt schmolz. »Ich denke, ich bin wie deine Burg. Wenig rührt mich an.«

»Die meisten Sterblichen und vor allem Kurzlebigen würden auf all dies mit Angst oder Wahnsinn reagieren«, gab Pyrdona zu bedenken. »Ich habe es oft genug gesehen. Ihr seid nicht sehr gut darin, mit Veränderungen umzugehen.«

Apaugiya lächelte. »Das ist alles außen«, sagte sie ruhig. »Auch das hier«, sie strich sich mit den Fingerspitzen über das neu gestaltete Gesicht, die Ohren und das Haar, »ist nur das Außen. Innendrin ist Stille. Ich war immer so, wundert Euch nicht. Es macht mir alles nichts aus. Ich ... warte nur.«

Pyrdona schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen. »Die Welt wartet nicht«, warf sie noch über die Schulter. »Und ich habe genug vom Warten. Ich handle.«

Am nächsten Tag brachten die Anwärter den Kopf ihres Anführers. Sie kamen mit heruntergeschluckten Tränen und Schmerz in ihren Gesichtern, aber sie hatten sich bewiesen.

»Ich verlange von euch, dass ihr bereit seid, das Wertvollste für mich zu opfern«, verkündete sie ihnen, diesmal in ihrer üblichen Gestalt. Fern spürte sie das Wohlwollen des Gottes, dem ihre Seele gehörte, ein goldenes Glühen knapp außerhalb ihres Blickfeldes. Apaugiya sah von einem Balkon aus zu, die schlanken Beine untergeschlagen und ihr Gesicht ruhig und ausdruckslos.

Pyrdona folgte immer öfter dem Drang, ihren Widerschein mitzunehmen, wenn sie reiste. Die stille Frau stand vor Vesai, die ihre blassen Körper in voller Proskynese zu Boden warfen, und wiederholte ruhig die Worte, die Pyrdona ihr eingab. Sie lächelte für einen engen Vertrauten des Thearchen, der sie für eine einflussreiche Priesterin hielt, während Pyrdona in Gestalt einer Dienerin zusah. Es war interessant, all diese Szenen von außen zu betrachten, während ihr Spiegelbild ohne Murren und mit sanfter Gleichmut ausführte, was von ihr verlangt wurde.

Bis Pyrdona ihr, weit im Süden des Kontinentes, auf der Spitze einer Pyramide von Amaunirkultisten befahl, einen Dolch zu nehmen und ihn in die Brust des jungen Mannes zu stoßen, der vor sie geführt worden war.

»Ich denke, Ihr verwechselt mich«, sagte Apaugiya dem verwirrten Amaunirpriester. Dann drehte sie sich um und sah von der Spitze des Tempels über das reiche Grün des Regenwaldes. Sie konnte nicht wissen, wo sie war, so viel war sie mit Pyrdoma gereist und so verschiedene Wege hatten sie beschritten. Sie nahm den Ausblick mit derselben Stille in sich auf wie den von Serrakhaszmazar und verharrte dort einfach. Der Priester tauschte Blicke mit seinen Untergebenen und sie tuschelten untereinander, während der junge Mann, drogenberauscht, unwissend mit seinen geweiteten Katzenaugen blinzelte.

Pyrdoma ließ den Schleier der Unsichtbarkeit von sich abgleiten, den sie für die Begegnung bislang aufrechterhalten hatte und ignorierte Apaugiys Weigerung zunächst. Die Priester zuckten zusammen, sahen zwischen ihr und ihrem Spiegelbild hin und her und verstanden recht schnell, was die Lage war. Sie warfen sich erneut zu Boden, um ihre Ergebenheit zu zeigen.

Pyrdoma nahm den Dolch und schnitt dem jungen Mann die Kehle durch. Sein Blut spritzte auf den Pelz des Priesters, der nicht reagierte. Vermutlich war er dergleichen gewöhnt.

»Ich mag es, wenn jemand seine eigene Arbeit macht«, gab sie zu. Sie stellte einen Fuß auf den Rücken des Priesters und ließ ihren Blick über die versammelten Würdenträger schweifen, um ihn dann auf ihren Widerschein zu richten. »Aber auch, wenn jemand Anweisungen befolgen kann. Steht auf.«

Eilig standen die Priester und Prinzen auf. Bis auf den unter ihrem Fuß, der sich nicht zu rühren wagte. »Ich nehme das Opfer entgegen, auch wenn ich es nicht verlangt habe«, erklärte sie ruhig. »Mein Segen ist mit euch. Zeigt mir nun, was ihr sonst noch habt.«

Sie führte alle weiteren Gespräche und Verhandlungen über das Gold und die Gifte, die die Katzenmenschen liefern wollten, mit einem Fuß auf dem zitternden Priester. Ihr Widerschein regte sich nicht und sah schlicht auf den Dschungel hinaus. Es kam erst wieder Bewegung in sie, als Pyrdoma aufbrach und sie an der Hand nahm.

Zurück in Serrakhaszmazar schob Pyrdona sie zu einem der mit Seide bezogenen Diwane in ihrem Gemach und ließ sich selbst auf dem Bett nieder.

»Du bist meiner Anweisung nicht gefolgt«, stellte sie fest.

Apaugiya zuckte mit den Schultern. »Ich habe nie gesagt, dass ich das tun würde. Du hast nie auch nur darüber nachgedacht, dass ich nicht jedem deiner Befehle folgen müsste oder würde.«

Pyrdona summte leise, um die Stille zu füllen, als sie überlegte. Die Situation war seltsam und ungewöhnlich. »Hast du keine Angst vor der Strafe?«, fragte sie schließlich.

Ihr Spiegelbild lachte leise. »Nein. Ich habe keine Angst. Schon lange nicht mehr.«

»Du bist fehlerhaft«, beklagte Pyrdona sich. »Angst ist natürlich für euch. Umso mehr die Angst vor mir. Ich könnte dir unvorstellbare Dinge antun.«

Apaugiya nickte. »Ich weiß. Ich werde versuchen, es zu erklären, wenn du es hören willst?«

Pyrdona zeigte mit einer einladenden Geste an, dass sie sich die Zeit nehmen würde. Ihr Widerschein lächelte, zog die Beine an und umschlang sie mit ihren schmalen Armen.

»Ich habe mich irgendwann zurückgezogen, denke ich«, erzählte sie leise. »Innen, da sind zahlreiche Ideen und Gedanken und Leben. Aber außen ist nur die Welt und wie sie auf mich eindringen will. Ich erlaube ihr das nicht mehr. Ich habe mich ihr verschlossen. Was immer geschieht, es wird nicht mehr in die innere Welt vorstoßen. Bislang ist diese Schale heile geblieben. Wie ein Samenkorn, das auf bessere Zeiten wartet. Vielleicht wird es sich irgendwann wieder ändern – nein, mit Sicherheit. Vielleicht wegen dir und den unaussprechlichen Dingen, die du tun könntest, ja. Und da ist auch ein Streben und ein Warten zugleich. Ich denke, ich werde wissen, wann ich wieder hervorkommen kann. Ich warte nur auf den richtigen Ort. Die richtige Zeit. Bis dahin müsstest du Gewalt aufwenden, um diese Eischale zu zerbrechen.«

Sie schwiegen beide. Jenseits der Fenster zogen träge die Nordlichter über den Himmel.

Schließlich stand Pyrdona auf, neigte sich über Apaugiya und strich über das so vertraute Gesicht. »Keine Angst?«, fragte sie noch einmal. Die Frau schüttelte den Kopf. Sie lächelte sanft.

»Nicht im Geringsten«, murmelte sie. »Und nicht vor dir.«

Pyrdona ließ ihren Widerschein in den Gemächern zurück und warf sich für mehrere Tage in die Arbeit an Wächtern für Serrakhaszmazar. Mit der Hilfe der konzentrierten und absolut folgsamen Sha'kagra formte sie zwei der Geschwister der bleichen Elfen in gepanzerte Kreaturen um, die am Fuße der Festung im Schnee lauern würden. Wenn Gesandtschaften näher an die schwarzen Türme heranwollten, würden sie ihre Kampfkraft beweisen müssen.

Die vertraute Arbeit, die lieblich-giftige Magie der Verschmelzung und die chaotische Ordnung von Fleisch und Sehnen unter ihren Fingern, verband sie mit ihren Erinnerungen und schuf eine angenehme, entschlossene Ruhe in ihren Gedanken.

Anschließend beschäftigte sie jedoch wieder eines ihrer größeren Vorhaben und die Botschaften häuften sich, sobald sie ihren Untergebenen wieder erlaubte, sie anzusprechen. Das düstere, goldene Licht in ihrem Geist war unruhig. Der Gott ohne Namen wurde in diesem Land unter zahlreichen Namen verehrt und verbarg sich unter tausenden Masken. Eine jedoch war eine Macht, die noch mühelos die ihre austach – zumindest was die Massen an Dienern und Größe der Heiligtümer anging.

Draydalân, das tote Land im Westen, war eine goldene Einöde voller Pyramiden aus Knochen und Flüssen aus halb geronnenem Blut. Seine Priester waren eine stolze Dynastie von entschlossenen Dienern ihres Schädelgottes, der kein anderer als der Goldene ohne Namen war, und sahen keine Not für Bündnisse mit ihr oder anderen. Etwas, was es zu ändern galt, jedoch mehr Mühe erforderte, als sie erhofft hatte.

Auf eine Eingebung hin nahm sie Apaugiya mit auf die Reise in die Steppen Anthalias, wo der Gesandte auf sie warten wollte. Sein Zelt stand auf einem Hügel, purpurne und goldene Flaggen tanzten im Wind. Dutzende Bewaffnete begrüßten die Ankunft der beiden so ähnlichen Frauen, die mit dem Flügelschlag der

Magie aus dem Limbus erschienen, mit erhobenen Klingen. Keine Geste der Unterwürfigkeit, kein Opfer für sie – Misstrauen und eine Zurschaustellung der Kraft.

Pyrdonas Widerschein hatte sich ohne Widerspruch in reiche Roben kleiden lassen und eine Triopta angelegt, was für eine Nichtmagische im Imperium ebenso verboten wäre wie das Anschauen eines echten Optimaten ohne seine Maske. So angetan mit den Zeichen des Status, die Pyrdona selber oft im Imperium als Dienerin der Göttin Ahmadena trug, wenn sie als Vertreterin ihrer selbst auftrat, ging Apaugiya gelassen zwischen den Reihen von blassen Kriegern hindurch. Pyrdona selbst trug ein einfaches Gewand und ging einen halben Schritt hinter ihr, um in Ruhe die Versammlung zu studieren.

Der Würdenträger selbst schien beinahe im Sitzen verstorben auf seinem Stuhl aus gedrechselten Knochen und goldenem Tuch, so madenweiß war seine Haut und so tief lagen seine Augen in seinem Schädel. Draydalân war ein harsches Land, das die Lebenden auslaugte.

Der Würdenträger sah Apaugiya kurz an und lachte dann rasselnd.

»Ist dies eine Opfergabe, Herrin der Schwarzen Festung?«, wandte er sich an Pyrdona, scheinbar kaum eine Sekunde von der Scharade getäuscht. »Habt Ihr mir ein Kind mit hohlen Versprechungen gebracht, damit ich es an meine Ratten verfüttern kann? «

»Eine kleine Spielerei«, versicherte Pyrdona, »die Euch zumindest erheitert hat.«

Der Mann stieß zischend den Atem zwischen seinen trockenen Lippen hervor und musterte sie abwägend. »Wie unterhaltsam«, kommentierte er neutral. »Eine echte Optimatin, in Glauben und Überzeugung zu mir gebracht, hätte ich jedoch mit größerer Begeisterung begrüßt. Die Körperlosen Herren sehen es mit Wohlwollen, wenn das Imperium sein frisches Blut an den Ruf des Schädelgottes verliert und es das langsam schlagende Herz unserer Herrschaft auffrischt. Auch Euch würden wir gerne begrüßen, wenn Ihr Euch anschließen wollt.«

»Ich neige nicht dazu, jemand anderes Blut aufzufrischen«, stellte Pyrdona klar und ließ sich auf dem angebotenen Stuhl nieder. »Was, abgesehen von Konvertiten, kann Euch sonst aktuell davon überzeugen, dass ich bin, wer ich bin?«

»Oh, Ihr seid sicher eine Feldherrin, eine Zauberin, weitgereist und mehr als erfahren. Ihr kommandiert Truppen im Norden des Landes und schleicht Euch in die Kammern der Herrscher. Doch die Kleider fallen zu lassen, um einen Optimaten zur Dummheit zu verleiten, oder ein paar Kreaturen und Wilde mit Fingerspiel einzuschüchtern, macht euch nicht zu der Auserwählten, die Ihr zu sein behauptet. Der Herr der Schädel schenkt seine Gunst nur den Entschlossenen und Ergebenen.«

»Ihr langweilt mich«, unterbrach Pyrdona ihn. »Meine Opfer an den Goldenen Gott sind älter als Euer Reich.«

Der Gesandte lachte erneut röchelnd und deutete auf Apaugiya. »Habt Ihr sie hergebracht, um zu zeigen, was Ihr zu töten bereit seid? Opfern, was einem nahesteht? «

»Das war nicht der Plan«, entgegnete sie frostig und irritiert davon, dass sich tatsächlich Unwillen bei dem Gedanken in ihr regte.

»Gut, dass ich bereits einen Plan habe«, zischte der Draydal. »Nicht weit von hier halten Myrmidonen des Imperiums einen Ort besetzt, der uns einst heilig war und es wieder sein wird. In einem vergangenen Feldzug wurden hier die Leiber aller Toten zu einem Baum verschmolzen, der den Herrn der Schädel preisen und erfreuen soll. Sie entweihen ihn und befestigen den Grund ringsherum, in der nicht unbegründeten Angst, dass wir erneut nach Osten ziehen könnten. Schafft sie fort, erweckt das Opfer zu neuer Pracht und wir werden anerkennen, dass sein dunkler Blick auf Euch ruht.«

Ohne ein weiteres Wort richtete Pyrdona sich auf, packte ihr Spiegelbild und warf sich in die Luft und in die Gestalt des weißen Drachen. Die Zeltplanen flatterten und knallten unter der Wucht ihrer Flügelschläge.

Sie konnte die Unbill nicht unterdrücken, die sich in ihr aufbaute. War es einen solchen Botengang wert, die Anerkennung der Knochenmänner zu erhalten? Hatte sie das nötig?

Die Drachenzähne schlugen Funken, als sie im Zorn aufeinander mahlten. Apaugiya streckte sich in ihrem Griff und schlug schwelende Stellen an ihrem Gewand aus. Ansonsten regte sie sich nicht, bis sie erneut auf einem Hügel abgesetzt wurde. Im Tal war eine einfache Befestigung rings um Lederzelte zu sehen, die Banner des Imperiums, aufgeföplante Waffen und der schimmernde Panzer eines Insektopters. Die Fluggeräte waren selten und teuer und verrieten, dass dies eine gezielte Expedition zur Erkundung der Region sein musste.

Im Herzen der Anlage erhob sich ein Stumpf wie eine abgebrochene Säule, zusammengefügt aus zahllosen Ellen, Speichen und Schenkelknochen, die Lücken ausgefüllt mit Rippen und den weißen Kieselsteinen von Fingerknöcheln. Pyrdona spürte das Summen in der Erde, den Strudel der Macht rings um den Ort, der nur darauf wartete, erneut zum Leben erweckt zu werden. Sie streckte sich und schob Apaugiya dann zur Seite.

»Sieh besser woanders hin«, empfahl sie beiläufig und stieß dann auf das Lager hinab. Sie floss wie eisiges Wasser von einer Gestalt in die andere, ließ Blitze auf schreiende Soldaten regnen, riss mit Pranken Zelte nieder und kochte eine Formation von Myrmidonen in Drachenfeuer. Sie empfand nichts. Es war ein Handwerk und sie nahm sich nicht die Zeit, Finesse an den Tag zu legen.

Wenige Minuten später zerrte sie den Kommandanten zu dem Stumpf des Heiligtums. Es war nicht mehr viel Leben in ihm, das Blut rann aus seinem aufgerissenen Bauch, aber er wehrte sich schwächlich gegen ihren Griff. Sie wechselte in die Gestalt eines Schneeschrats und riss ihm mühelos den Kopf ab. Während sie zurück in ihre ursprüngliche Form glitt, sah sie zu, wie in seinen Augen erst die Erkenntnis seines Todes aufleuchtete und dann die plötzliche, ungläubige Panik vom Tod selbst erstickt wurde.

Sacht legte sie die Gabe auf die von der Sonne gebleichten Knochen. »Blut deiner Feinde und die Hingabe deiner Sprecherin«,

murmelte sie in den Wind und nach innen in die Leere zwischen ihr und dem goldenen Licht. Macht brandete um sie herum auf, goldene und purpurne Flammen tanzten über den Platz und Knochen erhoben sich knackend und rasselnd zum Leben. Wie ein Spielzeug setzte der Baum sich wieder zusammen und hob den Schädel immer weiter in die Höhe, bis er ein Form gewordenes Gebet an den Goldenen Gott ohne Namen krönte. Ein letztes Mal flammte Leben in den Augen des Toten auf, sein Kiefer öffnete sich und es barst ein greller Schrei hervor, der das Tal erfüllte. Pyrdona wandte sich ab. Am Eingang des Tals erhob sich eine Flagge mit dem goldenen Doppelschädel der Draydal. Sie hatten das Geschehen beobachtet. Der nächste Gesandte, der sie mit Herablassung behandelte, würde sich auch als Teil dieses Baumes wiederfinden, beschloss sie.

Sie wanderte hinauf zu Apaugiya, die nicht in die Ferne, sondern ins Tal hinunter sah. Sie wirkte gefasst, wie immer, auch als Pyrdona mit dem Blut der Toten besudelt an sie herantrat und ihre Hand nahm.

Die Magie zog sie zurück nach Serrakhaszmazar in die Gemächer im höchsten Turm. Ein Sturm tobte jenseits der Mauern und Schnee türmte sich auf den Fenstersimsen auf. Essen stand bereit und Pyrdona machte eine einladende Geste.

»Bedien dich«, sagte sie zu ihrem Widerschein und stieg im Herzen ihrer Kammern die Stufen in das heiße Bad hinab, das ihr bereitet worden war.

Apaugiya nahm sich einige Früchte und ein Glas mit goldenem Saft und folgte Pyrdona zum Bad, wo sie sich am Rand niederließ.

»Brauchst du nicht etwas? Ich weiß, dass du es leicht erscheinen lässt, aber sicherlich kostet auch dich ein solcher Tag Kraft.«

Pyrdona erstarrte, ihre blutigen Gewänder halb abgelegt. Der Stoff schwamm auf der Oberfläche des Bades und gab dünne Fäden halb geronnen Bluts in das Wasser ab.

»Dich kümmert es nicht, was ich getan habe?«, fragte sie tonlos.

Ihr Spiegelbild lächelte, etwas traurig. »Es war furchtbar«, gab sie zu. »Aber nur eine Tat ist keine ganze Geschichte.«

»Ich habe zahllose solcher Dinge getan«, erklärte Pyrdona. »Hunderte, Tausende getötet. Ich habe ein Volk verraten und es in Zerrbilder seiner selbst verwandelt. Ich habe einen Halbgott aus dem Nichts zurückgerufen und ihn Land um Land verwüsten lassen. Ich bin die Zunge des Gottes ohne Namen und spreche für ihn, und seine Botschaft für diese Welt ist nur eine: Lege dich nieder und stirb.«

»Ich lebe noch.«

»Was ein Versehen sein mag.«

Apaugiya lachte. Als sie den Zorn in Pyrdonas Augen sah, wurde sie wieder ernst. »Wer hat das für dich bestimmt?«, fragte sie leise.

Pyrdona wusste nicht zu antworten. Ein uralter Drache hatte bestimmt, dass sie sein sollte, eine Elfenkönigin, welches Gesicht sie tragen sollte. Der Goldene Gott ohne Namen hatte zu ihr geflüstert, kaum, dass ihr Bewusstsein erwacht war, und sie aus dem Schatten ihrer Schöpfer in den seinen geholt. Was davon war ihre Entscheidung gewesen? Irgendetwas?

»Reiz mich nicht«, warnte sie.

Apaugiya nickte. »Ich weiß, wie gefährlich du bist. Ich verstehe aber ein wenig davon, von jemand anderem zu einem Zweck benutzt zu werden.«

Sie glitt langsam ins Wasser und begann, mit sanften Händen die blutigen Kleider von Pyrdonas Körper zu streifen. Unter ihren Fingern löste sich die nasse Seide wie eine zweite Haut von ihr ab und sank dann, vollgesogen, in die Tiefen des Beckens.

»Du bist nicht grausam, wie ich«, murmelte Pyrdona. »Die Welt rührt dich nicht an, und dennoch willst du der Welt nicht schaden.«

»Ich sehe keinen Grund, anderen Schmerz zu geben.«

Pyrdonas Widerschein schöpfte warmes Wasser und ließ es über die Schultern und Arme ihrer Herrin rinnen. Auf ihrem Gesicht, so ähnlich wie das, in das sie sah, stand Ruhe und eine warme Hingabe. Sie hatte keine Angst. Was sie tat, tat sie aus freien Stücken. Weil sie es wollte.

Pyrdona neigte sich vor und legte ihre Hände an Apaugiya's Wangen. Sie studierte die Augen, nicht groß und strahlend genug, die schmale Nase und die hohe, geschwungene Stirn. »Du kannst jederzeit gehen«, sagte sie und wusste selbst nicht genau, warum. Als Test? Um ihr Spiegelbild zu strafen, wenn es die Freiheit nutzte?

Diese stille, seltsame Frau lächelte nur. »Ich sehe auch dazu keinen Grund«, flüsterte sie. Dann legte sie ihre Hände auf Pyrdona's, schloss die letzten Fingerbreit Distanz zwischen ihnen und küsste sie.

Es war ein fast keuscher, leichter Kuss auf geschlossene Lippen. Eine Frage. Anschließend löste sich Apaugiya wieder von ihr und wartete auf eine Antwort.

»Wie kannst du dies wollen?«, fragte Pyrdona verwundert. »Ohne ...«

»Es fühlt sich richtig an.« Ihr Spiegelbild löste ihre eigene Robe. »Vielleicht wie die richtige Zeit und der richtige Ort. Wollen wir es herausfinden?«

Pyrdona stieg langsam aus dem Bad und hielt dabei die Hand von Apaugiya, die ihr ruhig und mit einem aufmunternden Lächeln folgte, wie am ersten Tag.

Sie setzte ihren Widerschein auf ein Kissen und erkundete sie. Mit Fingerspitzen und dann vorsichtig mit ihren Lippen zog sie die Linien nach, die ihrem eigenen Körper nachempfunden waren. Die Brustwarzen hatten nicht ganz die gleiche Farbe, ihr Schamhaar war zu dunkel, aber ihr wohnte eine Schönheit inne, die über reine Nachahmung hinausging. Sie roch nach dem duftenden Wasser des Bades und der warmen Luft der Steppe, kein bisschen nach Blut. Ihre Augen waren neugierig, ohne Angst. Pyrdona küsste ihre Fingerspitzen, ihre Handflächen und legte die Hände ihres Geschenks dann auf ihre eigenen Schultern.

»Willst du nicht auch sehen, wo wir uns unterscheiden?«, fragte sie. Apaugiya lachte, ein warmer, lebendiger Laut und nickte.

»Schon lange«, hauchte sie.

Pyrdona ließ sich auf die seidenen Laken ihrer selten genutzten Schlafstatt gleiten und ihr Widerschein folgte ihr, von den

Öllampen in Honiglicht und warme Schatten getaucht. Ihre neugierigen Finger strichen durch das noch nasse Haar ihres Vorbildes, tanzten sachte die Arme hinab und strichen über ihre Brüste, wo sie forscher wurden.

»Nichts kommt dir gleich«, sagte sie bewundernd. »Ich fühle mich wie ein Dieb, einen Abglanz davon gestohlen zu haben.«

Pyrdona summte, von alten und verschwommenen Erinnerungen getragen. »Ah, es gibt Lobeshymnen auf all das aus verschiedensten Zeitaltern.«

Apaugiya lachte. »Du bist so eingebildet«, schalt sie leise, aber spielerisch. »Wenn auch mit Recht.«

Ihre Finger glitten hinab zu Pyrdonas Schamlippen, strichen einmal darüber und verharrten dann.

»Darf ich?«, fragte sie ehrerbietig.

»Ich werde dir schon zeigen, wenn es mir nicht länger gefällt.«

»Bitte gibt Vorwarnung und rei mir nicht direkt den Kopf ab«, bemerkte Apaugiya mit bisher ungekannter Trockenheit und entlockte Pyrdona ein überraschtes Lachen. Dann kreisten ihre Fingerspitzen über das weiche, feuchte Fleisch innerhalb der Schamlippen und das Lachen wurde zu einem zufriedenen Schnurren.

Die Finger glitten ruhig, aber sicher, auf und ab, tupften sanft auf die Knospe über den inneren Lippen und sanken dann vorsichtig tiefer, in die Wärme ihres Körpers. Es machte keinen Sinn, aber es fühlte sich anders an, unter den Augen dieser Frau ohne eigenes Gesicht, die keine Angst vor ihr hatte und sie dennoch furchtlos verehrte.

Pyrdona griff nach ihrem Widerschein, zog sie auf sich und so nah aneinander, dass ein Körper direkt in den anderen überzugehen schien. Ein Schoß rieb an dem anderen und sie pressten sich, die Arme um die andere geschlungen, in einem festen, unnachgiebigen Kuss aneinander.

Die Welt verlor an Halt und Oben und Unten, als sie auf den Laken hin und her rollten und sich schließlich Pyrdona unten wiederfand, seltsam zufrieden damit, das Ergebnis jemand anders überlassen zu haben.

Apaugiya schöpfte Atem, lachte heiser, streckte sich und glitt dann katzenhaft an Pyrdona hinab, bis sie ihren Mund auf die Schamlippen ihrer Besitzerin und Gefährtin senken konnte. Ihre Zunge kreiste um den angeschwollenen Hügel zwischen den Lippen, leckte einmal langsam und genüsslich darüber und begann dann, eindringlich auf und ab zu gleiten.

Pyrdona streckte sich, bot sich dar und dachte an nichts anderes mehr. Der Schnee vor den Fenstern schloss sie ein und die Welt aus. Das goldene Licht in ihrem Geist war gedämpft, die Stimme im Nichts für einen Moment verstummt. Apaugiyas Finger drangen in sie ein, bogen sich hoch bis sie zwischen Fingerkuppen und Zungenspitze einen Funken zu erzeugen schien, der heiß und süß aufflackerte und Licht durch Pyrdonas Körper strömen ließ.

Ein melodischer Ruf löste sich aus ihrer Kehle und Apaugiya hielt inne, sah zu ihr auf. Langsam und mit einem Lächeln hob sie ihre Finger und leckte sie genüsslich ab.

Pyrdona lachte, stieß sie um und rollte sich auf sie.

»Wir sind hier sicher noch nicht fertig«, murmelte sie. Apaugiya empfing sie mit einem Kuss und der Wärme ihres Körpers.



Es war spät in der Nacht, als Pyrdona das Lager verließ. Apaugiya schlief, halb unter den Laken, die schlanken Glieder von sich gestreckt.

Pyrdona stieg ein weiteres Mal ins Bad und die blutigen Gewänder schwammen in den Verwirbelungen um ihren Leib an die Oberfläche.

Gereinigt und entschlossen ging sie an eines der Fenster, stieß es auf und ließ den aufgetürmten Schnee ins Zimmer stürzen. Apaugiya gab hinter ihr einen verschlafenen Laut von sich und Pyrdona stieg auf das Fenstersims, um als Drache in die kalte Nacht zu schweben.

Sie glitt durch den wieder ruhigen Himmel, unter den Nordlichtern über schroffe Bergspitzen, und dann für einen Herz-

schlag durch das Grau des Limbus. Es kostete einige Konzentration, die zahllosen Gespinnste schützender und lauschender Magie der Optimaten über Xarxaras zu durchdringen, ohne jemanden aufmerksam zu machen, aber ihr Geist fühlte sich frisch und gestählt an, wie eine gute Sezierklinge.

Der Anakrid schreckte auf, als sie, ohne über ihre Nacktheit mit der Wimper zu zucken, in sein Studierzimmer trat. Er maß sie mit anerkennendem Blick.

»Göttin, Ihr ehrt mich, wieder mein Lager zu suchen ...«, begann er, aber sie trat vor und packte seinen Kiefer mit der Kraft und Kälte einer zuschnappenden Falle aus Stahl.

»Was war dein Gedanke bei dem Geschenk?«, fragte sie. Er rang mit weit aufgerissenen Augen um Worte, wand sich in ihrem Griff und gestikulierte fahrig.

»Eure Schönheit ehren, Nachahmung als Kompliment. Ich weiß, Ihr benutzt mich, mehr nicht. Aber vielleicht könnte Euch jemand gefallen, der Euch so ähnlich ist. Jemand wie Ihr liebt keine anderen, nur sich selbst.«

Pyrdona ließ ihn fallen. Sie stand über ihm, ohne Illusionen oder Gewänder.

»Du wirst deine Suche hier aufgeben, mit der du ja ohnehin nicht vorankommst«, sagte sie tonlos. »Morgen wirst du abreisen. Geh nach Westen. Wenn du Xarxaron und das Imperium verlässt, gehe weiter. Gehe, bis die Draydal dich finden. Sag ihnen, ich schicke ihnen frisches Blut. Das nächste Mal, dass wir uns sprechen, will ich den goldenen Doppelschädel an deiner Robe sehen und wie deine Adern durch deine Haut scheinen, weil dir das Land und der Dienst an mir und ihrem Gott das Leben ausaugen. Ab jetzt ist dein Name Xarod, der Verräter, und du wirst keinen anderen mehr benutzen.«

Er besaß die Vernunft, zu schweigen, wich aber zurück, als sie sich zu ihm hinabbeugte. »Ich bin gnädig«, flüsterte sie. »Ich verlange nur deine Seele. Es könnte schlimmer sein. Zudem wirst du Macht erfahren, die du hier niemals erringen würdest. Also sei dankbar.«

Er zog die Beine an, bis er sich in eine kniende Position bringen und die Stirn zu Boden pressen konnte.

Sie ließ ihn dort knien und kehrte in die Nacht und die vertraute Gestalt des Drachen zurück. Er würde tun, was sie befahl. Sie alle taten es. Nur eine Person kontrollierte ihr Leben und alle darin und das war sie.



Sie erwachte an einem unvertrauten Ort. Es war warm. Durch die Wände konnte sie fremde Stimmen hören und das Lachen von Kindern. Erschrocken fuhr sie hoch und presste dann eine Hand gegen ihre Brust. Sie empfand Desorientierung, Angst, aber auch Neugierde. Mühselig sortierte sie die Gefühle und sah sich um.

Der Raum war elegant eingerichtet, aber in einem ihr unbekannten Stil. Ein abgedeckter Krug und Becher standen auf einer Truhe bereit, daneben lag ein Brief.

Zögerlich stand sie auf und nahm den Brief an sich.

Er war kurz und nüchtern. In der Kiste war Geld, stand da. Genug für ein sterbliches Leben. Es gab keine Unterschrift, keine Formel des Abschieds, nur den Rat, einen eigenen Namen anzunehmen.

Ich hätte Vayadona heißen können, hieß es in engen, eleganten Lettern. Wer mich gemacht hat, gestand ihn mir jedoch nicht zu. Nimm du ihn, wenn er dir gefällt.

Vayadona ließ den Brief fallen, trat ans Fenster und schob die Läden auf. Vor ihr erstreckte sich eine unbekannte Stadt, über der die Hitze flirrte und Seevögel kreisten. Ringsum war Leben und Bewegung und in ihr eine ungekannte Wärme und zugleich ein Chaos von Empfindungen, die sie noch nicht alle ganz benennen konnte. Eine Träne rann ihr über die Wange.

Sie musste lachen, traurig, wütend, freudig. Ihr Samenkorn war endlich gesprossen.



Glossar

- Achaz** – ein Echsenmensch
Adept – der Rang eines jüngeren Magiers
Ahmadena – Name Pardonas/Pyrdonas in Myranor
Al'anfanische Praxis – Sadomaso
Almada – eine Region des Mittelreiches
Alveran – die Götterfeste, Heimstatt der Zwölfgötter
Amaunir – Katzenmenschen in Myranor
Anakrid – ein Statthalter in Xarxaron
Anthalia – eine Region in Myranor
Arange – eine aranische Orange
Aranien – Tulamidisches Land an der Ostküste Aventuriens
Aventurien – Kontinent auf der Welt Dere
Aves – der Sohn Rahjas und Phex, der Halbgott der Abenteurer
Belkelel – eine Erzdämonin, die Gegenspielerin Rahjas
Bosparan – ehemalige Hauptstadt des Bosparanischen Reiches.
Auf den Ruinen der Stadt wurde das heutige Vinsalt errichtet.
Bosparans Fall – Jahr der Zerstörung der alten Hauptstadt
Bosparan, heute gebräuchlichste aventurische Zeitrechnung
Dere – die Welt des Schwarzen Auges, Anagramm von Erde
Draydal – Diener des Namenlosen in Myranor
Draydalân – Land der Draydal
Edatisch – Sadistisch
Efferdsbrennen – Geschlechtskrankheit
Ein-und-Einzige – Beinahme Belkelels
Erzmagus – Titel eines mächtigen Magiers
Goldener Gott – der Namenlose
Höfe der Abendröte – Kurtisanenschulen in der Stadt Belhanka

Horasreich – auch: Altes Reich oder Liebliches Feld, Nachfolger des Bosparanischen Reiches unter Regentschaft des Horaskaisers

Ilmenblatt – leichtes Rauschkraut

Imperium – Myranisches Reich

Insektopter – Ein arkanomechanisches Fluggerät, dessen Funktionsweise dem Flug von Insekten nachempfunden ist. Im Innern findet eine kleine Gruppe Passagiere Platz.

Kamelspiel – Brettspiel

Levthanische Praktiken – Samenspiele

Lyceum – Kurtisanenschule

Madamal – Mond

Magnus Controllarius – Beherrschungsmagier

Magokratin – Herrscherin Xarxarons

Mittelreich – auch: Raulsches Reich; größtes Aventurisches Reich mit mehreren Provinzen unter Herrschaft der Kaiserin Rohaja von Gareth

Myranor – auch: Güldenland, Kontinent auf der Welt Dere westlich von Aventurien

Optimat – im myranischen Imperium Bezeichnung für einen Angehörigen der Herrscherschicht; ausschließlich Magier. Tragen immer eine Voll- oder Halbmaske oder ein Triadem mit stilisiertem Stirnauge.

Optimat – myranisch-imperialer Adliger, meist ein Zauberer

Oron – finstere Land, das von Aranien abgespalten wurde

Rahjanal – ekstatisches Fest

Rahjasknopsen – Brustwarzen

Rahjasutra – rahjaheiliges Buch

Schöne Göttin – Beiname Rahjas

Serenissima – Beiname Belhankas

Serrakhaszmazar – Festung Pardonas

Sha'kagra – Dunkelalben, Diener Pardonas

Shaz-Man-Yat – mächtige Dämonin im Dienste Belkelels

Spektabilität – Akademieleiter

Thearch – Herrscher des myranischen Imperiums

Traviabund – Ehebund

Triopta – Halb- oder Vollmaske aus Edelmetall, oft kunstvoll verziert, mit einem dritten Auge auf der Stirn, aufgemalt oder als Obsidianlinse, Standessymbol der myranischen Optimaten

Tulamidengold – Teesorte

Urda – Brettspiel

Verschlingen des Python – Oralverkehr, bei dem der Penis vom Partner gänzlich im Rachen aufgenommen wird

Xarxaras – Stadt in Xarxaron

Xarxaron – Provinz des myranischen Imperiums

Zithabar – Rauschkraut

Maße & Gewichte

1 Halbfinger = 1 cm

1 Finger = 2 cm

1 Spann = 20 cm

1 Schritt = 1 m

1 Meile = 1 km

1 Rechtschritt = 1 m²

1 Rechtmeile = 1 km²

1 Raumschritt = 1 m³

1 Skrupel = 1 g

1 Unze = 25 g

1 Stein = 1 kg

1 Quader = 1 t

Währungen

Im Mittelreich

1 Dukaten – Goldmünze im Wert von 10 Silbertalern

1 Silbertaler – Silbermünze im Wert von 10 Hellern

1 Heller – Bronzemünze im Wert von 10 Kreuzern

1 Kreuzer – Eisenmünze

In Al'Anfa

1 Dublone – mächtiger Doppeldukat im Wert von 20 Silbertalern

1 Oreal – Goldkupfer- oder Silbermünze, entspricht 1 Silbertaler

1 Kleiner Oreal – Goldkupfer- oder Silbermünze, entspricht 0,5 Silbertaler

1 Dirham – Kupfermünze im Wert von 1 Kreuzer oder 0,01 Silbertaler

Götter & Jahreslauf

In der Welt des Schwarzen Auges beginnt das Aventurische Jahr, häufig Götterlauf genannt, im Sommer. Jeder Monat ist nach einem der Zwölfgötter benannt und hat 30 Tage. Die verbliebenen fünf Tage zwischen den Jahren werden dem Namenlosen Gott, dem Widersacher der Zwölfgötter, zugeschrieben und gelten als unheilbringend.

Bis heute bestimmend für die aventurische Zeitrechnung ist die Zerstörung Bosparans, der Hauptstadt des Alten Reiches. Aventurische Ereignisse werden daher meist mit v. BF (vor Bosparans Fall) oder BF (nach Bosparans Fall) datiert.

Gottheit	Monat	Aspekte
Praios*	Juli	Sonne, Recht und Gesetz, Herrschaft, Ordnung, Himmelsrichtung Süden
Rondra	August	Krieg, Ehre, Zweikampf, Tapferkeit, Sturm
Efferd	September	Wasser, Meer, Regen, Fischfang, Seefahrt
Travia	Oktober	Gastfreundschaft, Heimat, Treue, Herdfeuer, eheliche Liebe
Boron*	November	Tod, Schweigen, Vergessen, Schlaf, Träume
Hesinde	Dezember	Weisheit, Magie, Wissenschaft

Firun	Januar	Winter, Jagd, Eis, Natur, Entbehrung
Tsa	Februar	Wandel, Schöpfung, Neubeginn, Geburt, Friedfertigkeit
Phex	März	Glück, Handel, List, Humor, Diebe, Sterne
Peraine	April	Fruchtbarkeit, Ackerbau, Pflanzen, Heilkunst
Ingerimm	Mai	Handwerk, Schmiede, Erz, Feuer, Fleiß, Beständigkeit
Rahja	Juni	Liebe, Harmonie, Lust, Rausch, Ekstase
Der Namenlose	Namenlose Tage	Macht, Verrat, Heimtücke, Zerstörung, Widersacher der Zwölfe

Auch die **Himmelsrichtungen** werden häufig aber nicht ausschließlich nach den Göttern benannt: Praio**S** (Süden), Firu**N** (Norden), Efferd (Westen) und Rahja (Osten).

**Während Praios üblicherweise als der höchste der Zwölfe angesehen wird, fällt die Rolle als Götterfürst in Al'Anfa Boron zu.*

Die Erzdämonen

Außerhalb des Sternenwalls, im Chaos der Siebten Sphäre, liegt die Heimstatt der Dämonen. Als ewige Widersacher der Zwölfgötter werden die folgenden zwölf Wesenheiten angesehen, die als besonders machtvoll gelten.

Blakharaz oder **Tyakra'man**: Gegenspieler Praios', Herr der blinden Rache, Bewacher der Seelenmühle, in der die verlorenen Seelen der Sterblichen zermahlen werden

Belhalhar oder **Xarfai**: Gegenspieler Rondras, der jenseitige Mordbrenner, Herr des Blutauschs und des Massakers, Anführer der unbesiegbaren Legion von Yaq-Monnith

Charyptoroth oder **Gal'k'zuul**: Gegenspielerin Efferds, die unbarmherzige Ersäuerin und Herrin des Unwassers, Mutter aller Seeschlangen

Lolgramoth oder **Thezzphai**: Gegenspieler Traviass, der Rastlose, Herr der Zwietracht und des Verrats

Thargunitoth oder **Tijakool**: Gegenspielerin Borons, Herrin der Alpträume, Gebieterin von Geistern und Untoten

Amazeroth oder **Iribaar**: Gegenspieler Hesindes, der vielgestaltigen Blender, Herr des verbotenen Wissens und des Wahnsinns

Belshirash oder **Nagrach**: Gegenspieler Firuns, der gnadenlose Jäger und Herr des verderbten Eises, Gebieter der Wilden Jagd, die ihre Opfer zu Tode hetzt und deren Seelen frisst

Asfaloth oder **Calijnaar**: Gegenspielerin Tsas, Herzogin des wimmelnden Chaos und Herrin der Chimären

Tasfarelel oder **Zholvar**: Gegenspieler Phexens, der gierige Feilscher, Herr des blutbefleckten Goldes

Belzhorash oder **Mishkhara**: Gegenspielerin Peraines, faulende Monarchin des ewigen Siechtums, Herrin der Missernten und der Unfruchtbarkeit

Agrimoth oder **Widharcald**: Gegenspieler Ingerimms, Schänder der Elemente, Verderber von Erz, Feuer, Luft und Humus, Fürst der jenseitigen Dämonenschmiede Yol-Ghurmak und Herr der dunklen Handwerkskunst

Belkelel oder **Dar-Klajid**: Gegenspielerin Rahjas, Vielgeschlechtliche Versucherin, Meisterin der schwarzfaulen Lust und Herrin der blutigen Ekstase

WEITERE ABENTEUER ERWARTEN EUCH!



Wald ohne
Wiederkehr
US25512 • €24,95



Das Schiff der
verlorenen Seelen
US25513 • €24,95



Feuertränen
US25536 • €29,95



Heldenreigen
US25535 • €24,95



ULISSES-SPIELE.DE

DER ANDERGASTER

Ein Comic in der Welt des Schwarzen Auges

*Ein Todeshauch zog durch das Land,
als Andergast ward er bekannt.*

*Ein Dämon war's aus finst'rer Nacht,
zog blut'ge Spur durch Nostri's Pracht,
auf schwarzem Ross, mit blut'gem Horn,
das Herz voll Gram, das Aug' voll Zorn.*

Bereits seit Jahrtausenden liegen die Streitenden Königreiche Nostria und Andergast in erbittertem Zwist. Als mehrere grauslich zugerichtete Leichen gefunden werden, werden schnell Erinnerungen an den Schwarzen Andergaster wach, eine Schreckgestalt wie aus finstersten Alpträumen, die vor vielen Jahren schon einmal Nostria heimsuchte.

In dieser Zeit des Aufruhrs reist der junge albernische Ritter Leandro von Arvun in diplomatischem Auftrag seiner Königin in die nostrische Hauptstadt. Sein schicksalhafter Weg folgt der blutigen Spur, von der man nicht weiß, ob ein Mensch sie hinterlassen hat oder tatsächlich ein leibhafter Dämon.

Diese Graphic Novel erzählt eine Geschichte in Aventurien, der phantastischen Welt von Deutschlands erfolgreichstem Fantasy-Rollenspiel **Das Schwarze Auge**.

Reinhard Kotz / Carsten Dörr

Der Andergaster

US25559 • ISBN 978-3-95752-634-2

€ 19,95

